This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

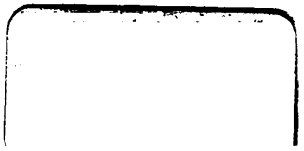
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 06667149 0



ECT

Der

Deutſche Krieg

im Jahr 1866.

Erſter Band.

Der

Deutſche Krieg

8107

im Jahr 1866,

in ſeinen Urſachen, ſeinem Verlauf und ſeinen nächſten Folgen.

Dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1867.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Brandel, in Stuttgart.

Vorwort.

Die einfache Art, wie die Patrioten von 1813 die deutſche Frage angeſehen haben, ſcheint mir heute noch die richtigſte zu ſeyn, ſo daß man gewiß nicht nöthig gehabt hätte, die Frage zu verdrehen und zu verkünſteln. Es gibt nur ein Deutſchland und die Parteiung, die ſich um ein Groß- und Kleindeutſchland riß, war unnatürlich. Eben ſo wenig ſoll man mäckeln, ob man durch die Freiheit zur Einheit, oder durch die Einheit zur Freiheit gelangen will? Zuſammenhalten nach außen iſt die Hauptſache. Wie kann man denn die Fragen der innern Politik entſcheiden, wenn man nicht Herr im eignen Hauſe iſt, wenn man nicht ſtark genug geworden iſt, jeden fremden Angriff zurückzuſchlagen, jeden fremden Einfluß ſich verbitten zu können, jede fremde Intrigue mit herkuliſchem Inſtinkt ſchon in der Wiege zu erwürgen!

So einfach und natürlich ſah man im Jahr 1813 die große deutſche Frage an. Die ganze deutſche Nation ſollte zuſammenſtehen, um das Joch der Fremdherrſchaft zu zerbrechen und um nie mehr ein zweites, ſo wenig als im Innern noch ferner Verräther des großen Vaterlandes zu dulden. Das war der Geiſt von 1813! Der Verfaſſer des vorliegenden Werkes erlebte zu Anfang des Jahrhunderts die ganze Schmach, die über Deutſchland gekommen war. Nach der Schlacht bei Jena wurde

seine schlesische Vaterstadt von den Rheinbundtruppen geplündert. Namenloses Elend kam sieben Jahre lang über das Land. Die ungeheuern Opfer, die Napoleon forderte, erschöpften es bis zur bittersten Armuth. Viele tausend einst wohlhabende Familien, auch die des Verfassers, verloren ihr ganzes Vermögen. Von dem tiefen Schmerze, von der furchtbaren Erbitterung des preußischen Volks in jenen sieben Unglücksjahren hat das heutige wieder üppig gewordene Geschlecht freilich keinen Begriff. Mitten im Elend aber war ein Geist im Volk erwacht, rein patriotisch, edel und ritterlich. Bis in die Knabenwelt hinein ging die Begeisterung durch alle Herzen. Die Bildnisse Blüchers und Schills, des Braunschweiger Herzogs und Andreas Hofers konnte man überall, selbst in den ländlichen Hütten sehen.

Im Frühjahr 1813 kam der König von Preußen nach Breslau und hier war der Mittelpunkt der großen Rüstungen, der Mittelpunkt aller Begeisterungen und all des Jubels, in den das so lange mißhandelte Volk ausbrach, als man endlich Eisen faßte, um, ein Volk in Waffen, den bösen Feind für immer vom deutschen Boden zu vertreiben. Der Verfasser hat diese herrliche Zeit mit erlebt und als es ihm sein Alter erlaubte, noch im Jahr 1815, erst siebzehn Jahre alt, die Waffen gegen Napoleon ergriffen. Als der Krieg damals schnell zu Ende ging, blieb der Verfasser dem Geiste der großen Befreiungskriege treu, als eifriger Turner und Mitbegründer der allgemeinen deutschen Burschenschaft am 18. October 1818 in Jena. Der Kampf der s. g. christlich deutschen Burschenschaft gegen die lüderlichen Landsmannschaften war ganz der nämliche, den heute die Freunde deutscher Einheit mit dem Particularismus zu bestehen haben. Der Verfasser kam an den Rhein, wurde mit Arndt und Görres, wie früher schon mit Jahn befreundet und lebte mit dem unvergeßlichen Görres ein Jahr lang in der Schweiz zusammen.

Die damalige preußische Regierung fügte sich leider der Politik der Karlsbader Beschlüsse, verbot das Turnen und die Burschenschaft, maßregelte die Patrioten im offenen Widerspruch mit den Grundsätzen von 1813 und begünstigte auf den Universitäten Tendenzen, die ausdrücklich darauf berechnet schienen, der preußischen Jugend die christlich deutsche Begeisterung systematisch aus den Herzen zu reißen. Deshalb verließ der Verfasser seine preußische Heimath und suchte ein Asyl in der Schweiz, später in Schwaben. Hier ist er in einem nun fast fünzigjährigen Wirken als Publicist und Geschichtschreiber dem einfachen und natürlichen Grundgedanken des Patriotismus von 1813 treu geblieben und hat ihn in Zeiten verfochten, wo es fast niemand anders mehr gethan hat. Denn in einer erschreckenden Weise sank der Geist in Deutschland seit dem Wiener Congreß tiefer und immer tiefer herunter und als die neue Generation heranwuchs, war die große Zeit von 1813 schon vergessen. Das Metternich'sche Polizeisystem und die russische Vormundschaft wachten in höchster Instanz, daß der nationale Geist in Deutschland nie wieder erwache, und die Kleinstaaterei und Philisterei arbeiteten eifrig für denselben Zweck. Bedurfte die jüngere Generation noch des Geistes, so schickte man sie in die Hegel'schen Hörsäle und machte sie mit der hoffärtigen Selbstvergötterungslehre trunken. Fanden sich noch männliche Charaktere, um einem politischen Ziele zuzustreben, so tappten sie doch nur in die Fußstapfen des französischen Liberalismus hinein und vergaßen über der abstrakten Freiheit den nationalen Gedanken so gänzlich, daß sie mit den Feinden unseres Vaterlandes sympathisirten, wenn es nur liberale oder radikale Parteien waren. Daher die Unmöglichkeit, daß die nationalen Hoffnungen im Jahr 1848 hätten erfüllt werden können. Die Liberalen trachteten mehr nach Freiheitsbürgschaften im Innern, als nach nationalem Zusammenhalten und Schutz der Grenzen nach außen und wurden überdieß

durch den Abfall der Demokraten geschwächt. Daher ihr Fiasko und die Wiederherstellung des alten Bundestags mit seiner ganzen Misere.

Einundfünfzig Jahre lang hat der deutsche Bund bestanden, diese Metternich'sche Schöpfung, die keinen andern Zweck hatte, als den Geist von 1813 zu ersticken. Was Thiers unlängst in einer Rede aussprach, die wichtigste Aufgabe Europa's sey, die Einheit der Deutschen zu verhindern, das hat Metternich schon auf dem Wiener Congreß zur unveränderlichen Praxis des österreichischen Kabinets gemacht. Preußen wurde gehindert, ferner den deutschen Einheitsbestrebungen Vorschub zu leisten. Indessen blieb Preußen doch verhältnißmäßig stark und ersetzte durch musterhafte Verwaltung, was ihm an Länderbesitz fehlte. Es war daher erlaubt, in der langen Zeit, in welcher die deutsche Nation selbst den Geist von 1813 verleugnete, das relative Heil für Deutschland wenigstens noch in einem Bündniß Oesterreichs mit Preußen zu suchen. Aber Oesterreich hat durch ein stets feindseliges Benehmen gegen Preußen die dauernde Befestigung eines solchen Bündnisses unmöglich gemacht und Preußen endlich zur Nothwehr gezwungen.

In dieser Nothwehr aber hat Preußen einen Geist entfaltet, der dem von 1813 wie ein Kind dem Vater ähnlich sieht. Ja, dieser Geist, den der Wiener Congreß begraben zu haben wähnte, er lebt wieder. Der einfache und natürliche Patriotismus von 1813 ist wieder an die Tagesordnung gekommen und auch das Volk in Waffen und die ruhmreichen Helden von 1813, sie stehen alle wieder lebendig da, vom Feldherrn bis zum letzten Landwehrmann. Es sind immer noch die Alten, die Ewigjungen.

Sollte ich, ein Greis, der ich das Jahr 1813 erlebte, mich nicht freuen, sie wieder zu begrüßen?

Wenn die großen Hoffnungen der deutschen Nation in Erfüllung gehen, so verdankt sie es allein dem kriegerischen Geist

des Volks in Waffen, dem Blut und Eisen, nicht dem Geschwätz liberaler Kammern, nicht den Toasten der Classen-Kappelmänner, nicht der Judenpresse. Ahnungsvoll sang der zu frühe gestorbene Graf Strachwitz, als der deutsche Geist am tiefsten gesunken war, es werden bessere Tage wiederkommen:

Es wird eine Zeit der Helden seyn,
Nicht mehr der Schreier und Schreiber.

Der Krieg hat die Basis der Verträge von 1815 umgeworfen. Dieser Alp drückt Deutschland nicht mehr. Die deutsche Nation kann wieder frei athmen, aber ihre Stämme sind noch getheilt. Es gibt noch Deutsche, die von der Gemüthlichkeit der Kleinstaaterei wie Kinder eingewickelt und gewiegt seyn wollen, die noch ihre deutschen Stammesbrüder ungerecht verachten oder hassen und dagegen jeder fremden Mode nachlaufen, lächerlichen Respect vor allem Fremden zur Schau tragen, im Ausland ihre deutsche Geburt verleugnen und sich vor den Fremden erniedrigen. — Der Uebel größtes ist der confessionelle Gegensatz. Weil die protestantische Regierung in Preußen die deutsche Bewegung zur Einheit leitet, hat man von katholischer Seite angefangen, dagegen blind und unverständig zu eifern. Preußen hat den katholischen Geist frei sich entwickeln lassen. Der gläubige Protestantismus hat den katholischen Geist überall gestärkt, der frivole Unglauben dagegen, der in Oesterreich mit dem Josephinismus und mit der Judenpresse, in Italien durch den Cavourismus und Mazzinismus aufgekommen ist, hat ihn auf das bedenklichste geschwächt. Sodann — welchem einsichtsvollen Katholiken könnte diese Wahrheit verborgen bleiben — die Einheit der Kirche war es, welche vor tausend Jahren die Einheit des weltlichen Reiches nach sich zog, es ermöglichte und bedingte. Der Particularismus und der Vaterlandsverrath, der die Fremden herbeirief, hat die Einheit unseres Reichs zerrissen, was auch die Zerreißung der Kirche nach sich

zog. Er hat an die Stelle der großen einigen Kirche kleine Staatskirchen wie an die Stelle des großen einigen Reichs die kleinen fürstlichen Souveränetäten gesetzt. Wird das Reich wieder einig, so wird damit der Weg gebahnt, auf dem wir allmählig auch wieder zur kirchlichen Einheit gelangen können. Die Weltgeschichte hat einen großen Wellenschlag und die Genossen der katholischen Kirche sind am wenigsten berechtigt, den majestätischen Gang dieser Weltgeschichte kleinlich und ängstlich aufzufassen.

Der Gang der Weltgeschichte drängt uns Deutsche zur Einheit. Fassen wir das Werk gemeinsam, entschlossen und freudig an, denn es öffnet uns eine große Zukunft. Der Deutsche wird wieder geehrt werden unter den Völkern und auch als Privatmann wird er eine erleichterte Existenz finden. Was dabei herauskommt, wenn eine Nation nicht einig ist, nicht fest nach außen zusammenhält, lehrt das Beispiel der durch eigene Schuld so unglücklichen Polen. Mit Recht wies Graf Bismarck in seiner Reichstagsrede am 18. März d. J. auf dieses Beispiel hin, um den deutschen Volksvertretern ans Herz zu legen, daß jede Nation untergehen muß, die nur der persönlichen Freiheit nachjagt und nach außen zusammenzuhalten versäumt.

Das Bedürfniß einer Orientirung in der Geschichte des letzten Jahres entschuldigt wohl die beschleunigte Herausgabe des vorliegenden Werkes. Bei der Schwierigkeit, ein so großes Material zu überwältigen und in die Geheimnisse der Kabinete einzudringen, werden die geneigten Leser auch wohl Nachsicht haben, wenn irgend ein Irrthum sich eingeschlichen haben sollte, oder es unmöglich war, Aktenstücke oder geheime Artikel zu kennen, ehe sie veröffentlicht sind.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort V

Erstes Buch. Das alte österreichische System und der Bundestag . . 1

Deutschlands Hoffnungen von 1813 durch Oesterreich vereitelt S. 1. System des Fürsten Metternich 3. Schädliche Folgen davon für Oesterreich selbst 6. Scheinliberalismus in den Mittelstaaten 7. Mißlungener Versuch einer Einigung Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs 10. Olmütz 11. Dänische Intrigue und Londoner Protokoll 12. Der italienische Krieg 15. Corruption in Oesterreich 17. Eynatten und Bruck 19. Opposition in Ungarn 21. Oesterreich verspricht Reformen und beruft einen Reichsrath 22. Oesterreich bemüht sich um die Mittelstaaten. Frankfurter Fürstentag 26.

Zweites Buch. Oesterreichs innerer Verfall 31

Grundfehler des österreichischen Systems S. 31. Panslavismus in Böhmen 33. Vernachlässigung des katholischen Staatsprincips 35. Judenwirthschaft 37. Judenpresse 39. Nutzlosigkeit des Schmerlingschen Liberalismus und Sistirung der Reichsverfassung 48. Mißstände im Heerwesen 51. Föderalistischer Versuch des Minister Belcredi 54. Czechischer Uebermuth 58. Kühne Forderungen der Ungarn 59.

Drittes Buch. Die Bedeutung Preußens für Deutschland 62

Die lange Vernachlässigung Norddeutschlands S. 62. Das Verdienst Preußens um Norddeutschland 68. Preußens deutsche Politik in den Befreiungskriegen 71. Complott Oesterreichs mit den auswärtigen Mächten zur Unterdrückung der deutschen Einheitsbestrebungen und Zurücksetzung Preußens am Wiener Congreß 72. Der Abfall der preußischen Regierung von der deutschen Politik 74. Die liberale Opposition in Preußen 75. Die Feudalpartei 76. Wieder-

Seite

belebung des christlichen Bewußtseyns unter Friedrich Wilhelm IV. Mißlungene Pläne der Gothaer 81. Wiederaufnahme derselben durch den Nationalverein 83.

Viertes Buch. Die preußische Armeereorganisation 92

Die Armeefrage S. 92. König Wilhelm I. von Preußen 98. Die Fortschrittspartei 99. Das Ministerium Bismarck 104. Uebermuth im Abgeordnetenhause 108. Blinde Verkennung der deutschen Politik des Königs von Preußen und Zusammengehen des Berliner Abgeordnetenhauses mit den Feinden Preußens 115.

Fünftes Buch. Die Elbherzogthümer. 118

Uebermuth der Dänen gegen die Deutschen S. 118. Eiderdänische Politik. 121. Project des dänischen Einheitstaates 122. Thronerledigung in Dänemark. Christian IX. 123. Prinz Friedrich von Augustenburg als Prätendent und die Kieler Professoren 124. Einmischung des Nationalvereins 125. Bismarck und Rechberg einigen Preußen und Oesterreich in der dänischen Frage 126. Lächerliche Wuth der englischen Presse 127. Einmarsch der Bundestruppen in Holstein 129. Die Preußen und Oesterreicher in Schleswig 135. Erstürmung der Düppler Schanzen 140. Die Conferenz in London 142. Reise des Kaisers von Rußland 149. Eroberung der Insel Alsen 151. Der Wiener Friede 158. Die Februarforderungen Preußens 159.

Sechstes Buch. Das Treiben zum Kriege. 161

Das Abgeordnetenhaus in Berlin als Avantgarde Oesterreichs in der Bekämpfung Preußens S. 161. Graf Bismarck constatirt die unpatriotische Gesinnung der Mehrheit dieses Hauses 169. Classen-Kappelmanns Posse in Köln 172. Die augustenburgische Nebenregierung in den Elbherzogthümern 180. Vorwitziger Abgeordnetentag in Frankfurt 183. Ohnmächtige Demonstration des Nationalvereins 187. Oesterreichs Bemühungen um Frankreich 191. Die österreichische Regierung begünstigt den czechischen Uebermuth gegen die Deutschen 196. Preußens Bundesreformantrag 201. Der Plan Oesterreichs, für Venetien Schlesien zu nehmen 203.

Siebentes Buch. Diplomatie der Mittelstaaten. 215

Verblendung in Hannover S. 216. In Kurhessen 220. In Nassau 221. Concentration des Preußenhasses in Frankfurt a. M. 222. Politik des Herrn v. Beust in Sachsen 225. Des Herrn v. d. Pfordten in Bayern 226. Württemberg 227. Badens preußenfreundliche Sonderstellung 229. Verblendung der süddeutschen Presse 233. Bruch

Seite

des Gasteiner Vertrags durch Oesterreich 240. Kriegserklärung des Bundestags gegen Preußen 244.

Achtes Buch. Verhalten der auswärtigen Mächte. 249

Schwebe der französischen Politik zwischen Preußen und Oesterreich, England und Rußland S. 249. Große welthistorische Anschauungen Napoleons III. 255. Ein Blick in den Orient 256. Prinz Karl von Hohenzollern in Rumänien 257. Die übel verleumdete und doch großartige und humane Politik Napoleons III. in Bezug auf Meriko 259. Kaiser Maximilian von Meriko 264. Der Chauvinismus in Frankreich 269. Kaiser Alexander II. von Rußland 273. Aufhebung der russischen Leibeigenschaft 274. Die jüngste Revolution in Polen 275. Unterdrückung derselben 277. Bedrängnisse der Deutschen und Lutheraner in Livland 280. Fortsetzung der russischen Eroberung in Asien 284. Die Passivität Englands in Bezug auf die deutsche Frage 288. Das neue Königreich Italien 290. Die Bedrängnisse des Papstes 294. Die Encyclica 295. Das Danaidenfaß der italienischen Finanzverwaltung 299. Die Folgen des Septembervertrags 301. Tumult in Turin und Uebersiedelung des Hofes nach Florenz 302.

Neuntes Buch. Einrücken der Preußen in Böhmen. 305

Vermeintliche Stärke und wirkliche Schwäche Oesterreichs S. 306. Vermeintliche Schwäche und wirkliche Stärke Preußens 313. Das Zündnadelgewehr 315. Die Kriegsmanifeste 318. Einmarsch der Preußen in Sachsen 320; und in Böhmen 324. Erfolge der ersten Armee unter Prinz Friedrich Karl 325; und der Elbarmee unter General Herwarth v. Bittenfeld 326. Siege beider Armeen über die Oesterreicher unter Clam-Gallas bei Münchengrätz und Gitschin 327. Einmarsch der zweiten Armee unter dem Kronprinzen von Preußen in Böhmen 330. Glänzende Siege des General v. Steinmetz bei Nachod und Skalitz 331. Das abgesonderte Corps der Preußen unter General Bonin wird durch die Oesterreicher unter Gablenz bei Trautenau zurückgeschlagen, geht aber wieder vor 333, unterstützt von der preußischen Garde und Sieg der letztern bei Burgersdorf und Soor 334. Wuth und Angst der czechischen Bevölkerung 335. Vereinigung sämmtlicher preußischer Armeen 336. Jubel in Berlin und Abreise des Königs zur Armee 339.

Zehntes Buch. Die Schlacht bei Königgrätz. 341

Die Aufstellung der Oesterreicher S. 342. Angriff der Preußen und Uebersicht der Hauptmomente dieser großen Schlacht 343. Officieller Schlachtbericht des preußischen Staatsanzeigers 346. Ausführ-

Seite

licher Bericht des Timescorrespondenten im preußischen Lager 351, des Timescorrespondenten im österreichischen Lager 371. Der Brief des Königs von Preußen 380. Ausgang der Schlacht 385. Das Schlachtfeld 389.

Elftes Buch. Die große Flucht in Böhmen. 391

Die Verwirrung an der Elbe S. 391. Kritiken über die Schlacht 393. Vernachlässigung des Sanitätswesens von Seite Oesterreichs, daher kläglicher Zustand der österreichischen Verwundeten 398. Die preußische Verfolgung 403. Flucht und dumme Angst der Czechen 404.

Zwölftes Buch. Die Preußen vor Wien. 407

Gablenz im preußischen Hauptquartier S. 407. Kaiser Franz Joseph schenkt Venetien dem Kaiser der Franzosen 408. Vermittlungsversuche des französischen Gesandten Benedetti 411. Einzug des Königs von Preußen in Brünn 412. Sieg des Kronprinzen von Preußen bei Tobitschau 414. Die Preußen in Prag 414. Sieg des Prinzen Friedrich Karl bei Blumenau 416. Klapka 417. Theilnahmlosigkeit der Ungarn 418. Auch der Deutsch-Oesterreicher 419. Unmöglichkeit einer Volkserhebung in Oesterreich 420. Der Kaiser hört vom Wiener Gemeinderath nur Vorwürfe 421. Mißlungene Slavenconferenz in Wien 422. Florisdorf 423. Verhandlungen in Nikolsburg 425. Friedenspräliminarien 427. Die Verluste Oesterreichs 432. Geist des preußischen Heeres und General v. Moltke 433.

Erſtes Buch.

Das alte öſterreichiſche Syſtem und der Bundestag.

Was dem großen Kriege vorherging, das erklärt ihn. Wir müſſen in die Geſchichte zurückgreifen, um, wenn auch nur in einer kurzen Skizzirung, die Fäden der Zwietracht zu verfolgen, die das blutige Jahr 1866 herbeiführten.

Es handelte ſich um die alte Rivalität der zwei mächtigſten deutſchen Dynaſtien, aber auch zugleich um die neue Hoffnung der Nation, das durch Theilung ſo tief aufgelockerte und geſchwächte Deutſchland der Einheit wieder näher gebracht zu ſehen. Unſere große Nation bildete früher ein einiges Reich, das mächtigſte in Europa. Der Deutſche war der geachtetſte und zugleich der gefürchtetſte Menſch in Europa. Aber durch das Emporkommen ſo vieler großer und kleiner Dynaſtien und durch die unaufhörliche Uneinigkeit derſelben iſt das deutſche Reich von Innen zerriſſen und der Zerſtörung durch äußere Gewalt preisgegeben worden. Als im Anfang des gegenwär-

tigen Jahrhunderts ein großer Theil Deutschlands mit Frankreich vereinigt und die Fürsten des übrigen Deutschland Frankreichs Vasallen wurden, als zum erstenmal in der Weltgeschichte das ganze deutsche Volk unter ein fremdes Joch gebeugt war, da dämmerte endlich in den Deutschen das Bewußtseyn einer ungeheuern Verschuldung, eine tiefe Scham über die verlorene Nationalehre und eine sehnsüchtige Erinnerung an die ehemalige Macht und Größe des deutschen Reichs. Sobald aber den fremden Weltstürmer das Gottesgericht in Rußland erreichte, war es unter allen deutschen Regierungen zuerst die preußische, unter allen deutschen Stämmen zuerst der preußische, die das französische Joch zerbrachen. Von Preußen ging der Ruf zur Freiheit und Einheit der Deutschen aus und die Größe der preußischen Siege, die ungeheure Zahl der preußischen Todten bewiesen, mit welcher Heldenkraft und Opferfreudigkeit die Preußen für die deutsche Sache kämpften.

Die großen und in jeder Beziehung natürlichen und berechtigten Hoffnungen für Deutschland, wie sie in Preußen waren geweckt und gepflegt worden, sollten trotz der unsterblichen Waffenthaten und Siege nicht in Erfüllung gehen, einfach — weil Oesterreich nicht wollte. Denn hätte Oesterreich gewollt, so würde es sich nach Napoleons Sturz bei der Neugestaltung Deutschlands mit Preußen gegen jede auswärtige Einmischung haben verbinden können. Aber es wollte nicht. Es verband sich mit den auswärtigen Mächten gegen Preußen. Unbestritten hat die Schwächung Napoleons in Rußland begonnen; ohne den Untergang seines Heeres im Winter von 1812 hätte Deutschland sich nicht sobald erheben können. Unbestritten haben Russen, Engländer und, wenn auch nur in geringem Maße Schweden mitgewirkt, Napoleon zu entthronen. Das meiste dabei aber haben die Deutschen gethan und nur ihre Streitkräfte haben den Sieg entschieden. Somit beschränkte sich die Berechtigung Rußlands, Englands und Schwedens darauf, daß sie mit Oesterreich und Preußen gemein-

ſchaftlich über das beſiegte Frankreich verfügten. Niemals aber waren ſie befugt, uns Deutſchen die Zurücknahme von Elſaß und Lothringen, wie auch von Belgien (den öſterreichiſchen Niederlanden) zu verwehren und bei der Neugeſtaltung Deutſchlands auch nur ein Wort mitzuſprechen. Preußen verfocht dieſes natürliche Recht der Deutſchen und wenn Oeſterreich ſich an ſeine Seite geſtellt hätte, ſo würden beide vereinigt ſtark genug geweſen ſeyn, um jeden fremden Einfluß vom deutſchen Verfaſſungswerke fern zu halten. Aber das wollte Oeſterreich nicht. Es ſuchte und beförderte den fremden Einfluß auf die deutſchen Angelegenheiten, nur um Preußen nicht aufkommen zu laſſen. Es verband ſich mit dem Ausland gegen Preußen und verſchaffte ſogar dem eben beſiegten Frankreich eine Stimme auf dem Wiener Congreß, nur um ein Votum mehr gegen Preußen aufzutreiben.

Kaiſer Franz wußte wohl, er könne nicht Alleinherr der Deutſchen werden, denn Preußen war ſchon zu mächtig, der ganze deutſche Proteſtantismus, wie auch der Partikularismus des katholiſchen Bayern ſträubten ſich gegen die öſterreichiſche Herrſchaft. Der Kaiſer, unterſtützt von ſeinem berühmten Miniſter, Fürſten Metternich, fand es alſo dem Intereſſe ſeiner Dynaſtie entſprechender, ſich im Oſten abzurunden und ſich mehr auf die Ungarn, Slaven und Italiener ſeines Reichs, als auf die Deutſchen zu ſtützen. Das übrige außeröſterreichiſche Deutſchland ſollte nun aber neben der trefflich abgerundeten und compacten öſterreichiſchen Monarchie — das war der Grundgedanke der Wiener Politik — getheilt bleiben und vor allem ſollte Preußen gehindert werden zu erſtarken. Deshalb wurde der vom preußiſchen Volke ausgegangene nationale Gedanke, wie viel er auch zur Begeiſterung der deutſchen Heere und zum Siege beitrug, von Oeſterreich verſchmäht, zurückgewieſen, bekämpft. Oeſterreich ſchonte damals die Rheinbundfürſten, nur um ſie zu ſeinen Bundesgenoſſen gegen Preußen zu machen, um mit ihrer Hülfe die patriotiſche Begeiſterung im preußiſchen Volke niederzuhalten. Auch Frankreich wurde

nur deshalb geschont und blieb für seine schweren Versündigungen an der deutschen Nation ungestraft, weil Oesterreich den im preußischen Hauptquartier vertretenen Willen der deutschen Nation brechen wollte. Oesterreich wurde dabei natürlicher Weise von demselben Frankreich, wie auch von Rußland und England unterstützt, denn das ganze übrige Europa war, wie damals im Congreß zu Washington gesagt wurde, gegen den nationalen Gedanken in Deutschland verschworen und „fest entschlossen, die Kräfte, die im großen deutschen Volke schlummern, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen." So wurde das siegreiche Deutschland einzig durch die Schuld Oesterreichs, welches Rußland, England und Frankreich zur Seite hatte, kleiner, als es vorher gewesen war, und erhielt die lockere, die innere Zwietracht und den äußern fremden Einfluß verewigende Bundesverfassung. So blieben die preußischen Patrioten in der Minderheit und indem das russische Kaiserhaus sich dem preußischen Königshause verschwägerte, schloß sich das letztere den europäischen Verträgen an, durch welche jeder Aufschwung der deutschen Nation fortan verhindert und ihre Vielstaaterei verewigt werden sollte. Der Wiener Congreß, die Stiftung des deutschen Bundestags, die Karlsbader Beschlüsse und die Wiener Schlußakte hatten keinen andern Zweck.

Seit den Karlsbader Beschlüssen kannte man Preußen nicht wieder. Der dort unter dem Einfluß des Kaiser Alexander und des Fürsten Metternich erfolgte Systemwechsel ließ alles vergessen, was von Preußen aus in den großen Kriegen gegen Napoleon Herrliches und für die deutsche Nation ewig Ruhmwürdiges geleistet worden war. Auch der Fortschritt war vergessen, durch den Preußen schon im vorigen Jahrhundert sich Oesterreich so sehr überlegen gezeigt hat. Das Zeitalter Friedrichs des Großen war vergessen. Das Berliner Cabinet befand sich unter geheimer russischer Leitung und anerkannte zugleich im Fürsten Metternich den größten Staatsmann der Zeit, das glänzende Vorbild wie für jede, so auch für die preußische Diplomatie.

Die Macht und das Anſehen Oeſterreichs überwog damals die Macht und das Anſehen Preußens bei weitem und ſchien auf lange Zeit geſichert zu ſeyn. Oeſterreich hatte ſich mit Galizien, Venedig und der Lombardei abgerundet. Es beſaß vorherrſchenden Einfluß in Italien und im Orient. Es beherrſchte den deutſchen Bundestag und die römiſche Curie. Und doch that Oeſterreich nichts, was ihm ſeine ſtarke Stellung in Europa auf lange Dauer hätte ſichern können. Es hatte ſich gewiſſermaßen mit einem Fluche beladen, indem es den nationalen Gedanken in Deutſchland unterdrückte. Es wurde in eine falſche Conſequenz hinein getrieben. Sofern es nämlich von keinem Aufſchwung des deutſchen Elements etwas wiſſen wollte und ſeine Grenzen ſelbſt gegen den ſpärlichen Einfluß deutſcher Geſinnung aus den Bundesſtaaten durch Mauthen, Bücherverbote, Cenſur und Paßquälereien abſperrte, ſchmeichelte es dagegen den Czechen, Magyaren und Italienern, billigte und pflegte deren nationale Beſtrebungen, hielt die undeutſchen Akademien in Prag, Peſth und Padua, während es in Wien noch keine gab, im beſten Stande und in hohen Ehren und ließ die deutſche Sprache und Sitte in Südtirol viele Jahrzehnte hindurch von der italieniſchen verdrängen, was das Volk ſelbſt keineswegs wollte, was aber durch kaiſerliche Beamte und Prieſter allmälig durchgeſetzt wurde. Damit ſich keine deutſche Geſinnung und Begeiſterung in Wien einſchleiche, wurde die Preſſe niedergehalten, wurde auch in den höhern Schulen außer in mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften, die mit Politik nichts zu thun haben, kein Geiſt und höheres Streben geduldet. Ja ſogar die katholiſche Theologie in Oeſterreich durfte an der glänzenden Regeneration, die ſie in den deutſchen Bundesſtaaten und Frankreich fand, nicht theilnehmen. Der Geiſt war ſprichwörtlich gelähmt. Wer nach Wien kam, fand das Volk liebenswürdig und gutmüthig, aber in einer künſtlichen Unmündigkeit und Kindheit niedergehalten. Die Sitten waren außerordentlich gelockert.

Ein merkwürdiger Zug naiver Sorgloſigkeit und Lüderlichkeit ging auch durch die höhern Regionen der Geſellſchaft und der Staatsverwaltung. Der Staat machte Schulden über Schulden und zwar nicht blos aus Noth, ſondern zum großen Theil leichtſinnig und in gewiſſenloſer Nachgiebigkeit gegen Leute, die ſich auf Koſten der ſteuerpflichtigen Unterthanen, welche doch am Ende die Zinſen der Schuld zahlen mußten, bereichern wollten. Beſtechung, Unterſchleif kamen an die Tagesordnung und Juden ſpielten dabei die Hauptrolle. Dieſe Judenwirthſchaft wurde ſo vorherrſchend und mächtig, daß ſie bald auch die einflußreichſten Organe der Tagespreſſe in ihre Gewalt bekam. Dabei verſäumte die Regierung, die natürlichen Hilfsquellen des weiten Reichs auszubeuten, hemmte Handel und Verkehr durch Mauthen und baute keine Straßen, wo ſie am nöthigſten geweſen wären, um den Ertrag fruchtbarer Ländereien durch Export zu verwerthen.

Unter einem ſolchen Verwaltungsſyſtem mußte ſich mancherlei Unzufriedenheit regen, aber ſie verſtummte bei den Deutſch-Oeſterreichern in einem gutmüthigen Sichallesgefallenlaſſen, bei den nicht deutſchen Oeſterreichern im Gewohnheitsgehorſam, in der alten Furcht. Nur im Adel und in den gebildeten Klaſſen, die viel reiſten und ihre Studien in Paris und London machten, bildete ſich ſehr allmälig eine Oppoſition aus, und zwar anfangs ausſchließlich in den nicht deutſchen Provinzen. Mit Hankas literariſchem Betruge (der Deutſchenhaß athmenden ſ. g. Königinhofer Handſchrift) und Palackys böhmiſcher Geſchichtſchreibung begann das Czechenthum leiſe die Fahne zu entfalten. In der Lombardei und Venetien griff der Mazzinismus um ſich, der ſich verſchwur, alles Deutſche bis auf den Tod zu bekämpfen. In Ungarn trachtete Koſſuth, ſein Vaterland von Deutſchland unabhängig zu machen. Man glaubte anfangs freilich nicht, daß das gefährliche Oppoſitionen ſeyen, aber ſie wurden ſehr gefährlich und führten wirklich zum offenen Abfall. Das hätten der Wiener Hof und Fürſt Metternich vermeiden können, wenn ſie das deutſche Element beſſer

gepflegt und nach altem geheiligten Herkommen die Tradition des deutſchen Kaiſerthums bewahrt, den alten Reſpect der nichtdeutſchen Unterthanen vor dem deutſchen Namen aufrecht erhalten und zugleich die Provinzen beſſer verwaltet, ſolider gewirthſchaftet, Bildung und Wohlſtand der Unterthanen mehr gefördert hätten.

Nicht minder fahrläſſig behandelte Fürſt Metternich die deutſchen Bundesſtaaten, indem er alles unterließ, ſie durch das öſterreichiſche Präſidium des Bundestags im nationalen Sinne gleichſam zu electriſiren, gemeinſame Nationalintereſſen zu fördern und einen Geiſt zu pflegen, der ſtark genug geweſen wäre, dem wiedererwachten Nationalſtolz der Franzoſen würdig entgegen zu treten und dem wachſenden Uebermuth der Ruſſen und Engländer würdig das Gegengewicht zu halten. Nicht einmal die Rheinſchifffahrt wurde frei, obgleich es die Verträge verlangten. Jeder Bundesſtaat blieb vom andern durch Zollſchranken abgeſchloſſen. Bitten um Aenderung wurden verächtlich vom Bundestag zurückgewieſen, Friedrich Liſt zum Dank für ſeine Anſtrengungen und Rathſchläge zum Beſten des Verkehrs, der Induſtrie und des Handels, in die Verbannung, in den Kerker, endlich in einen verzweiflungsvollen Tod geſchickt. Die Bundesacte hatte allen Bundesſtaaten Verfaſſungen zugeſichert. Oeſterreich entband ſich aber von dieſer Verpflichtung und Preußen ließ ſich zu ſehr von Metternich gängeln, um nicht dieſem Beiſpiel zu folgen. Ständeverſammlungen wurden nur in den vormaligen Rheinbundſtaaten einberufen und ſollten ganz machtlos bleiben. Die vormaligen Rheinbundfürſten hatten durch ihr langes Feſthalten an Napoleon das 1813 ſo lebhaft erwachte deutſche Nationalgefühl beleidigt, ſahen ſich vor der öffentlichen Meinung vielfach blosgeſtellt und ſuchten das Vertrauen wieder zu gewinnen, indem ſie Verfaſſungen gaben und ſich dadurch einen Vorzug aneigneten, den ſie vor den Beherrſchern Oeſterreichs und Preußens voraus hatten. Es war ihnen jedoch nicht bloß um dieſe Popularität in Deutſchland zu thun, ſondern ſie friſchten auch ihre Sympathien

mit Frankreich wieder auf, indem ſie ihre Verfaſſungsurkunden nach der Schablone der franzöſiſchen Charte entwarfen. Auch England befreundeten ſie ſich mittelſt des Conſtitutionalismus. Ihr Scheinliberalismus fiel ihnen aber leicht und war ihnen nicht gefährlich, weil, wenn irgend eine Kammeropposition etwas zu laut zu lärmen anfing, gleich der Bundestag bei der Hand war, um ſie zum Schweigen zu bringen.

Preußen nahm viel weniger Theil an der Bundesregierung als Oeſterreich. Es ließ den Fürſten Metternich gewähren. Es diente ihm ſogar, indem es die patriotiſche Partei, in der die Begeiſterung der Freiheitskriege nachglühte und der größtentheils die ſtudirende Jugend und das muntere Volk der Turner anhingen, ſchonungslos maßregelte und mit Verbannung oder langjährigem Kerker beſtrafte. Es legte damals den höchſten Werth auf die Pflege der Wiſſenſchaft, jedoch nur in dem Sinne, daß die ſtudirende Jugend dadurch von ihrer deutſchen Begeiſterung abgekühlt werden ſollte. Die damaligen geiſtigen Größen Berlins, Humboldt und Hegel, verbreiteten eine Geſinnung und Geiſtesrichtung, die nichts mehr mit dem Patriotismus zu ſchaffen hatte, ja demſelben verächtlich den Rücken kehrte. Im Uebrigen war die preußiſche Staatsverwaltung unendlich ſolider als die öſterreichiſche, und eifrig bemüht, die Wunden des großen Kriegs zu heilen.

Der anfangs ſehr unſcheinbar aufgetauchte Liberalismus kam mittlerweile in Frankreich zu Kräften und erſtarkte zu einer überwältigenden Macht, indem er die ältere Linie der Bourbons ſtürzte und der jüngern den Thron nur unter liberalen Bedingungen einräumte. Dieſer Vorgang ermuthigte natürlicherweiſe die liberalen Oppoſitionen auch in Deutſchland, doch kam es hier nur zu kleinen Tumulten und das alte öſterreichiſche Syſtem und der Bundestag behielten die Oberhand. Auch fehlte es der liberalen Partei an Patriotismus. Die Völker und ihr Unterſchied waren ihr gleichgültig. Sie wollte gleiche

Freiheit für alle Völker, für alle Menſchen. Sie ging nicht vom deutſchen Nationalgefühl aus, ſondern von der franzöſiſchen Doctrin, welche ſeit Rouſſeau verbreitet war, der großen franzöſiſchen Revolution im vorigen Jahrhundert den Impuls gegeben hatte und nach der Reſtauration im Liberalismus aufs neue zur Geltung kam.

Inzwiſchen lag es doch nahe, daß die liberale Partei aus ihrer Einſeitigkeit irgend einmal heraustreten mußte, da ſie die Erfahrung machte, daß ihr der Particularismus doch nicht ſo zuträglich ſey, als ſie ſich eine Zeitlang eingebildet hatte. Denn obgleich ſie allerdings, wenn ſie es nur mit der Regierung eines kleinen Einzelſtaats zu thun hatte, einen vorübergehenden Erfolg leichter erreichen konnte, ſo legte ſich doch immer die Bundesgewalt dazwiſchen und der Erfolg wurde wieder vereitelt. So lange Preußen zu Oeſtereich hielt, haben alle Oppoſitionen in den kleinen deutſchen Kammern der Bundesgewalt nichts abgewinnen können. Erſt als der Liberalismus in Frankreich im Sturmjahr 1848 zum zweitenmal den Thron umſtürzte, wurde auch Deutſchland vom Revolutionsfieber ergriffen und konnte auch hier der Liberalismus triumphiren. Die Regierungen verloren die Beſinnung, bangten ſchon vor der rothen Republik und warfen ſich den Liberalen in die Arme, deren bisherige Häupter Miniſter wurden. Die Liberalen aber begnügten ſich jetzt nicht mehr mit der Freiheit und mit Rechtserrungenſchaften, die nur ins Gebiet der inneren Politik gehörten, ſondern ſie dachten jetzt zum erſtenmal auch auf nationale Zuſammenfaſſung aller liberalen Capacitäten in einem großen deutſchen Parlamente und auf Vereinigung aller Deutſchen in einem neuen Reiche und weil Oeſterreich damals tief darnieder lag, in Wien das greiſe Regiment Metternichs im ſchmählichſten Bankerott geendigt hatte, aber nur um einem noch unfähigeren Bubenregiment Platz zu machen, während Italien, Ungarn und Böhmen abfielen, blieb nur der preußiſche Staat als der größte in Deutſchland noch unangetaſtet übrig, nach dem nun alle Blicke ſich richteten. Schon ein Jahr vorher hatte

König Friedrich Wilhelm IV. das Band gelöst, durch welches Preußen bisher an das Metternich'ſche Syſtem gefeſſelt geweſen war, und Preußen unter die conſtitutionellen Staaten einzureihen ſich entſchloſſen. Das flößte den Liberalen Vertrauen ein und ſo wurde nun die Einigung Deutſchlands unter Preußen mit Ausſchluß Oeſterreichs das Ziel, welches die Mehrheit des im Frühjahr nach Frankfurt einberufenen deutſchen Parlaments zu erreichen trachtete. Sie hat das Ziel nicht erreicht, weil ſie dem König von Preußen keine ausreichenden Bürgſchaften leiſten konnte. Sie war nicht ſtark genug, um weder die particulariſtiſche Oppoſition in den Mittelſtaaten, welche ſich Preußen nicht unterwerfen wollten, noch auch um die tumultuariſchen Demokraten niederzuhalten, die gar kein fürſtliches Reichsoberhaupt, ſondern eine Republik wollten. Zudem hatte die tapfere öſterreichiſche Armee unter Windiſchgrätz und Radetzky dem monarchiſchen Princip wieder Achtung verſchafft und einen jungen Kaiſer auf den Thron erhoben, deſſen energiſcher Miniſter Fürſt von Schwarzenberg eine Umgeſtaltung Deutſchlands nicht duldete und einfach die Wiederherſtellung des alten Bundestages und des öſterreichiſchen Einfluſſes, wie unter Metternich, forderte.

Unter dieſen Umſtänden konnte der friedliebende König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die deutſche Kaiſerkrone nicht annehmen, die ihm jetzt noch, aber viel zu ſpät, im April 1849, vom Parlament in Frankfurt angeboten wurde. Die liberale Partei hätte nicht einmal Stimmen genug für ſeine Wahl zuſammengebracht, wenn ihr die Demokraten nicht zugeſtimmt hätten. Dieſe thaten es aber nur unter der Bedingung, daß der neue Kaiſer auch die bereits fertige Reichsverfaſſung beſchwören müſſe. Das wollte nun der König von Preußen nicht, weil die Beſtimmungen dieſer Verfaſſung ihm zu ſehr die Hände würden gebunden haben. Auch hätte er die neue Krone nicht behaupten können, ohne zuvor einen blutigen Krieg mit Oeſterreich beſtehen zu müſſen, und das wollte er nicht. Er ſchlug alſo die deutſche Kaiſer-

krone aus, ſtellte aber allen Bundesſtaaten frei, ſofern ſie ſelber wollten, in einen engern Bund mit Preußen einzutreten unter Bedingungen, die erſt gegenſeitig ſollten verabredet werden. Dafür wirkte von nun an die ſ. g. Gothaer Partei, d. h. die bisherige liberale Mehrheit, die von Heinrich von Gagern geführt, ſeit ſie vom Frankfurter Parlament ausgeſchieden war, in Gotha getagt und mit Preußen unterhandelt hatte. Ihr bewilligte der König von Preußen die Eröffnung eines neuen Parlaments in Erfurt, wo ſich die Abgeordneten der Länder verſammelten, welche mit Preußen den engern Bund eingehen wollten.

Dieſe Maßregel war eine Halbheit und beſtrafte ſich als eine ſolche. Die Fürſten, die in der Angſt vor der Revolution den Schutz Preußens nachgeſucht hatten und denen es auch durch die Unterdrückung der Märzrevolutionen dieſen Schutz gewährt hatte, ſahen ſich kaum von ihrer Angſt befreit, als ſie ſich auch ſchon wieder undankbar von Preußen abwandten und ſich zu Oeſterreich hielten. Ja ihr Undank ging ſo weit, daß ſie ſich förmlich mit Oeſterreich zur Wiederherſtellung des alten Bundestags verbündeten und Preußen mit Krieg bedrohten, wenn es nicht nachgebe und nicht die ganze Erbärmlichkeit der alten Bundesverfaſſung unter öſterreichiſcher Präponderanz wieder herſtellen hülfe. Auf dieſe Weiſe ſah ſich Preußen iſolirt, denn auch das Ausland war damit einverſtanden, daß Deutſchland keine beſſere Verfaſſung haben ſolle, damit es nicht erſtarke. Das preußiſche Miniſterium Radowitz wollte zwar den Krieg aufnehmen, aber der friedliebende König zog es vor, nachzugeben. Das neue Miniſterium Manteuffel fügte ſich in alle Forderungen, die der antipreußiſche Bund ihm ſtellte, in den übelberüchtigten Verabredungen zu Olmütz. Fürſt Schwarzenberg und Herr von Manteuffel traktirten hier nicht allein. Der ruſſiſche Geſandte ſtand zwiſchen ihnen und führte ihnen die Hand. Rußland liebt die Oſtentationen. Die ganze Welt ſollte erfahren, in welche Abhängigkeit Deutſchland

von Rußland kommen müsse, wenn die beiden deutschen Großmächte in Streit seyen. Die Bedingungen, die sich Preußen zu Olmütz mußte gefallen lassen, kamen nicht blos Oesterreich unter Wiederherstellung des Metternichschen Systems in Deutschland, sondern auch Rußland zu gute, welches sich für den Beistand, den es Oesterreich damals leistete, durch einen Raub an Norddeutschland bezahlt machen wollte.

Jene Bedingungen, die Preußen gestellt wurden, und die es annahm, waren im Wesentlichen 1. zum Vortheil Oesterreichs die Wiederherstellung des alten Bundestags unter dem Präsidium und vorwiegenden Einfluß Oesterreichs, wie in der frühern Metternichschen Zeit, und die Wiederherstellung aller durch die Revolution gestörten Mißregierungen in den mittlern und kleinen Bundesstaaten, namentlich in Kurhessen. 2. Zum Vortheil Rußlands, die Besetzung Holsteins und Schleswigs durch österreichische Truppen, um die deutsche und preußenfreundliche Partei daselbst zu maßregeln, die Herzogthümer an Dänemark zurückzugeben und ihre Einverleibung in den dänischen Einheitsstaat vorzubereiten, eines Staates, in welchem Rußland durch eine kühne Intrigue das Erbrecht an sich reißen wollte. Damit hing auch der Verkauf der deutschen Flotte zusammen. Die Hoffnung auf eine deutsche Marine sollte den Norddeutschen vergehen. Oesterreich brauchte sie nicht und Rußland wollte sie nicht aufkommen lassen.

Die bezeichnete russische Intrigue wurde am 5. Juni 1851 zu Warschau eingefädelt und in dem berüchtigten Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 durchgeführt. Zu Warschau verabredete sich Kaiser Nikolaus mit Dänemark, wenn mit dem kinderlosen König die bisher in Dänemark regierende Linie ausstürbe, solle mit Ausschluß aller deutschen Prinzen, denen ein näheres Erbrecht zustand, der dänische Einheitsstaat mit Einschluß der deutschen Elbherzogthümer einzig auf den Prinzen Christian von Glücksburg vererbt

werden. Nicht weniger als elf deutſche Prinzen, die ein näheres agnatiſches Erbrecht in Schleswig-Holſtein beſaßen, wurden ohne Weiteres auf die Seite geſchoben, nämlich nicht nur die ſämmtlichen Auguſtenburgiſchen, ſondern auch die ältern Prinzen der Glücksburgiſchen Linie. Unter den Prinzen dieſer jüngern Linie hatte ſich Rußland abſichtlich den jüngſten ausgeſucht, denn wenn deſſen Nachkommenſchaft ausſtarb, mußte nach Ausſchluß ſämmtlicher älterer Linien das Haus Holſtein-Gottorp, d. h. *das ruſſiſche Kaiſerhaus ſelbſt, in das Erbrecht eintreten*. Daß die deutſchen Mächte gegen die ruſſiſche Willkür nicht proteſtirten, bewies, wie ſehr Deutſchland damals durch ſeine Uneinigkeit geſchwächt und unter die ruſſiſche Vormundſchaft gebeugt war.

Der Fürſt von Schwarzenberg, der die ruſſiſche Intrigue begünſtigt hatte, um Preußen zu demüthigen, opferte unbedingt das deutſche Intereſſe in den Elbherzogthümern dem ruſſiſchen auf und ſoll ſich zwar mit der Phraſe entſchuldigt haben, er hoffe noch die Ruſſen mit ſeinem Undank zu ärgern, allein er ſtarb plötzlich und ſein Nachfolger ließ wenigſtens in Bezug auf Deutſchland alles ſo fortdauern, wie es Schwarzenberg zu Olmütz ſtipulirt hatte. Nur in Bezug auf das Ausland änderten ſich die Verhältniſſe. Oeſterreich kümmerte ſich nicht um die deutſche Oſtſee, wohl aber um die untern Donauländer. Indem es jene dem ruſſiſchen Einfluß preisgab, wollte es dieſe vor demſelben Einfluß ſchützen.

Auch Frankreich miſchte ſich jetzt ein. Der Präſident der franzöſiſchen Republik hatte ſoeben als *Napoleon III.* das zweite Kaiſerthum gegründet. War er weniger eiferſüchtig auf die vormundſchaftliche Anmaßung Rußlands über Deutſchland, ſo erwachte doch in ihm die Eiferſucht ſehr lebhaft in Bezug auf die *neuen Anmaßungen Rußlands im Orient*. In dieſem Punkte trafen ſeine Antipathien gegen Rußland mit denen Oeſterreichs und auch mit denen Englands und Schwedens zuſammen. Einer alten Prophe-

zeiung gemäß ſollte Conſtantinopel, welches im Jahr 1453 von den Türken erobert worden war, nach 400 Jahren denſelben wieder entriſſen werden und zwar durch ein Volk im Norden. Nun verfehlte Rußland nicht, alle griechiſchen Chriſten in der Türkei auf ſeine Seite zu locken, ihnen ſeine Hülfe zu verſprechen, wenn ſie gegen die Türken aufſtehen würden. Zugleich wurde das ruſſiſche Volk fanatiſirt, um einen neuen Krieg gegen die Türkei als Religionskrieg führen zu können. Den äußern Anlaß zum Kriege mußte Fürſt Menzikof vom Zaune brechen. Kurz der große Krieg begann, England und Frankreich ſtanden der Türkei bei und als auch Oeſterreich ſich gegen Rußland erklärte, mußte der ſtolze Nikolaus die Neutralität mit einem ſchimpflichen Rückzug ſeiner Truppen erkaufen. Der nunmehr in der Krimm concentrirte, daher auch der Krimmkrieg genannte Kampf, anfangs ein Angriffskrieg Rußlands, ſchlug in einen Angriffskrieg der Weſtmächte um und endete im Pariſer Frieden von 1856 mit der Demüthigung Rußlands, nachdem der ruſſiſche Kaiſer in Kummer und Zorn geſtorben war. Rußland verlor die Mündungen der Donau.

Für Preußen hatte ſich damals eine ſchöne Gelegenheit dargeboten, mit Oeſterreich und dem geſammten deutſchen Bunde den Weſtmächten beizutreten, was auch Schweden in das Bündniß gezogen haben würde. Durch dieſen Bund des ganzen mittlern und weſtlichen Europa würde das europäiſche Gleichgewicht wieder hergeſtellt worden ſeyn, welches Rußland durch ſeine unverhältnißmäßige und unnatürliche Uebermacht ſtörte. Nichts wäre damals leichter geweſen, als die Ruſſen für immer aus Polen zu vertreiben, von wo aus ſie die beiden deutſchen Großmächte flankiren und dem uneinigen Deutſchland in gefährlicher Nähe drohen. Aber Preußen war damals wegen der Schmach, die ihm in Olmütz widerfahren war, noch zu ſehr gegen Oeſterreich verbittert und begnügte ſich, von Rußland nur zu verlangen, daß es den Balkan nicht überſteige.

Frankreich minirte fort und Rußlands neuer Kaiſer ſchmeichelte ihm, um ſich an Oeſterreich zu rächen. Frankreich ſuchte die Hegemonie in den romaniſchen Ländern, zunächſt in Italien. Unter der beſondern Protection und Anleitung Frankreichs und Rußlands begann der König von Sardinien Anſprüche zu erheben, deren Endziel nichts Geringeres war, als die Einheit Italiens und die Vertreibung der Oeſterreicher aus dieſem Lande. Da die kleine Macht des Sardiniers nicht ausreichte, wurde die italieniſche Bewegung zur Nationaleinheit unterſtützt durch die republikaniſchen Wühlereien Mazzinis und Garibaldis. Sofern dem Sardinier ſchon während des Krimmkriegs in einer auffälligen Weiſe die Ehre zu Theil geworden war, mit Frankreich und England als der Dritte im Bunde zu figuriren, ſo iſt nicht wahrſcheinlich, daß Napoleon III. erſt durch die Orſiniſchen Bomben, mit denen ihn die Mazziniſten tödten wollten, in den italieniſchen Operationsplan hineingeſchreckt worden iſt. Die Verabredungen waren ohne Zweifel von früherem Datum und die Ausführung wurde erſt durch die neue Annäherung Rußlands an Frankreich beſchleunigt. Sardinien durfte ſich die kühnſte Sprache gegen Oeſterreich erlauben und im geheimen Bunde mit den Mazziniſten die europäiſchen Verträge, die Oeſterreich ſeinen italieniſchen Beſitz ſicherten, mit der Behauptung ins Geſicht ſchlagen, Oeſterreich müſſe aus Italien vertrieben und ein einiges italieniſches Reich geſchaffen werden. Napoleon III. trat zwar noch nicht handelnd auf, billigte aber die Anwendung des allgemeinen, zuerſt von ihm aufgeſtellten Nationalitätenprincips auf Italien. Die Beleidigungen Oeſterreichs von Sardinien aus erreichten bald einen ſolchen Grad von Unverſchämtheit, daß ſich Oeſterreich dieſelben nicht mehr ruhig konnte gefallen laſſen und drohte. Sardinien gab nicht nach und ſo begann der Krieg von 1859, in welchem Frankreich Sardinien beiſtand und Oeſterreich beſiegt wurde.

Der Verlauf und Ausgang dieſes unglücklichen Krieges iſt ſo

allgemein bekannt, daß wir es uns ersparen dürfen, hier in seine Einzelheiten einzugehen. Doch im Hinblick auf die späteren Entwicklungen der deutschen Politik muß bemerkt werden, daß Oesterreich ihn mit Uebereilung und allzu stolzer Ueberschätzung seiner selbst begonnen hat. Es hätte sich vor allem um die preußische Allianz bemühen müssen, anstatt sich bloß auf die Bundespflicht Preußens zu verlassen, welche Preußen erfüllen mußte, wenn deutsches Gebiet durch einen äußeren Feind angegriffen wurde. Oesterreich wollte nicht, daß Preußen bei dieser Gelegenheit ein Obercommando über die kleineren Bundesstaaten erhalten sollte. Es hoffte vielmehr, durch glänzende Siege in Italien und durch die Sympathien, die ihm bei den deutschen Mittelstaaten entgegenkamen, ein enormes Uebergewicht über Preußen zu erlangen. Allerdings grünte noch immer der Lorbeer des 1858 in seinem 92. Lebensjahre verstorbenen unvergleichlichen Feldmarschall Radetzky und existirte noch in ungebrochner Kraft seine herrliche Armee. Was Oesterreich durch die bloße Aufstellung seiner Streitkräfte in Siebenbürgen während des russischen Krieges Großes durchgesetzt hatte, der Rückzug der Russen über den Pruth, mußte das Selbstgefühl in der Wiener Burg noch erhöhen. Man war so siegesgewiß, daß man die in Italien operirende kaiserliche Armee an und für sich für unüberwindlich hielt, wer sie auch immer nach Radetzkys Tode befehligen mochte. Man hörte von allerlei Plänen der Wiener Camarilla, welche hätten zur Ausführung kommen sollen, nachdem man in Italien würde gesiegt haben.*) Aber der Sieg blieb aus. Die österreichische Armee, die mit so großer Zuversicht ins Feld geführt wurde, blieb plötzlich

*) Der Verfasser, der sich kurz nach dem Kriege in Oesterreich aufhielt, hörte dort zu seinem Erstaunen von Oesterreichern, die ihm von länger her als treue Anhänger des Hauses Habsburg bekannt waren, Aeußerungen der tiefsten Erbitterung über die Camarilla. „Es sey vielleicht ein Glück, daß Oesterreich im italienischen Kriege unterlegen sey, denn wenn es gesiegt hätte, würde eine Reaction der brutalsten Gewalt unvermeidlich erfolgt seyn."

ſtehn wie vernagelt und ſah ruhig zu, wie eine ſtarke franzöſiſche Armee theils über die Alpen, theils über See von Genua herkam und ſich mit der ſardiniſchen Armee vereinigte. Nichts wäre leichter geweſen, als die ſardiniſche Armee allein zu ſchlagen, oder wenigſtens in Aleſſandria zu cerniren und die eine Hälfte der franzöſiſchen Armee beim Austritt aus den Alpen aufzufangen, wenn die Oeſterreicher diesmal wieder mit derſelben Ueberlegenheit und Schnelligkeit zu handeln verſtanden hätten, wie früher und unter der Führung Radetzkys. Aber ſie blieben ſtehn, ließen die Vereinigung der Feinde zu Stande kommen, wurden in der rechten Flanke umgangen, bei Magenta geſchlagen, dann bis an den Mincio zurückgejagt und noch einmal geſchlagen.

Die Urſache dieſer Niederlage war zunächſt die ſchlechte Führung und Verpflegung der öſterreichiſchen Armee. Nach dem erſten Umſturz des Metternichſchen Syſtems im Jahre 1848 hatten Männer in der Noth, große und edle Charaktere wie Windiſchgrätz und Radetzky, die innern und äußern Feinde gebändigt, das Reich gerettet. Kaum aber war die Gefahr vorüber, ſo kehrte wie in Deutſchland der alte Bundestag, ſo in Oeſterreich die ganze alte Fahrläſſigkeit und Lüderlichkeit des Metternichſchen Syſtems zurück. Vor der Revolution nicht mehr bangend, machte die hohe Ariſtokratie wieder ganz dieſelben Anſprüche wie früher, nämlich zu den höchſten Stellen zu gelangen ohne Verdienſt, die wichtigſten Aemter zu verwalten ohne Fähigkeit. So durfte der ungariſche Graf Gyulai blos, weil er zum höchſten und reichſten Adel gehörte, und ohne jegliche Capacität Oberbefehlshaber der Armee werden und ſie von Niederlage zu Niederlage führen. In gleicher Weiſe kam nach Beſiegung der Revolution auch die alte Judenwirthſchaft wieder in volle Blüthe. Mit den Juden im Bunde beuteten die untreuen Beamten den Staat aus. Die Armeeverwaltung war erbärmlich, die Soldaten hatten kein Brod. Auch das Sanitätsweſen war vernachläßigt. Man erfuhr die ſchaudervollſten Einzelheiten von den Leiden der braven Soldaten, die ſich mit

altgewohnter Tapferkeit ſchlugen, aber von erbärmlichen Generalen nutzlos zur Schlachtbank geführt wurden und für deren Verpflegung die ſpitzbübiſche Armeeverwaltung nicht ſorgte.

Oeſterreich hatte die Lombardei verloren, konnte aber den Krieg mit Erfolg fortſetzen, denn ſein gewaltiges Feſtungsviereck (Mantua, Peschiera, Verona und Legnano), ſowie die Alpen hielten den Feind auf, dem es ſchwerlich gelungen wäre, zumal bei der großen Sommerhitze und Erſchöpfung nach blutigen Schlachten, dieſe Bollwerke aufzubrechen. Auch machte Preußen bereits ſeine Armee mobil, ſchob ſie an den Rhein vor und verſtändigte ſich mit den übrigen deutſchen Bundesſtaaten zu einem Angriff auf Frankreich, um Oeſterreich Luft zu machen. Da nun die Preußen ſchon in hellen Haufen marſchirten, hätte Napoleon III. mit einem Theil ſeiner Armee raſch den Po verlaſſen und an den Rhein ziehen müſſen, um Frankreich zu ſchützen, und Oeſterreich hätte Gelegenheit gehabt, wieder ſiegreich in der Lombardei vorzudringen. Aber dieſe günſtige Sachlage zu benutzen wurde von Oeſterreich eigenſinnig verſchmäht. Unter dem Vorgeben, die preußiſche Hülfe komme zu ſpät und ſey nicht einmal ernſt gemeint, ſchloß es zu Villafranca einen in militäriſcher wie politiſcher Beziehung übereilten Frieden ab. In dieſem Frieden verzichtete es nicht nur auf die Lombardei, ſondern auch auf ſeinen ganzen früheren Einfluß auf das mittlere und ſüdliche Italien und beleidigte zugleich Preußen auf die allerempfindlichſte Weiſe. Eine Raiſon war dabei nicht wahrzunehmen, nur eine ſehr unweiſe Leidenſchaftlichkeit, die einen kleinen Fehler trotzig mit einem noch größeren wieder gut machen zu können wähnte. Preußen zog ſich in guter Haltung zurück und verbiß den Aerger, daß man es umſonſt hatte marſchiren laſſen. Zu ſpät wenigſtens war es nicht marſchirt, denn Oeſterreich hätte noch nach der Schlacht bei Solferino aus dem Vorgehen der Preußen den größten Nutzen ziehn können.

Napoleon III. zog allein ſeinen Nutzen aus jener verhängnißvollen

Gehäſſigkeit Oeſterreichs gegen Preußen. Er riß eigenmächtig Savoyen und Nizza von Italien ab und vereinigte ſie mit Frankreich. Sodann geſtattete er dem Anhang Mazzinis und Garibaldis, auf revolutionärem Wege ſämmtliche Throne der mittel- und ſüditalieniſchen Fürſten, mit einziger Ausnahme des päpſtlichen Stuhles in Rom, umzuſtürzen, und erlaubte dem König Victor Emanuel von Sardinien, ſich durch mit dem Bajonett erzwungene und verfälſchte Volksabſtimmungen zum König von Italien wählen zu laſſen. Der ſardiniſche Miniſter Graf Cavour, der als Werkzeug Napoleons das ganze Spiel leitete, ſtarb zwar, das Spiel aber wurde fortgeſetzt. Man muthete damals Preußen zu, es ſolle in Deutſchland unter der Protection Frankreichs ganz das nämliche Spiel wie Sardinien in Italien ſpielen. Preußen aber hatte eine unvergleichlich bedeutendere Stellung, als Sardinien, und behauptete ſie mit einer Würde, welche das Turiner Kabinet in ſeiner Ohnmacht gegenüber von Oeſterreich und in ſeiner Lakaienſtellung zu Napoleon III. auch nicht entfernt anſprechen konnte. Was Preußen für die Umgeſtaltung Deutſchlands etwa künftig thun würde, das ſollte nur von ihm und dem deutſchen Volke geſchehen und nicht auf Rechnung und Ordre eines Dritten.

Das öſterreichiſche Volk litt furchtbar unter den Sünden der Regierung, die öffentliche Meinung verlangte eine Genugthuung. Obgleich die ſchlechte Truppenverpflegung ſchon im Mai und Juni 1859 während des italieniſchen Feldzugs allgemein bekannt worden war, dauerte es doch noch faſt ein Jahr, bis ſie unterſucht wurde. Erſt Anfangs März 1860 begann man mit einem Prozeß gegen den k. k. Hauptmann Doré, der den Franzoſen den Plan der Befeſtigungen Verona's verkauft hatte. Er wurde kriegsrechtlich erſchoſſen. Faſt gleichzeitig wurde kund, in Wien ſelbſt ſey einer der höchſten Militärbeamten, Feldmarſchallieutenant von Eynatten, plötzlich verhaftet worden, weil er als Chef des Armeeobercommando's in Italien den Staat um zwei Millionen Gulden betrogen habe, ſich für 25,000

Ochſen, große Quantitäten Wein ꝛc., die gar nicht exiſtirten, vom Staat habe bezahlen und die Armee hungern laſſen. Er wich der Unterſuchung raſch aus, indem er ſich in der Nacht vom 7. auf den 8. März 1860 im Gefängniß erhenkte. Gleichzeitig wurden in Trieſt mehrere angeſehene Kaufleute (Brambilla, Mardolfo, Revoltella) verhaftet, als bei den Unterſchleifen betheiligt, und rettete ſich der jüdiſche Lieferant Moiſe Baſevi nur durch die Flucht. In Wien wurde ferner der Director der bei der Armeeverwaltung mit großen Summen betheiligten öſterreichiſchen Creditanſtalt, Richter, verhaftet, und Robert, Chef eines großen Wiener Hauſes, erſchoß ſich, um dem gleichen Geſchick zu entgehen. Die Unterſuchung wurde im tiefſten Geheimniß betrieben. Aber ſchon nach ſechs Wochen erfuhr die ſtaunende Welt, der berühmte Finanzminiſter von Bruck habe ſich am 23. April in Wien ſelbſt entleibt, weil auch er bei den großartigen Betrügereien die Hand im Spiel gehabt und die verhafteten Trieſtiner nur ſeine Handlanger geweſen ſeyen. Am 20. April war Bruck als Zeuge vor das Gericht citirt worden und hatte ſich ſeiner hohen Stellung wegen geweigert, zu erſcheinen, bis es ihm der Kaiſer befehlen werde. Der Kaiſer aber erfuhr von Seiten des Gerichts, es handle ſich um mehr als bloße Zeugenſchaft, entließ daher den Miniſter am 22. und ernannte Plener zu ſeinem Nachfolger. Nun ſah ſich Bruck verloren und ſchnitt ſich über Nacht den Hals ab. Ein ziemlicher Theil der Preſſe ſuchte ihn zu entſchuldigen, er habe nur aus falſchem Ehrgefühl gehandelt, er ſey unſchuldig. Aber man merkte wohl, hinter dieſen Beſchönigungen ſteckte die Todesangſt derer, die ſich mitſchuldig wußten und eine noch weitere Aufdeckung des die ganze Staatsverwaltung durchziehenden Netzes von Betrug fürchteten. Und es gelang auch, den Schaden ſo tief als möglich zu verſchleiern, die Unterſuchung zu beſchränken, die wichtigſten Fragen mit Stillſchweigen zu übergehen. Die öffentliche Meinung verband die Mehrverausgabung von 111

Millionen Gulden Anlehensobligationen mit der Finanzverwaltung Brucks, erhielt aber keine Aufklärung.

Die Wiener Preſſe war ganz in den Händen der Juden, die Wahrheit wurde verdreht und vertuſcht, die Schuldigen wurden nicht beſtraft. Es waren der Mitſchuldigen zu viele und ſie ſaßen in zu hohen Aemtern und Würden, um von der beſtochenen oder geſchreckten Juſtiz erreicht werden zu können. Deshalb dauerte auch in Oeſterreich das lüderliche Finanzſyſtem und der Unterſchleif in der Armeeverwaltung fort und trotz aller vom Staate bezahlten Millionen mußten auch im nächſten Kriege die öſterreichiſchen Soldaten wieder Hunger leiden. Um die Gährung in den Gemüthern zu ſtillen, verſprach man dem Volke wieder eine Reichsverfaſſung und zog Herrn von Schmerling, der ſich einſt in der Paulskirche als guter Acteur bewährt hatte, wieder aus dem Dunkel hervor, um durch ihn den unlängſt erſt verpönten und verhöhnten Liberalismus im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat wieder in Scene zu ſetzen. Ein Reichsrath oder Parlament kam wirklich zuſammen. Aber das ſtolze Ungarn wollte keine Komödie, ſondern ſehr ernſthafte und reelle Rechte und Vortheile erringen und ſchickte keine Vertreter zum Reichstag. Auch nicht Croatien. Das ganze liberale Experiment gerieth in Stocken, man merkte die Abſicht und blieb verſtimmt.

In Ungarn war durch Koſſuth von Italien aus wieder gehörig gewühlt worden, aber die Unzufriedenheit bedurfte ſolcher Hebel nicht, ſie war hinreichend begründet durch den Verluſt aller alten Landesrechte und durch die Finanznoth. Ein kaiſerliches Patent ſuchte am 1. September 1859 die ungariſchen Proteſtanten durch Conceſſionen zu beruhigen, aber die Proteſtanten beſchloſſen am 27. auf einer Verſammlung zu Käsmark, das Patent als nicht vorhanden zu betrachten und einfach ihr altes Recht zu verlangen. Am 15. März 1860 veranlaßte die Feier der Schilderhebung von 1848 einen Studententumult in Peſth. Am 8. April verbreitete ſich die er-

schütternde Nachricht, der seit 1848 bei Wien in einer Irrenanstalt aufbewahrte große Reformer Ungarns, Graf Szechenyi, habe sich durch einen Pistolenschuß das Hirn zerschmettert. Kurz zuvor waren dessen Papiere untersucht und, wie es hieß, ein ganzes Arsenal von revolutionären für Ungarn bestimmten Brandschriften bei ihm gefunden worden. Die regierungsfeindliche Partei sprengte daher das Gerücht aus, er habe sich nicht selbst ums Leben gebracht, und feierte ihn in ganz Ungarn als Märtyrer durch wochenlange Requiems und Ovationen aller Art. Die Regierung glaubte nun noch mehr Concessionen machen zu müssen, stellte am 20. April die Comitatsverwaltung wieder her und schickte den biderben Helden Benedek, einen gebornen Ungarn, mit unumschränkter Vollmacht als Civil- und Militärgouverneur nach Ungarn, um mit Ernst und Milde das schwierige Land in Ordnung zu halten. Als der Kaiser die vermehrten Reichsräthe ernannte, überging er den Primas von Ungarn, weil derselbe zu Pesth das feierliche Hochamt für Szechenyi gehalten, aber sechs andere edle Ungarn, auf welche die kaiserliche Wahl fiel, voran Eötvös, lehnten die Wahl ab und verlangten (wie die Protestanten von Käsmark) nur ihr „altes Recht". Doch nahmen nachher andere die Wahl an, um einen letzten Versuch in Wien zu machen, aber unter ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte Ungarns. Im Mai erschien eine Flugschrift von Horn, noch fanatischer, als wenn Kossuth sie geschrieben hätte, in französischer Sprache und von Paris aus.

Die Einberufung des vermehrten Reichsraths datirt vom 5. März. Sie entsprach der Einberufung der Notabeln des Jahres 1787 in Frankreich und sollte (mit Umgehung eines gewählten Parlaments) zunächst den Credit und das Vertrauen des Volks in die Regierung herstellen. Der Kaiser allein ernannte die Reichsräthe (die Erzherzoge, höheren Geistlichen, höheren Beamten und 38 Mitglieder der einzelnen Landesvertretungen), denen aber keine Initiative zustehen, sondern die nur die k. k. Vorlagen begutachten sollten. Der

Reichsrath wurde am 31. Mai in Wien durch Erzherzog Rainer feierlich eröffnet und trat mit großer Mäßigung und Klugheit auf. Aber die Staatsſchuld betrug nach den Vorlagen 2268 Millionen Gulden, das Deficit des nächſten Verwaltungsjahres 40 Millionen. Dieſe troſtloſen Kundgebungen der Regierung und der Widerſtand Ungarns drückten alles Vertrauen nieder und ließen die ſanguiniſchen Hoffnungen, die ſich an den Reichsrath geknüpft hatten, wieder ſchwinden. Er blieb unvollzählig, alſo auch incompetent und vergebens wartete man, ob die Abgeordneten aus Ungarn nicht endlich doch noch kommen würden.

Die Ungarn blieben zu Hauſe und ſuchten ſich vor allen Dingen der deutſchen Geſetze zu entledigen. Im Frühjahr 1861 brach ein allgemeiner Sturm gegen dieſe Geſetze los, obgleich dieſelben im Durchſchnitt weit humaner waren, als die älteren magyariſchen auf barbariſche Zuſtände und Leibeigenſchaft berechneten Geſetze. Genug ſie waren deutſch und wurden von deutſchen Beamten oft genug pedantiſch und vexatoriſch gehandhabt. Alſo wollten ſie die Ungarn nicht mehr. Vergebens hoffte der Kaiſer von dem endlich wieder einberufenen ungariſchen Landtage mehr Mäßigung. Allerdings beſchränkten ſich die Ungarn auf paſſiven Widerſtand, allein ſie verlangten die Verfaſſung von 1848 zurück und Perſonalunion, die ihnen der Kaiſer nicht gewähren konnte, wenn die Einheit ſeiner Monarchie nicht zerriſſen werden ſollte. Koſſuth regte ſich wieder. Waffen ſollten heimlich aus Italien nach Ungarn geſchafft werden, Garibaldi ſollte durch Dalmatien in Ungarn einfallen, an der untern Donau wurden Umtriebe gemacht und Polen ſollte inſurgirt werden. Die Unzufriedenen wagten indeß eine Waffenerhebung nicht und die öſterreichiſche Regierung entſchloß ſich ihrerſeits, einen Gewaltſchritt zu thun, um zu zeigen, daß Ungarn ihr rechtlich unterworfen ſey. Sie hatte, um die Erbitterung nicht zu vermehren, in Ungarn keine Steuern mehr ausgeſchrieben. Sie brauchte Geld und konnte den Ungehorſam in

Ungarn, ohne ihr Anſehen ganz aufs Spiel zu ſetzen, nicht länger fortdauern laſſen. Sie löste alſo am 22. Auguſt den ungariſchen Landtag auf, wie auch die Corporationen in Ungarn, die ihr am hitzigſten widerſtrebt hatten, ſetzte die renitenten Beamten ab, machte den ſtrengen Grafen Moritz Palffy zum Statthalter in Ungarn und ließ die Steuern durch Soldaten eintreiben. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr man, daß viele Gutsbeſitzer gern die Steuern zahlten, ſich aber abſichtlich erſt dazu zwingen ließen, weil ſie ſonſt die Rache ihrer enragirten Landsleute hätten fürchten müſſen. Den Reichsrath in Wien zu beſchicken, ließen ſich jedoch die Ungarn nicht bewegen. Auch die Croaten kamen nicht und die Böhmen, die gekommen waren, drohten wieder zu gehen, wenn man ihnen nicht willfahre.

Nun machte das Wiener Kabinet wieder eine Frontveränderung und ſuchte Hülfe im deutſchen Bunde und im Liberalismus der Mittelſtaaten. Am Schluſſe des Wiener Reichstags am 13. September 1862 verſprach der Kaiſer einen „entſchloſſenen Fortſchritt auf der neuen Bahn friedlicher Entwicklung," und meinte damit nicht blos die Fortſetzung des Schmerlingſchen Liberalismus in Oeſterreich, ſondern auch die ſchmeichelnde Heranziehung der liberalen Mittelſtaaten zu einem engern Bunde mit Oeſterreich. Dieſer Plan hatte zum doppelten Zweck, der kaiſerlichen Regierung gegen die widerſpenſtigen Ungarn einen ſtärkern Rückhalt im deutſchen Bunde zu geben und zugleich Preußen zu ſchwächen, ja möglicherweiſe aus dem deutſchen Bunde hinauszudrücken. Die Zeit dazu war günſtig, denn in Preußen war das neue Miniſterium Bismarck ſchon bei ſeinem Beginn von Verwünſchungen begrüßt worden und ſah ſich von einer Oppoſition umdrängt und gehezt, wie ſie noch kaum jemals in einem conſtitutionellen Staate vorgekommen war. Die ungeheure Mehrheit der Landesvertretung, der ſtädtiſchen Communen und der Tagesblätter war gegen die Regierung, als ſey ſie ganz von der ſ. g. Feudal-Partei und von verfaſſungswidrigen, deſpotiſchen Tendenzen beherrſcht. Durch den

innern Hader ſchien nun der König von Preußen in ſeinen Actionen gelähmt zu ſeyn. In den Mittelſtaaten ſtimmte man mit der preußiſchen Oppoſition überein und wetteiferte mit ihr, das Miniſterium Bismarck zu verleumden und zu läſtern. Der alten Eiferſucht, dem alten Haß gegen Preußen ſchien es wohl zu thun, eine Gelegenheit gefunden zu haben, um mit einem Schein von Recht gegen die preußiſche Regierung zu agitiren, weil es ja die preußiſche Volksvertretung ſelber that. Man log ſich mit einem gewiſſen Behagen vor, die Haſſenswürdigkeit Bismarcks ſey eine zweifelloſe Sache. Sogar der Nationalverein, deſſen Hintergedanke doch immer die preußiſche Hegemonie geblieben war, fürchtete eine feudaliſtiſche Reaktion in Preußen und war in ſeine liberale Doctrin viel zu ſehr verrannt, als daß er begriffen hätte, worauf es hier ankam. Auch er ließ das Miniſterium Bismarck im Stich und da ſich der Herzog von Coburg mit dem Verein ſtark liirt hatte, legte man eine Reiſe dieſes Herrn nach Wien ſo aus, als habe er eine Verſtändigung des Vereins mit Oeſterreich auf liberaler Grundlage einleiten wollen.

Somit ſchickte ſich alles trefflich an, um es der öſterreichiſchen Politik zu erleichtern, in der von ihr vorgenommenen liberalen Maske großes Glück zu machen. Alle liberalen Sympathien hatten ſich von Preußen abgewendet, es kam nur noch darauf an, ſie für Oeſterreich dauernd zu gewinnen. Man war ungemein liebenswürdig und die berühmte öſterreichiſche Gemüthlichkeit ſetzte ſich auf die Eiſenbahn, um wiederholte „Vergnügungsreiſen“ durch das ſüdweſtliche Deutſchland zu machen. Man fuhr zwar bis Paris, aber das eigentliche Ziel lag doch nur dieſſeits des Rheines. Die guten Wiener ſollten die Herzen der Bayern und Schwaben gewinnen. Die Bevölkerungen ſollten fraterniſiren. Die Beſuche wurden durch Gegenbeſuche erwidert. Der Hauptzweck konnte natürlich nur in höhern Regionen erreicht werden. Oeſterreich mußte die Regierungen und die liberalen Kammern der Mittelſtaaten gewinnen. Dies geſchah durch Vor-

führt, welcher zugleich außerhalb des Bundesgebiets Beſitzungen hat, ſo genügt einfache Stimmenmehrheit. (Demnach hätte Preußen ſowohl im Directorium, als im Bundesrathe leicht können überſtimmt und gezwungen werden, ſein Heer dem Kaiſer von Oeſterreich für deſſen beſondere Zwecke zur Verfügung zu ſtellen). 3) Dem Volke bot der Kaiſer ein neues Parlament an unter dem Namen einer Verſammlung von Bundesabgeordneten. Dieſelben ſollten Delegirte ſeyn aus den jeweiligen repräſentativen Körpern der Einzelſtaaten, an der Zahl 300 und zwar je 75 von Oeſterreich und von Preußen, und 150 aus den übrigen Staaten. (Auch in dieſer Zahlenberechnung war Preußen merkwürdig verkürzt, da es mehr Seelen zählt, als das zum deutſchen Bunde gehörige Oeſterreich und auch, als die Mittel- und Kleinſtaaten zuſammen, die doch doppelt ſo viele Delegirte in die Verſammlung ſchicken ſollten.) 4) Die Beſchlüſſe der Bundesabgeordneten ſollten von einer periodiſchen Fürſtenverſammlung geprüft werden, die ihre letzten Entſchließungen dem Directorium mitzutheilen habe. 5) Sicherte der Kaiſer ein neues Bundesgericht zu, ernannt von den Fürſten mit Zuziehung von 12 außerordentlichen Mitgliedern, welche aus den einzelnen Ständeverſammlungen genommen werden ſollten.

Wenn es die Abſicht war, Preußen dahin zu treiben, daß es eine ihm ſo ungünſtige Bundesreform gar nicht annahm und lieber aus dem Bunde austrat, ſo war es dennoch ſchlecht berechnet, denn auf die Mittelſtaaten konnte ſich Oeſterreich nicht verlaſſen. Sie bedienten ſich gern Oeſterreichs gegen Preußen, nahmen ſich aber ſehr in Acht, Oeſterreich ihre Souveränetät zum Opfer zu bringen und ſeine unterthänigen Vaſallen zu werden. Inſofern bedienten ſie ſich gern auch wieder Preußens gegen Oeſterreich. Sie benahmen ſich daher in Frankfurt zwar äußerſt höflich gegen den Kaiſer, aber in der Hauptſache lau. Dazu kam, daß Preußen grade damals im Namen des Zollvereins einen, wie nachher die Erfahrung bewieſen hat, ſehr vernünftigen und beiden Theilen zuträglichen Handelsvertrag

mit Frankreich abgeschlossen hatte und den Mittelstaaten nur die Wahl ließ, entweder diesen Vertrag zu unterzeichnen, oder aus dem Zollverein auszutreten. Nun gab sich zwar Oesterreich alle Mühe, die Mittelstaaten von Preußen weg und in sein Zollgebiet hineinzuziehen, allein einen solchen Wechsel erlaubte das materielle Interesse der Mittelstaaten nicht. Alle ohne Ausnahme fügten sich Preußen, unterzeichneten den französischen Vertrag und blieben im Zollverein.

Da Preußen den österreichischen Bundesreformplan von sich wies, blieb Oesterreich nichts übrig, als es entweder beim Alten zu lassen, oder mit den Mittelstaaten einen neuen Bund einzugehen, von dem Preußen ausgeschlossen würde. Das letztere hätte Oesterreich wohl gern gethan, aber die Mittelstaaten zeigten keinerlei Eifer dafür und mit Gewalt oder Bundesexecution gegen Preußen vorzugehen, fühlte sich Oesterreich nicht stark genug. Manche dachten sich damals und wiederholen es heute noch, Kaiser Franz Joseph hätte in Frankfurt den ersten Zustimmungseifer der Mittelstaaten rasch benützen und Bundesexecution gegen das renitente Preußen durch einen Bundesbeschluß einleiten sollen. Eine seltsame Zumuthung. Der Eifer der Mittelstaaten war weder so warm, noch Oesterreich so stark, noch Preußen so schwach, als sie hätten seyn müssen, wenn die Execution hätte gelingen sollen.

Oesterreich war nun wieder isolirt, die Ungarn verharrten in ihrem Groll, der Reichsrath blieb unvollständig, ein klägliches Rumpfparlament. Das Wiener Kabinet war sichtlich in Verlegenheit, als Graf Rechberg, der es damals leitete, wieder einen andern Versuch machte und eine neue Frontveränderung vornahm. Er hatte den eben so kühnen, als glücklichen Gedanken, sich mit dem preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck, trotzdem daß beide sich Jahrelang als Bundestagsgesandten in Frankfurt feindlich gegenüber gestanden hatten, in freundliches Einvernehmen zu setzen, ein enges Bünd-

niß zwiſchen Oeſterreich und Preußen gegen die däniſchen Anmaßungen in den Elbherzogthümern zu ſchließen und dieſen Handel zur Entſcheidung zu bringen ohne Mitwirkung der übrigen deutſchen Bundesſtaaten. Der Verſuch war praktiſch. Einigten ſich Oeſterreich und Preußen, ſo waren ſie auch ſtark genug, um jeden auswärtigen Feind abzuſchrecken, und brauchten auf die immer mißtrauiſchen und unzuverläſſigen Mittelſtaaten keine allzu ängſtliche Rückſicht mehr zu nehmen. Zunächſt wurden die Ungarn genöthigt, ſich in ihren Forderungen zu mäßigen.

Indem aber Oeſterreich mit Preußen allein die deutſche Frage in den Elbherzogthümern zu entſcheiden unternahm und dabei die andern Bundesſtaaten auf die Seite ſchob, zerbrach es ſelbſt das Gefäß, deſſen es ſich ſo lange bedient hatte, und gab ſelber jenen Bundestag auf, den Fürſt Metternich mit ſo klugem Vorbedacht zum Nutzen Oeſterreichs eingeſetzt und um deſſen Wiederherſtellung ſich im Jahr 1850 Fürſt Schwarzenberg noch mit ſo vielem Eifer bemüht hatte.

Zweites Buch.

Oeſterreichs innerer Verfall.

Wir müſſen, ehe wir den Faden der Geſchichte weiter ſpinnen, noch den Blick auf die innern Zuſtände Oeſterreichs richten, weil man ſich, ohne ſie zu kennen, gar Vieles, was in den letzten Jahren geſchehen iſt, nicht würde erklären können.

Schon lange hat man auf Oeſterreich das abgedroſchene, aber paſſende Witzwort im Hamlet angewandt: „Es iſt etwas faul im Staate Dänemark!“ Das vom Himmel am meiſten geſegnete Reich in Europa ſank in fünfzigjährigem Frieden immer tiefer und tiefer in Schulden. Seine fruchtbaren Länder blieben durch Mauthen, nicht nur vom Ausland, ſondern auch unter einander ſelbſt abgeſperrt. Es fehlte an Verkehrsmitteln, an Straßen für die Ausfuhr der Landeserzeugniſſe. Auch Eiſenbahnen zu bauen, bequemte ſich Oeſterreich ſpäter als alle andern Staaten. Für geiſtige Bildung geſchah überaus wenig, für die ſittliche am wenigſten. Schon im Jahre 1850 nannte

Feldmarſchall-Lieutenant Welden die Stadt Wien, deren Commandant er damals war, „einen abſaulenden Miſthaufen.“

Die Wurzel alles dieſes Unheils iſt da zu ſuchen, wo die Regierung zuerſt von dem Programme abwich, welches dem deutſchen Kaiſerthume unabänderlich von der Geſchichte vorgeſchrieben iſt. Dieſes Programm verlangte, daß das deutſche Volkselement im Kaiſerſtaate ſtets als das überwiegende gepflegt werde, daß die dem Reich unterworfenen Italiener, Ungarn und Slaven ſich nie einfallen laſſen durften, den Reſpect vor den Deutſchen zu verlieren und ſich über ſie zu erheben. Das Programm verlangte ferner, daß der Kaiſer als erſter Schirmherr der Kirche ſeinem Reiche den katholiſchen Charakter bewahrte und nicht etwa blos die katholiſche Form beibehielt, ſondern auch geſtattete und dazu mitwirkte, daß die Kirche mit Geiſt durchdrungen wurde. Beiden Forderungen hat die öſterreichiſche Regierung nicht entſprochen.

Schon unter Kaiſer Karl V. hatte ſie die Maxime angenommen, ſich mehr auf Spanien und Italien, als auf ſeine deutſchen Kronländer zu ſtützen. Damit ſeine deutſchen Unterthanen nicht von den Reformationsideen der Norddeutſchen angeſteckt werden und keine deutſchen Bücher leſen möchten, wurde die Erziehung in Oeſterreich Jeſuiten anvertraut, die den Unterricht in lateiniſcher Sprache und im italieniſch-ſpaniſchen Geſchmack ertheilten. So geſchah es, daß die Ausbildung des deutſchen Geiſtes, der deutſchen Sprache, der deutſchen Literatur in Oeſterreich im Rückſtande blieb und daß grade dasjenige erfolgte, was man hatte vermeiden wollen. Als nämlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der lateiniſche Unterricht ſich als der ausſchließliche auf deutſchem Boden nicht länger behaupten ließ und die Häuſer Habsburg und Bourbon überhaupt den Jeſuitenorden aufhoben und zum Vortheil ihrer Staatsomnipotenz die katholiſche Kirchengewalt bis zur Ohnmacht abſchwächten, wurde das deutſche Oeſterreich plötzlich mit der ihm bisher unzugänglich geweſenen norddeutſchen und franzö-

fischen Literatur überstürzt, mit einer Literatur, welche durch Anmuth und Gewandheit der Sprache bestach, deren Grundzüge aber bereits Unglauben und eine unter dem Namen der Humanität und schönen Natürlichkeit sehr aufgelockerte Moral waren. Die in Oesterreich an Bildung entweder ganz vernachlässigte oder nur in lateinischen Jesuitenschulen aufgezogene Jugend war gegen die verderblichen neuen Eindrücke nicht gewaffnet. Die strenge Jesuitenerziehung hatte nicht verhindert, daß in Wien ein sinnliches Schlaraffenleben in Unwissenheit glücklicher Phäaken aufgekommen war. Also wurde hier, was sich in der norddeutschen und französischen Literatur noch von religiösem und sittlichem Ernst vorfand, am wenigsten goutirt und vielmehr nur alles Frivole gierig eingesogen und nachgeahmt. Das waren die Zeiten Trattners und Blumauers. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dafür halten, es wäre für den deutschen Kaiser schicklicher und nützlicher gewesen, wenn er schon unmittelbar nach der großen Reformation in seinen Erbstaaten aufrecht erhalten und weiter ausgebildet hätte, was der deutsche Nationalgeist so Großartiges im Mittelalter geleistet hat. Es war nicht weise, daß er den Protestanten die Weiterentwicklung der deutschen Sprache und Literatur überließ, und es war nicht natürlich, daß er seine deutschen Unterthanen in die welsche Schule nahm.

Nach den großen Kriegen gegen Frankreich, welche doch die deutsche Nationalität im tiefsten Grunde aufgeregt hatten, würde Oesterreich, so hätte man glauben sollen, das Versäumte nachzuholen bemüht gewesen seyn. Es hätte mit der ganzen Fülle des oberdeutschen, alpinen Geistes und Gemüthes in die literarische Arena eintreten sollen, wetteifernd mit dem norddeutschen Geiste, welcher damals, in Folge der erschütternden Kriege, der Lüderlichkeit sich entrissen und dem Edeln, dem Patriotismus, sogar der Religion sich wieder zugewendet hatte. Allein das Gegentheil erfolgte. Fürst Metternich schloß Oesterreich wie merkantilisch, so literarisch vom übrigen Deutschland aus!

Feldmarschall-Lieutenant Welden die Stadt Wien, deren Commandant er damals war, „einen abfaulenden Misthaufen.“

Die Wurzel alles dieses Unheils ist da zu suchen, wo die Regierung zuerst von dem Programme abwich, welches dem deutschen Kaiserthume unabänderlich von der Geschichte vorgeschrieben ist. Dieses Programm verlangte, daß das deutsche Volkselement im Kaiserstaate stets als das überwiegende gepflegt werde, daß die dem Reich unterworfenen Italiener, Ungarn und Slaven sich nie einfallen lassen durften, den Respect vor den Deutschen zu verlieren und sich über sie zu erheben. Das Programm verlangte ferner, daß der Kaiser als erster Schirmherr der Kirche seinem Reiche den katholischen Charakter bewahrte und nicht etwa blos die katholische Form beibehielt, sondern auch gestattete und dazu mitwirkte, daß die Kirche mit Geist durchdrungen wurde. Beiden Forderungen hat die österreichische Regierung nicht entsprochen.

Schon unter Kaiser Karl V. hatte sie die Maxime angenommen, sich mehr auf Spanien und Italien, als auf seine deutschen Kronländer zu stützen. Damit seine deutschen Unterthanen nicht von den Reformationsideen der Norddeutschen angesteckt werden und keine deutschen Bücher lesen möchten, wurde die Erziehung in Oesterreich Jesuiten anvertraut, die den Unterricht in lateinischer Sprache und im italienisch-spanischen Geschmack ertheilten. So geschah es, daß die Ausbildung des deutschen Geistes, der deutschen Sprache, der deutschen Literatur in Oesterreich im Rückstande blieb und daß grade dasjenige erfolgte, was man hatte vermeiden wollen. Als nämlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der lateinische Unterricht sich als der ausschließliche auf deutschem Boden nicht länger behaupten ließ und die Häuser Habsburg und Bourbon überhaupt den Jesuitenorden aufhoben und zum Vortheil ihrer Staatsomnipotenz die katholische Kirchengewalt bis zur Ohnmacht abschwächten, wurde das deutsche Oesterreich plötzlich mit der ihm bisher unzugänglich gewesenen norddeutschen und franzö-

fischen Literatur überstürzt, mit einer Literatur, welche durch Anmuth und Gewandheit der Sprache bestach, deren Grundzüge aber bereits Unglauben und eine unter dem Namen der Humanität und schönen Natürlichkeit sehr aufgelockerte Moral waren. Die in Oesterreich an Bildung entweder ganz vernachlässigte oder nur in lateinischen Jesuitenschulen aufgezogene Jugend war gegen die verderblichen neuen Eindrücke nicht gewaffnet. Die strenge Jesuitenerziehung hatte nicht verhindert, daß in Wien ein sinnliches Schlaraffenleben in Unwissenheit glücklicher Phäaken aufgekommen war. Also wurde hier, was sich in der norddeutschen und französischen Literatur noch von religiösem und sittlichem Ernst vorfand, am wenigsten goutirt und vielmehr nur alles Frivole gierig eingesogen und nachgeahmt. Das waren die Zeiten Trattners und Blumauers. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dafür halten, es wäre für den deutschen Kaiser schicklicher und nützlicher gewesen, wenn er schon unmittelbar nach der großen Reformation in seinen Erbstaaten aufrecht erhalten und weiter ausgebildet hätte, was der deutsche Nationalgeist so Großartiges im Mittelalter geleistet hat. Es war nicht weise, daß er den Protestanten die Weiterentwicklung der deutschen Sprache und Literatur überließ, und es war nicht natürlich, daß er seine deutschen Unterthanen in die welsche Schule nahm.

Nach den großen Kriegen gegen Frankreich, welche doch die deutsche Nationalität im tiefsten Grunde aufgeregt hatten, würde Oesterreich, so hätte man glauben sollen, das Versäumte nachzuholen bemüht gewesen seyn. Es hätte mit der ganzen Fülle des oberdeutschen, alpinen Geistes und Gemüthes in die literarische Arena eintreten sollen, wetteifernd mit dem norddeutschen Geiste, welcher damals, in Folge der erschütternden Kriege, der Lüderlichkeit sich entrissen und dem Edeln, dem Patriotismus, sogar der Religion sich wieder zugewendet hatte. Allein das Gegentheil erfolgte. Fürst Metternich schloß Oesterreich wie merkantilisch, so literarisch vom übrigen Deutschland aus!

ihre eigenen Machtbefehle die deutsche Sprache auch aus Kirche und Schule verdrängt hätte. Jene Stimme aus Südtirol fährt fort: „Waren in irgend einer Gemeinde ein paar italienische Familien, so gestattete man ihnen gleich, eigene Schulen zu errichten. Ja man gab ihnen sogar welsche Seelsorger, wo doch ein deutscher genügt hätte, der auch italienisch verstand. An den welschtirolischen Lehranstalten wurde das Deutsche gänzlich bagatellisirt. Man forderte an denselben aber von den deutschen Schülern gleich im ersten Semester die Prüfung in italienischer Sprache, während an der Universität zu Innsbruck zum Deutschsprechen eine Frist von zwei Jahren gestattet wurde, welche man nöthigenfalls noch verlängerte. Ferner die Amtssprache. Von den Welschtiroler-Prätoren war kein deutsches Wort herauszubringen, während man selbst von uns Deutschtirolern fast zu verlangen schien, daß wir mit ihnen italienisch correspondirten. Ja an manchen rein deutschen Bezirksämtern liebte man es, wenn Welschtiroler kamen, italienisch zu amtiren, so daß z. B. die Gerichtsbezirke Neumarkt, Botzen und theilweise Meran zur Hälfte mit italienischen Acten belegt sind, wo noch vor Jahren ein italienisches Actenstück als Curiosum zu sehen war. In jüngster Zeit schon glaubte man auf der Eisenbahn von Botzen abwärts gegen Trient gar nicht mehr im deutschen Lande zu seyn."

Wie die Vernachläßigung alles Deutschen im Kaiserreiche von den Italienern benutzt wurde, haben wir erlebt. Italien hat sich von Oesterreich factisch losgerissen. Was sie trotz ihrer Unfähigkeit mit fremder Hülfe durchsetzten, haben die Ungarn mit weit mehr Tapferkeit im blutigen Kampfe wenigstens versucht. Die Regierung selbst hat durch ihre Unfähigkeit, deutsch zu regieren, den Trotz der Ungarn hervorgerufen. Auch die gutmüthigen Wiener haben dazu beigetragen. Sie hatten ihre Freude an den schmucken Magyarenrittern in ihrem Nationalcostume. Historische Bilder aus Ungarns Vorzeit, Genre- und Landschaftsbilder aus der Pußta wurden Mode. Wie viele

Wiener Damen verliebten ſich in wie viele ungariſche Dichter! und die Verſe dieſer Dichter wurden ins Deutſche überſetzt, und in liebenswürdiger Dummheit blieb man dieſen Dichtern gut und achtete nicht darauf, wenn auch glühender Deutſchenhaß oder kokette Verachtung alles Deutſchen aus ihren Verſen herausblitzte. Die Magyaren ſetzten durch, daß die bisher auf ihrem Reichstag gebräuchliche lateiniſche Sprache durch die ungariſche erſetzt werden mußte, und der Kaiſer fügte ſich dieſer Neuerung. Die Ungarn fielen dabei in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, denn indem ſie das Recht ihrer eigenen Nationalität in Anſpruch nahmen, verſagten ſie daſſelbe den Croaten, Slovaken, Serben, Rumänen und den Sachſen in Siebenbürgen und verlangten mit Ungeſtüm, dieſe alle ſollten, als zu Ungarn gehörig, auch nur magyariſch reden.

Während Oeſterreich nur ſtagnirend und mit dem Gewicht der Trägheit die aggreſſive Leidenſchaftlichkeit der Ungarn zurückwies und aufhielt, aber ſelbſt keinerlei Initiative ergriff, um das immer mehr aufgeregte Ungarn durch zeitgemäße Reformen, namentlich in Szechenyſchem Sinne zu befriedigen, Ungarns Wohlſtand zu mehren und flüſſig zu machen, den Gewaltsangriffen der griechiſchen Kirche gegen die katholiſche im benachbarten Polen zu ſteuern, allen Katholiken in Oſteuropa ihre ſolidariſche Verpflichtung zum Bewußtſeyn zu bringen und durch eine allmählig deutſche Coloniſation die Defenſiv- und Offenſivſtärke der öſterreichiſchen Monarchie an dieſen Oſtgrenzen zu verdoppeln, operirte Rußland mit überlegenem politiſchem Verſtande, um Polen allmälig immer ſicherer zu ruſſificiren und zu dekatholiſiren und zugleich alle griechiſchen Chriſten in der Türkei ſeinem Einfluß zu unterwerfen und dem öſterreichiſchen zu entziehen. Die ruſſiſche Intrigue regierte in der Moldau und Wallachei, in Bulgarien, Montenegro und Griechenland und führte einen Thronwechſel in Serbien herbei, um einen unabhängigen Fürſten daſelbſt zu verdrängen und einen ruſſiſchen Günſtling dafür einzuſetzen.

Kirche war Magd des Staates und der Staat duldete keinen Geist in ihr, keinen großen Bischof, keinen großen Theologen, keinen begeisternden Redner, wie deren das übrige Deutschland, Frankreich und England so viele hatte.

Das s. g. Protestantengesetz vom 8. April, welches Schmerling erließ, schmeichelte nur den Liberalen und dem Unglauben und verletzte tief die katholischen Gefühle. Die Metropoliten und Bischöfe des Reichs erließen im Juni eine Adresse an den Kaiser, worin sie tief bedauerten, daß das Kaiserthum nunmehr seinen katholischen Charakter verleugne. Sie warnten, Oesterreich möge doch ja nicht das Beispiel Sardiniens nachahmen, wo jetzt die Religion der schnödesten Wühlerei erliege und mit der Kirche auch die Sitte, Recht und Wahrheit zerstört seyen. Der Tiroler Landtag klagte in einer Adresse den Minister Schmerling an, daß er ihnen zum Dank für ihre altbewährte Treue gegen das Kaiserhaus jetzt die Pest ins Land schicken wolle, „den Pesthauch der schlechten Zeit.“ Doktor Fischer, vormals Statthalter von Oberösterreich, jetzt Abgeordneter von Tirol im Reichsrath, sprach in demselben Sinne ernste und schöne Worte. Er entwickelte, wie glücklich Tirol seit Jahrhunderten durch seine Glaubenseinheit gewesen sey, wie sich seine Volksthümlichkeit gerade durch diese Glaubenseinheit herrlich entfaltet habe und wie alle früheren Regierungen dies auch eingesehen und berücksichtigt hätten. So seyen die Edikte Josephs II. 1789 und 1832 wie die Paritätsvorschläge von 1848 zurückgezogen worden. Warum man jetzt die Fackel der Zwietracht in das ruhige und treue Land schleudern wolle? „In den Ländern, wo bereits die Parität der katholischen und protestantischen Kirche besteht, da ist das Protestantengesetz vom 8. April ein Akt der Nothwendigkeit und Staatsweisheit; anders aber in rein katholischen Ländern, da ist es keine Nothwendigkeit. Das Ministerium selbst scheint zum Theil dieser Ansicht gewesen zu seyn, denn weder für Dalmatien, noch für Venetien und die Lombardei wurde es erlassen. Man

fragte sich in Tirol, warum denn jene Länder ausgenommen würden und man erhielt an maßgebender Stelle die Antwort, weil die italienischen Länder sich in einem exceptionellen Verhältnisse befinden. Ja wohl, es ist ein Unterschied zwischen ihnen und Tirol. Sie fielen ab, Tirol aber half sie zum Gehorsam zurückführen. Der Lohn aber, der den treuen Tirolern gebührte, wird jetzt den meuterischen Italienern zu Theil."

Das Tiroler Volk hatte recht, die Sündfluth von sich abzuwehren, die unter dem schönen Namen der Toleranz zur josephinischen Zeit, zur Zeit der bayrischen Verwaltung unter Montgelas und jetzt zum drittenmal gegen ihre Berge heranwogte. Denn hinter der s. g. Toleranz verbirgt sich der wüthendste Haß gegen die alte Kirche, die Verleumdung und Verhöhnung ihrer Priester, die Auflockerung altehrwürdiger Sitte und die Vergiftung des Volksgeistes durch die schlechte Presse. Wenn das Ministerium Schmerling in seinem Umlaufschreiben die Presse als die Macht bezeichnete, welche hauptsächlich zur Verwirklichung des von ihm aufgestellten Ideals höherer Bildung für Oesterreich mitwirken sollte, so hätte er auch etwas thun sollen, um diese Presse zu verbessern. Die periodische Presse in Oesterreich, die am meisten auf das Volk einwirkt, befand sich in den unreinsten Händen.

Wir sahen oben schon, wie das deutsche Element in Südtirol von der Regierung vernachläßigt und dem italienischen aufgeopfert worden ist. Daß auch in Bezug auf seinen Glauben das treue Volk der Tiroler von der Regierung so schwer bedrängt wurde, geschah ohne alle Noth, ohne alle weise Voraussicht, nur zum eigenen Schaden der Regierung. Weil der Schmerlingsche Liberalismus in Wien seine Experimente machte, wurde den Tirolern ihre uralte Glaubenseinheit genommen, das Land sollte mit allen bürgerlichen Rechten auch Nichtkatholiken geöffnet werden. Als Volk und Landstände in Tirol sich dagegen wehrten, intonirten die Wiener Judenblätter ein

Zetergeschrei, welchem der gedankenlose Liberalismus in ganz Deutschland nachschrie. Die allgemeine Toleranz, die Humanität schienen beeinträchtigt zu seyn. Aber Tirol hat mit seinem Katholicismus den deutschen Protestanten niemals wehe gethan. Es hat sie als Gäste immer freundlich und jahrelang bei sich aufgenommen. Es hat seine Art und Weise niemand aufgedrungen und nur verlangt, daß man auch ihm nichts Fremdes aufdringe. Es war immer gut deutsch, trotz irgend einem andern deutschen Volksstamme. Als Norddeutschland seinen Schill und Braunschweiger Herzog hatte, gesellte ihnen Tirol seinen herrlichen Sandwirth zu, den Stolz nicht blos der Tiroler, sondern aller Deutschen. Das deutsche Tirol war seit vielen Jahrhunderten das unerschütterliche Bollwerk der deutschen Nationalität gegen Süden. Wie oft brachen sich die Wellen mailändischer und französischer Heere an den unnahbaren Tiroler Bergen. Lange vor dem unvergeßlichen Jahre 1809 übte schon das Tiroler Volk die gleiche Treue an Deutschland und schlug, obgleich nur ein kleines armes Bergvolk, die stolzesten Heere Welschlands und Frankreichs zurück. Diesen Muth und diese Kraft aber schöpfte das Tiroler Volk aus seiner uralten Einigkeit im Glauben, in der Sitte und Tracht. Ein Edelstein unter den deutschen Völkerstämmen, den man nicht sollte zerschlagen oder verfälschen wollen.

Da sich die im vorigen Jahrhundert überall sehr vom Geist entleerte katholische Kirche zuerst in Frankreich, in den deutschen Mittelstaaten, Preußen und England reichlich wieder mit Geist erfüllte, ziemte es Oesterreich, welches noch den Rang der ersten katholischen Macht in der Welt behauptete, am allerwenigsten geistig zurückzubleiben. Noch mehr hätte es zu einer Wiederaufnahme katholischer Begeisterung aufgefordert werden sollen durch die griechisch-russische Propaganda im katholischen Nachbarlande Polen. Der deutsche Kaiser, der älteste Schirmherr der römischen Kirche, durfte nimmermehr ruhig zusehen, wenn katholische Glaubensgenossen in nächster Nähe

zu Märtyrern gemacht wurden. Die griechisch-russische Propaganda, durch welche bereits viele Millionen Unirte ins Popenthum hinein gezwungen worden sind, ist eins der wirksamsten Regierungsmittel Rußlands, aber verderbendrohend allen andersgläubigen Nachbarn. Nicht dem dumpfen Popenthume, das nicht einmal eine Predigt kennt, kommt es zu, das Gebiet der abendländischen Kirchen zu erobern und mit Barbarei die Civilisation zu ersetzen. Nach Osten hin christlichen Geist und germanisches Recht und Ehrgefühl auszubreiten, war die große Mission der Deutschen im Mittelalter. Sie ist in Wien längst vergessen, obgleich grade der österreichische Kaiserstaat durch das rücksichtslose Vordringen der Russen am meisten gefährdet ist.

Wenn man die österreichische Presse, die Wiener Unterhaltungsblätter durchläuft, so findet man viel mehr halbheidnische Frivolität und jüdischen Spottgeist darin, als katholische Gesinnungen. Es ist eine die deutsche Nation wie die katholische Kirche demüthigende, eine schreckliche Wahrheit, daß die österreichische Regierung, die Erbin des deutschen Kaiserthums, ihre orientalische Mission nur darin gesucht hat, dem Judenthum Vorschub zu leisten.

Der Krebsschaden der österreichischen Monarchie war die Judenwirthschaft. Juden beherrschten die Finanzen und die Presse. In ihren Händen war das Geld und das Wort. Das christlich deutsche Volk schien nur noch da zu seyn, sich das Geld von ihnen aus der Tasche ziehen und sich von ihren Zeitungen belügen zu lassen. Die Monarchie würde bei ihren unermeßlichen Hülfsquellen weniger als jede andere (namentlich als die geographisch kleinere und von der Natur minder gesegnete preußische Monarchie) durchaus nicht nöthig gehabt haben, unaufhörlich beim Großjuden Geld zu borgen und ihm ungeheure Wucherzinsen dabei zu gewähren. Auch alle andern Borgereien und Verpfändungen, Börsenschwindeleien, Verkauf der Regalien und Eisenbahnen, wobei weder der Staat noch das Volk, son-

dern nur der Jude gewann, wären nicht nöthig gewesen, wenn man von Anfang an ehrlicher gewirthschaftet hätte. Aber wie konnte man aus den Schulden herauskommen, wenn betrügerische Beamte, Generale und selbst Minister die Lieferungen für den Staat und die Armee immer und immer wieder Juden anvertrauten, indem sie sich von ihnen bestechen ließen und dann viel weniger und das Wenige schlechter lieferten, als wofür sie bezahlt wurden. Die Prozesse, welche wegen der schlechten Armeeverwaltung nach dem unglücklichen Kriege von 1859 eingeleitet wurden, halfen gar nichts. Die Selbstmorde der zunächst Betheiligten zogen einen Schleier darüber.

In der gesegnetsten Monarchie Europas sah man schon seit vielen Jahren im gemeinen Verkehr weder Gold noch Silber, sondern nur Kupfer und Papierfetzen. In den Provinzen herrschte, einige gewerbsame Städte und reiche Adelssitze ausgenommen, bittere Armuth. Das arme Volk fand keinen Schutz bei der Regierung, denn hier wurde jede Rücksicht auf das Volk von der Finanzfrage verschlungen. Die niedern Beamten waren schlecht bezahlt und auf Bestechungen angewiesen. Von ihnen kam dem Volke kein Trost und in den nicht deutschen Provinzen machten sie sich verhaßt und sogar verächtlich, weil sie von Wien aus nicht den Impuls erhielten, der sie als ehrliche und strenge germanische Charaktere den Ungarn und Böhmen gegenüber in imposanter Würde hätte darstellen sollen. Der Ungar, viel ungebildeter und wilder als der Deutsche, hatte doch weit mehr Ehrlichkeit und Ritterlichkeit bewahrt, als jenes hungerleidende Beamten- und Schreibervolk, was man ihm ins Land schickte. Im Jahr 1861 drückte sich die ungarische Adresse von Gran gar deutlich darüber aus. In Croatien mußte der edle Ban Jellachich aus Kummer sterben, weil die Beamten sogar die Eicheln im Walde zu besteuern anfingen, die eine Lebensfrage für das geldarme Volk waren, da es ohne sie seine Schweine nicht füttern kann. In Galizien herrschte dieselbe Verwahrlosung. Diese Provinz ist von der Natur

reicher gesegnet, als die preußische Provinz Posen, und doch blieb sie weit hinter dieser zurück, wie im Wohlstand, so in der Bildung. In Posen kostet der Morgen Acker dreimal so viel als in Galizien. Posen ist schon großentheils germanisirt, Galizien noch tief in altslavischer Barbarei versunken.

Von Wien aus drang in die Provinzen nicht jener stolze und edle germanische Geist tiefer Religiosität, strenger Rechtlichkeit und hoher Ritterlichkeit, der uns Deutschen im Mittelalter die slavischen, wie die romanischen Nachbarn unterwarf. Der Geist, der von Wien aus in die Provinzen drang, war nur die Karrikatur davon, undeutsch und unchristlich durch und durch, jüdischer Spekulationsgeist und allerfrivolste Vergnügungslust und Lüderlichkeit. Die evangelische Kirchenzeitung sagte: „In Oesterreich ist eine Verarmung des Geistes eingetreten, wie sie in einem christlichen Lande kaum größer gedacht werden kann. Alles ist auf das Materielle gerichtet. Alle Gedanken kriechen am Boden. Essen und Trinken haben eine Bedeutung, von der man sich anderwärts kaum eine Vorstellung machen kann. Der Satz, der uns in früheste Jugend eingeprägt wurde: Die Pflicht geht dem Vergnügen vor — wird dort grabezu umgekehrt. Ein grauenhafter Mangel an sittlichem Geiste ist fast national geworden. Von dem tiefgesunkenen Wien verbreitet sich die Jauche über das ganze Land.“

Diese Jauche hatte ihre Kanäle hauptsächlich in der Wiener Tagespresse, die sich fast durchaus in den Händen der Juden befand, und in den schlechten Theaterstücken und Possen, die in die kleinen Theater der Provinzen eindrangen. Die hist. pol. Blätter in München brachten im Frühjahr 1866 folgende Betrachtung darüber: „Vom sittlichen Ruin, den die Blätter, das Theater und die Harfenisten (Volkssänger) im Bunde unter dem Volke anrichten, ist es schwer, sich einen Begriff zu machen. Den schmutzigsten Witzblättern ist es gestattet, Minister und Geistliche in den schändlichsten

Karrikaturen zu verhöhnen, die Karrikaturen werden vor die Schaufenſter von hunderten der Tabakläden geſtellt (dieſe Tabaktrafikanten haben das Recht, die Blätter einzeln zu verkaufen, damit das Gift ja recht eindringlich und bequem verbreitet werden kann), um ſchon die Schulbuben und die Lehrjungen frühzeitig alle geiſtliche und weltliche Autorität recht gründlich verachten zu lehren. Der Unflath auf den Theatern iſt ſo arg, daß bisweilen die Dichter wegen zu arger Zoten ausgepfiffen werden und daß ſelbſt manche Judenblätter ein Stück ſolcher Dichter ſchon deßwegen rühmen, weil es wenige und nicht ſehr grobe Zoten enthalte. Die Gerichte und die Polizei ſcheinen gegenüber der Geſetzgebung, welche im weiteſten Sinne für die Liederlichkeit und die perſönliche Schmähung ausgebeutet wird, völlig lahm zu ſeyn. Oeffentliche Dirnen durchziehen in Schaaren manche Straßen der innern Stadt bei einbrechender Dämmerung. Betrug und Wucher ſind bei den Gerichtsverhandlungen an der Tagesordnung und das Haus Israel ſteht ſelbſtverſtändlich bei allen Attentaten auf das Eigenthum in erſter Linie voran. Linnen, Wollentücher, Seidenſtoffe und Zeuge aller Art werden den Fabrikanten abgeſchwindelt, verſchleudert und die Fabrikanten um ihr Geld betrogen. Mit der maſſenhaften Verſchleuderung kann dann der redliche Verkäufer keine Konkurrenz aushalten, denn der Dieb und Betrüger hat es leicht unter dem Preiſe zu verkaufen, und ſo werden Fabrikanten und Kaufleute durch jüdiſche Spekulanten zugleich in Maſſe ruinirt. Es iſt ſchon ſoweit gekommen, daß die Gerichtsbehörden öffentliche Warnungen vor den Kratzern an die Fabrikanten und Gewerbsleute ergehen ließen. „Kratzer“ werden jene jüdiſchen Gauner genannt, die wie ein wahrer Ausſatz ganze Provinzen umſpinnen und wie Borkenkäfer den geſunden Stamm des ehrwürdigen Gewerbes unterwühlen und verderben. Ebenſo wird der Landmann in ganzen Provinzen durch die jüdiſchen Wucherer um Haus und Hof gebracht. In Ungarn, Mähren, Böhmen, beſonders in Galizien ſind

die Bauerngüter tausendweise vergantet worden und fallen in die Hände der Blutsauger. Die Regierung wagt es gar nicht mehr, statistische Tabellen über diese traurigen Zustände zu publiziren. In Steiermark, das auch schon den Segen der Juden empfindet, kommt noch dazu das Eingehen der Eisengewerke, wodurch tausende von Menschen brotlos werden. Allenthalben Steuerrückstände und herbe Noth. Dafür schießen in Wien die Häuser von in kurzem reich gewordenen Juden wie Königspaläste empor.

Nur Juden- und nur von den Juden subventionirte oder doch gewonnene Zeitungen finden es lächerlich, wenn jemand den alle Tage offenbarer als Wahrheit sich herausstellenden Satz behauptet: Oesterreich geht durch die Juden unter. Roebuk, das englische Parlamentsmitglied, sagte schon vor sechs Jahren dasselbe, nur noch mit einem altenglischen Anflug von Humor mit den Worten: „Oesterreichs Läusekrankheit sind die Juden."

Ueber die Herrschaft der Juden in der Wiener Tagespresse gab die Augsburger Postzeitung nähere Auskunft. Die „Presse" hat nur einen nominellen Redacteur, die Hauptarbeit hat der Jude Friedländer und unter ihm arbeiten andere Juden. Die „Ostdeutsche Post" redigirt der Jude Kuranda, die „constitutionelle österreichische Zeitung" der Jude Löwenthal. Auch an der Wiener Zeitung arbeiten Juden. Die „Morgenpost" redigirt der Jude Landsteiner. Auch die „Tribune" redigirt ein Jude. Die hist. polit. Blätter Band 51 von 1863 S. 157 f. führten weiter aus: „Hier ist nicht bloße Irreligiosität und Indifferentismus, nein! hier ist ein ingrimmiger Haß gegen alles positive Christenthum Jahrelang aus tausend und tausend mit corrosivem Gift gefüllten Schalen über die Häupter des armen, oder besser gesagt des jetzt geistig und leiblich verarmten Volkes ausgegossen. So wie hier verhöhnt und an den Haaren im Kothe geschleift wird alles Kirchliche nirgends mehr in Deutschland, Berlin vielleicht ausgenommen. Wir wollen die Elemente aufzählen, welche in dieser Verdum-

mung und Verwüthung des Volks in erster Reihe thätig sind. Das Journal „Die Presse", das Organ desselben Herrn Zank, von dessen Mitteln auf Kosten seiner Leser sich Summen in hunderttausenden zu erwerben jüngst eine unbestreitbare, bei Gericht in den Acten deponirte Thatsache erzählt wurde, geht im Sturme seit 1848 voran. Die schlüpfrigen Romane ihrer Feuilletons mit ausgesprochen irreligiöser Tendenz, Notizen, Leitartikel, alles ist berechnet, die Religion als Aberglauben darzustellen. Gegen Rom hören die maßlosesten Beschimpfungen nie auf. Vom Zurücknehmen einer Lüge nie eine Spur. Zank gilt als Millionär, nahm einen Juden als Redacteur und hat sich seither immer mit Juden umgeben. Für die Interessen der Juden wurde in der „Presse" immer in erster Linie gewirkt. Wenn schon eine Coterie der Creditanstalt mit 160,000 Gulden ihre Dankgefühle beurkunden mußte, läßt sich denken ꝛc. Und diese „Presse" ist eine Art Evangelium geworden, verbreitet in allen deutschen Provinzen Oesterreichs. Der reformjüdische Geist predigt in den Alpen, Kärnthen und Steyermark, wie in den mährischen Flächen. Der Philister, dem die Triebfedern und Personen, welche hier wirken, unbekannt sind, hat natürlich auch keinen Fernblick, um das Ziel der hier angestrebten Tendenzen zu verstehen. Er wird mitschreien für die unbedingte Gewerbefreiheit bis er zum Bettler geworden, und für die Trennung der Schule von der Kirche, bis er die Consequenzen mit Entsetzen an seinen eigenen Kindern gewahr wird. Er wird die Feuilletonromane für eine Quelle von Lebensweisheit und gefälliger gesellschaftlicher Gaben für seine Töchter halten, bis die Schmach über seine Familie hereinbricht.

Die andern Organe, welche die öffentliche Meinung von Wien aus bearbeiten, streben mehr oder weniger derselben Tendenz nach. Die „Donauzeitung" macht kein Hehl aus ihrer offiziellen Existenz und vertritt den Rottek-Welckerschen Kammerliberalismus. Die „Oesterreichische Zeitung" geht auch mit ministeriellen Anschauungen. Bei ihr

ist der Eigenthümer, das Redactionsbureau bis auf die Notizensammler, alles jüdischen Stammes. Unlängst nannten diese Dintenjuden ein ganzes Dekanat der Budweißer Diöcese „fanatische Pfaffen." Die „Neuesten Nachrichten," bei denen wieder alles vom Redacteur an semitischen Geblütes ist, machen für Ungarn Opposition und sind voll Judenhaß gegen die Kirche. Die „Morgenpost" wird in vielen tausend Exemplaren unter das Volk, besonders unter die Arbeiter geworfen. Politisch gemäßigt, hegt sie doch gegen die katholische Kirche die ganze Feindschaft des modernen Juden. Das „Fremdenblatt" gehört einem Bruder des Heinrich Heine und vertritt alle Judenangelegenheiten sehr eifrig in erster Linie. Die „Vorstadtzeitung" liegt in allen Kneipen und verdächtigen kleinen Cafes auf. Plump, roh und bildungslos stachelt sie wie mit einer Hetzpeitsche die Arbeiter auf. Gegen die barmherzigen Schwestern brachte sie abscheuliche Verleumdungen auf, aber die Juden werden immer von ihr geschützt und eifrig vertreten.

Die „Ostdeutsche Post," herausgegeben von Ignaz Kuranda, ist erbötig für Anerkennung und Dank die verschiedensten Richtungen zu vertreten. Kuranda wurde auch in das Abgeordnetenhaus gewählt und wirkte daselbst, wie die Juden meinen, als einer der größten Meister in der Politik, so daß das politische Wirken desselben eine eigene Rücksicht verdient. Daß auch in diesem Organe die jüdischen Interessen immer vorerst hochgehalten sind, dafür bürgt der Name Kurandas. — Der „Kikeriki" hat zunächst nicht das Volk, sondern den Pöbel zum Kreise seiner segensreichen Wirksamkeit erwählt. Dieselben Motive, welche den Herausgeber bewogen, das Stück: „Einer von unsre Leut" zur Verherrlichung und zum Lobpreise des Judenthums zu schreiben, mögen ihn auch bei seiner Zeitung leiten. — Außer diesen Witzblättern gibt es noch viele andere. Die meisten machen in den großen Anschlagzetteln die widerlichsten Bajazzosprünge.

Sogar an der „Offiziellen Wienerzeitung", dem vornehmsten der Wiener Blätter, ist Israel thätig.

In den Feuilletonromanen der meisten Blätter wird das Publikum mit Galgen, Rad, Mord, Todtschlag, Vergiftung, Raub und allen Nachtheilen der Gesellschaft unterhalten. Die „Morgenpost“ that in Räuberromanen das äußerste. Ein Herr Breyer (versteht sich ein Jude) bot seine ganze orientalische Phantasie auf, um das Galgenholz mit dem Lorbeer der Dichtkunst zu verherrlichen. Daß die Galgen-, Mord- und Selbstmordliteratur auf das Volk einen furchtbaren Einfluß übe, darüber herrscht nur eine Stimme. Das Theater geht ziemlich gleichen Schritt mit der Publicistik.“

In der gründlichen Gemeinheit der Wiener Theaterstücke ist die alte harmlose Gemüthlichkeit der christlichen Bevölkerung unter dem Einfluß der jüdischen Poeten mit einer unchristlichen und unsittlichen Possenreißerei vergiftet worden. Das gute Herz guckt immer noch heraus, aber es wird mißbraucht, um nur noch dem Judenthum sentimental zu schmeicheln. In einer Menge von Wiener Stücken treten edle Juden auf, wie sie in der Wirklichkeit nie und nirgends, am allerwenigsten in Wien existiren, lauter weise Nathane und uneigennützige Tugendhelden. Die Poeten wollen damit dem christlichen Volk weiß machen, so liebreich dächten die Juden, und es läßt sich nicht verkennen, daß diese Poeten im Interesse der großen jüdischen Staatsbetrüger geschrieben haben, um die öffentliche Meinung zu calmiren.

Das liberale Schmerlingsche System, welches nach dem traurigen Kriege in Italien die aufgeregten Gemüther besänftigen sollte, gewährte dem Volke und der Armee keine Genugthuung für die lange fortgesetzte Mißregierung. In der Armee besserte sich nichts. Man bemerkte im Gegentheil ein immer tieferes Herabsinken des Geistes, den Radetzky der Armee eingepflanzt hatte. Ein „österreichischer Soldat“ äußerte sich darüber*) sehr freimüthig. Wenn man auch nicht alles

*) Oesterreichisches System, als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen. Leipzig, bei Engelmann, 1866.

von der Schattenſeite anſehen ſoll und gewiß in der öſterreichiſchen Armee noch viel von der bewundernswürdigen Hingebung, Tapferkeit und Kameradſchaftlichkeit übrig blieb, die man mit Recht ſo ſehr an ihr ſchätzte, ſo ſprechen doch zu viel Thatſachen und Zeugniſſe für die Schattenſeite, als daß man ſie leugnen oder ignoriren könnte. Die Beförderungen durch bloße Gunſt ohne Verdienſt wurden um ſo kränkender für die Zurückgeſetzten, als die Offiziersgehalte ſehr knapp zugeſchnitten und durch einen Menge von Abzügen noch verringert waren. Auch der Ton der höhern Offiziere gegen die niedern ſoll eine ſchlimme Aenderung erfahren haben, während für ſittliche Hebung der Gemeinen gar nichts geſchah, vielmehr der Stock allein regierte und oft die Offiziere nicht einmal die Sprache ihrer Untergebenen kannten. *)

*) Jener Offizier glaubt ſagen zu dürfen: „Ein Ton nie dageweſener Rohheit und Brutalität machte ſich in der Armee breit und galt als Verdienſt. Man merzte nach und nach alle alten Generale und Regimentscommandanten, die ſich dieſen Ton nicht aneignen konnten oder wollten, aus und erſetzte ſie durch Männer, die es verſtanden, nach ruſſiſchen Manieren Truppen zu commandiren. Das Dienſtreglement und die Kriegsartikel hatten nur mehr den Werth der Erinnerung, da geheime Präſidialien, womit alle ſelbſtändigen Commandanten verſehen und mittelſt welcher denſelben beinahe unumſchränkte Vollmachten eingeräumt wurden, dieſelben illuſoriſch machten. Die Regimentsgerichte ſanken zu willenloſen Werkzeugen der Regimentscommandanten herab. Es gab keine Inſtanz mehr, wo der Untergebne gegen ſeinen Commandanten Recht finden konnte, da der Satz, „der Vorgeſetzte hat immer Recht“ als oberſtes Prinzip aufgeſtellt wurde. Um dieſes Prinzip recht anſchaulich zur Geltung zu bringen, wußte man alles, ſelbſt augenfällige Vergehn, die von ſelbſtändigen Commandanten begangen wurden, zu bemänteln, indem man ſie, unter gleichzeitiger Beförderung, vom Truppenkörper entfernte. Selten folgte die Penſionirung als Strafe und nur in äußerſt ſeltenen, beſonders markirten Fällen ließ man den Schuldtragenden ſeine Charge freiwillig quittiren.“ S. 22.

„Der cameradſchaftliche Geiſt, der einſt die Zierde der öſterreichiſchen

Auch in der Armeeverwaltung trat keine Besserung ein. Die schrecklichen Erfahrungen des Jahres 1859 dienten nicht zur Warnung *). Abgesehen von den bekannten Betrügereien dauerte der Pedantismus fort, der die strengste drei- und vierfache Controle vorschrieb, aber damit nur ganz unnütz das Heer der Beamten vermehrte und eine Verzögerung und Verwirrung in den Geschäftsgang brachte, die den Zweck der Controle gänzlich verfehlten. Auch wurde viel von oben befohlen, was nach unten hin gar nicht zur Ausführung kam**).

Armee war, existirt nur mehr scheinbar. Gegenseitiges Mißtraun, Intriguen der schmutzigsten Art traten an seine Stelle." S. 26.

*) „Man hätte, schreibt jener Offizier, erwarten sollen, daß die folgenden sieben Jahre dazu benützt würden, um ein vernünftigeres, leichter übersehbares Verpflegungssystem einzuführen, allein die Erfahrung des Jahrs 1866 hat uns gelehrt, daß an der Sache im Geringsten nichts geändert worden ist. Die Armee, welche 1866 in Böhmen operirte, war eben so und noch schlechter verpflegt als die im Jahr 1859 in Italien operirende." S. 31. Der Offizier knüpft hier die sehr richtige Bemerkung an, daß Veruntreuungen und Unterschleife in der Armeeverwaltung im Kriege auf der Stelle und unmittelbar mit dem Tode bestraft werden sollten. Die langwierige Procedur im Jahr 1860 hat bekanntlich zu nichts geführt, weil sie erst nach dem Kriege vorgenommen wurde und die Leichtigkeit, mit der die Sache bemäntelt wurde, konnte den Staatsbetrügern nur Muth machen, in ihrem System fortzufahren.

**) „Es ist die reinste Wahrheit, die sich nicht bestreiten läßt, da sie täglich durch Thatsachen zur Genüge bewiesen wird, daß unser ungeheurer Controlapparat noch niemals einen Unterschleif verhindert hat und daß niemand, der einmal in den Gang unserer Administration eingeweiht ist, aus Rücksicht auf die Controle sich behindern ließ, einen solchen zu begehn. Auch ist unser Gebührenreglement und unsere Verrechnungsmethode ein derartiges Chaos, daß jeder, ohne Gefahr entdeckt zu werden, betrügen kann, wie er will." S. 37.

„Nach dem Feldzug von 1859 erschien ein allerhöchstes Handbillet, worin anbefohlen wurde, daß von nun an der Mannschaft Kaffee als Friedens-

Das liberale Experiment, welches der Regierung das verlorene Vertrauen zurückbringen sollte, wurde am 26. Februar 1861 durch die neue Reichsverfassung besiegelt, erfüllte aber seinen Zweck keineswegs. Der Reichsrath zu Wien, der die Vertreter aller Kronländer in sich vereinigen sollte, war von Anfang an nur ein Rumpfparlament und blieb es. Denn die Ungarn erschienen nicht, verlangten für sich eine Sonderstellung und die Verfassung von 1848 zurück. Auch die Kroaten erschienen nicht. Die unfruchtbaren Verhandlungen schleppten sich vier Jahre lang fort, ohne daß die Ungarn durch Drohungen oder durch Güte, kaiserliche Besuche ꝛc. irgend bewogen werden konnten, ihren passiven Widerstand aufzugeben. Somit konnte Oesterreich mit sich selbst nicht fertig werden, während es zugleich wegen Schleswig-Holstein mit Preußen in schwerem Conflicte lag, die Mittelstaaten, trotz dem Fürstentage in Frankfurt, Oesterreich keine feste Stütze darboten und endlich auch von Italien her ein neues Gewitter drohte. Napoleon III. schloß am 15. September 1864 einen Vertrag mit Victor Emanuel, worin er dem letztern versprach, binnen zwei Jahren Rom zu räumen, wogegen ihm der König von Italien versprechen mußte, dem Papste Bürgschaften zu gewähren, die dessen künftige Unabhängigkeit sicherten. Der Rückzug der Franzosen aus Rom deutete an, man billige in Paris die Einheit Italiens und wünsche auch einen Rückzug der Oesterreicher aus Venetien. Eine Störung des europäischen Friedens stand zwar noch nicht in Aussicht, allein Oesterreich mußte doch auf Eventualitäten der äußern

---

und Kriegsration zu verabfolgen sey. Die Mannschaft bekam aber keinen Kaffee, sondern die Armeeverwaltung verordnete bei allen Truppenkörpern nur probeweises Kaffeekochen und zwar auf Kosten der Mannschaft. Später erhielt die Mannschaft zwar auf Staatskosten einen Kaffee, der aber nur ein abscheuliches, braungefärbtes Wasser war, und da nun die Mannschaft keinen mehr trinken wollte, bekam sie auch keinen mehr." S. 23.

der Kaiser ohne Reichsrath und behielt sich vor, Anleihen zu schließen ohne dessen Garantie.

Die Böhmen verfehlten nicht, ihre slavischen Ansprüche zu demselben Maaß hinaufzuschrauben, wie die Ungarn. Czechische Blätter verlangten, wenn Siebenbürgen und Croatien mit Ungarn zu einem Gesammtkörper verbunden würden, sollten auch Mähren und Schlesien in gleicher Weise mit Böhmen verbunden werden. Während die Kaiserkrone zu erbleichen schien, erhielt die Krone des h. Stephan und die des h. Wenzel plötzlich einen neuen Glanz.

Aber auch unter den Deutschösterreichern begann eine Bewegung. In Steiermark erhob im Anfang des Oktober eine Partei s. g. Autonomisten Opposition gegen das kaiserliche Decret. An ihrer Spitze stand ein Freiherr von Kaiserfeld. Sie behaupteten, die einmal verliehene Februarverfassung bestehe immer noch in Kraft und es wäre angemessener gewesen, den zufolge jener Verfassung in Wien versammelten Reichsrath mit dem ungarischen Landtag in Pesth in Unterhandlung treten zu lassen, anstatt alle einzelnen Provinziallandtage zu fragen.

Am 9. October übernahm Herr von Wüllerstorf das sorgenvolle Ministerium der Finanzen und brachte nach vieler Mühe ein neues Anlehen von 90 Millionen in Paris zu Stande. In Wien selbst wollten die Geldmänner sich nicht darauf einlassen. Auch Rothschild nicht. Doch fanden sich Pariser Häuser, die für 100 sich herbeiließen 62 zu geben, wovon noch 7 pCt. Provision und 3 Agio abgezogen worden seyn sollen, so daß der Schuldner nur 52 empfing. Die österreichische Presse maskirte den Scandal ein wenig durch eine Verleumdung des preußischen Ministerpräsidenten, als hätte derselbe bei seiner Anwesenheit in Paris das Zustandekommen jenes Anlehens zu verhindern gesucht. In seinem Namen antwortete die norddeutsche Zeitung und frug ironisch, ob er etwa auch den Wiener Börsenmännern einen Zwang angethan habe? Inzwischen kam der kaiserlichen Regierung

zu Statten, daß die Ungarn, denen sie eine so große Concession gemacht hatte, unter sich selbst nicht einig waren. Der gefeierte Deak suchte die Extreme zu versöhnen, doch kam es bei den Wahlen zum Landtage zu blutigen Excessen. Den Magnaten, deren Einfluß doch vorzugsweise das neue, Ungarn so günstige Arrangement zuzuschreiben war, stellte sich eine demokratische Partei entgegen und einer ihrer Vorkämpfer Gozsdu sprach der Aristokratie gradezu das Recht ab, in der bisherigen Weise das Volk zu vertreten. Auch Croatien und Siebenbürgen wollten sich nicht mit Ungarn vereinigen und von den Magyaren majorisiren lassen. Ein Antrag der Deutschösterreicher, welcher eine Vereinbarung der deutschen und ungarischen Liberalen bezweckte, wurde von den letzteren abgelehnt, denn sie forderten in erster Linie nicht liberale Bürgschaften, sondern nationale Unabhängigkeit.

So verging der Herbst unter Wahlen und fruchtlosen Unterhandlungen der Parteien. Während jenseits der Leitha in den ungarischen Magnaten eine starke conservative Partei vertreten war, vermißte man eine solche diesseits der Leitha. In Deutschösterreich traten nur die Liberalen hervor, um die Reichseinheit, die durch das Septemberpatent sistirte Reichsverfassung, das einige und alleine Reichsparlament und das liberale System Schmerling zu reclamiren.

Am 23. November wurden die sämmtlichen Landtage in den Kronländern eröffnet, nur Ungarn blieb noch zurück, weil der Kaiser persönlich herkommen wollte, um in der Burg zu Ofen den ungarischen Landtag zu eröffnen. Wie vorauszusehen war, blieb die Mehrheit der deutschen Landtage der Reichsverfassung getreu, bedauerte deren Sistirung, erklärte sie noch für bestehend und einige verlangten sogar die Wiedereröffnung des allgemeinen Reichstags. So die Landtage von Unterösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Kärnthen, Schlesien, Salzburg und Vorarlberg. Die Landtage von Mähren und Krain konnten sich nicht einigen. Die von Tirol und Triest gingen über die Verfassungsfrage hinweg. Die von Galizien, Istrien und dem Küstenland

erklärten ſich gegen die deutſche Auffaſſung für das Septemberpatent. In Mähren kämpfte Giskra für die ſiſtirte Verfaſſung. In Böhmen bekamen aber auf dem Prager Landtage die Czechen unter Anführung des Grafen Leo Thun die Oberhand und die Deutſchen unter dem Fürſten Karlos Auersberg und Dr. Herbſt unterlagen nach heftigem Widerſtand. Da der kaiſerliche Regierungscommiſſär Graf Lazanski ſelbſt die Partei der Czechen ergriff und von der ſiſtirten Reichsverfaſſung mit Verachtung redete, legten Fürſt Auersberg, die Grafen Althan, Salm, Morzin und Hartig, wie auch Schmerling ihr Mandat nieder. Mit Recht erregte der czechiſche Eifer eines alter ego des deutſchen Kaiſers große Senſation. Man glaubte, die deutſche Dynaſtie habe die Beſinnung verloren, indem ſie ihre treueſten Stützen in der deutſchen Nation ſelber zerbreche und den Feinden alles Deutſchen zum Werkzeuge diene. Zugleich betrieben die Czechen einen Plan, die Bezirkseintheilung von Böhmen zu ändern, um die Deutſchen bei den Wahlen in Nachtheil zu bringen. Auch ſetzten ſie durch, daß auf der Univerſität Prag und auf den Gymnaſien in Böhmen das Czechiſche ein Uebergewicht über das Deutſche erhielt. Auch der croatiſche Landtag in Agram votirte, der deutſche Sprachunterricht ſolle in den Schulen nicht mehr obligatoriſch ſeyn. Dabei fielen von Seiten der ſlaviſchen Redner die unvernünftigſten Reden gegen die deutſche Bildung und Literatur, wie zu den Zeiten der Huſſiten. Endlich ahmten die Czechen den Ungarn auch darin nach, daß ſie, wie jene ihre h. Stephanskrone, eine h. Wenzelskrone als ihr Palladium bezeichneten und damit den Anſpruch 1) auf Unabhängigkeit von Deutſchland und 2) die Wiedervereinigung Mährens und Schleſiens mit Böhmen verbanden. Vergebens wies Profeſſor Höfler in Prag urkundlich nach, daß die Wenzelskrone eine Fabel ſey, daß dem Herzog Wenzel keine Krone gebührt habe, daß Böhmen ein Kurfürſtenthum des deutſchen Reiches geweſen ſey, daß es alle ſeine Kultur von Deutſchland empfangen habe, nur durch deutſche Civiliſation aus der ärgſten Barbarei

herausgeriſſen worden ſey, daß Kaiſer Karl IV. die Univerſität Prag nicht als eine czechiſche, ſondern als eine wahre universitas für alle Nationen gegründet habe, daß im ganzen Gebiet der Wiſſenſchaft die Deutſchen beinahe alles, die Czechen beinahe nichts geleiſtet hätten. Demungeachtet habe die Regierung die Czechen immer begünſtigt, bei Beförderungen zur Profeſſur auch Unfähige vorgezogen, wenn ſie nur Czechen waren, ſo daß ſich die Czechen durchaus nicht über Zurückſetzung zu beklagen hätten. Schließlich machte er darauf aufmerkſam, daß ſowie das deutſche Element aus ſeiner wohlthätigen Verbindung mit dem ſlaviſchen herausgeriſſen würde, die Slaven einfach in ihre frühere Barbarei zurückfallen würden, ganz ſo wie es früher zur Huſſitenzeit der Fall geweſen war. Höfler erntete ſchlechten Dank für ſeine goldenen Worte, die czechiſchen Studenten empörten ſich gegen ihn und mit Noth entging er ihren Mißhandlungen.

Inzwiſchen erklärten ſich ſtarke Parteien in den von den Ungarn für die Stephanskrone in Anſpruch genommenen Ländern gegen die Unterordnung unter Ungarn, eine ſlaviſche Partei in Croatien, eine deutſche und rumäniſche in Siebenbürgen. Der croatiſche Landtag in Agram war ſehr ſtürmiſch, blieb aber ohne Ergebniß, weil die für die Reichseinheit geſtimmte bedeutende Minderheit den Saal verließ, ſo daß keine Beſchlüſſe mehr gefaßt werden konnten. In Siebenbürgen hatte die ungariſche Partei ein Wahlgeſetz erſchlichen, wodurch die Sachſen und Rumänen in die Minderheit fielen, dieſe ließen es jedoch an einem energiſchen Proteſt gegen die Ungarn nicht fehlen.

Erſt am 12. Dezember hielt Kaiſer Franz Joſeph ſeinen feierlichen Einzug in Peſth, wobei er enthuſiaſtiſch empfangen wurde und ſchon beim Austritt aus dem Wagen den Ungarn, die ihrem Deak den Vortritt gaben, ſein volles Vertrauen entgegenbrachte. Am folgenden Tage eröffnete der Kaiſer den ungariſchen Landtag in der Burg der Peſth gegenüberliegenden Stadt Ofen, wiederholte, daß er den Ungarn vertraue und drückte die Hoffnung aus, daß ſie auch ihm vertrauen

würden. Man konnte zwischen den Zeilen lesen, daß er eigentlich die Zukunft Oesterreichs in ihre Hände lege und er konnte ihnen in der That keine größere Concession machen. Aber er ermahnte sie auch zur Vernunft. Es sey durchaus nothwendig, daß sie auf eine billige Vereinbarung ihrer Interessen mit denen der Gesammtmonarchie eingehen müßten. „Denn unabweisbar ist das Erforderniß des einheitlichen Bestandes und der Machtstellung des Reichs, dem jede andere Rücksicht untergeordnet werden muß." Dem widersprach aber grade der Anspruch der Ungarn auf eine völlig selbständige Verfassung und Verwaltung, eigene Ministerien, gesonderte Finanzen und gesondertes Heerwesen. Nur die Personalunion sollte die Länder diesseits und jenseits der Leitha noch verbinden. Die Verfassung von 1848 sollte als Basis, so verlangte Deak, nicht verlassen werden. Inzwischen waren die Ungarn unter sich selbst nicht einig. Die vielen Hitzköpfe im niedern Adel verlangten mehr als die Magnaten.

Um die Gemüther des ritterlichen Volkes zu gewinnen, begab sich der Kaiser nochmals am 28. Januar 1866 nach Pesth und brachte seine Gemahlin mit. Der Jubel war wieder sehr groß, ohne daß noch eine Nachgiebigkeit erzielt wurde. Die Magnaten zeigten sich am loyalsten, die jungen Herrn vom niederen Adel aber gaben dem kaiserlichen Hofe einen Ball, von dem sie alle Offiziere, auch die des kaiserlichen Gefolges ausschlossen. Da bald darauf Oesterreichs unheilvoller Conflikt mit Preußen ausbrach, schmeichelten die Ungarn dem Kaiser mit einem erkünstelten Echauffement gegen Preußen und boten ihm alle ihre Streitkräfte an in der Hoffnung, er werde, von Preußen und Italien zugleich bedrängt, die ungarischen Forderungen williger annehmen. Es geschah indessen nicht. Nach langen Verhandlungen beantwortete der Landtag die kaiserliche Erklärung am 3. März mit einer Adresse, welche Franz Deak*) abgefaßt hatte und welche sehr gemessen und

*) Deak ist so beliebt in Ungarn, daß er sogar schon zu einer mythischen

loyal lautete, worin aber nur eine ſcheinbare Nachgiebigkeit durchſchimmerte. Es hieß nämlich darin: „Wir anerkennen, daß es Verhältniſſe giebt, welche Ungarn und die übrigen unter der Herrſchaft Eurer Majeſtät ſtehenden Länder gemeinſchaftlich intereſſiren, und unſer Streben wird dahin gerichtet ſeyn, daß in Bezug auf die Feſtſtellung und Behandlungsweiſe dieſer Verhältniſſe ſolche Beſtimmungen zu Stande kommen, welche ohne Gefährdung unſerer conſtitutionellen Selbſtändigkeit und unſerer geſetzlichen Unabhängigkeit dem Zweck entſprechen.“ Mit dieſer Phraſe behielt ſich Ungarn die Verfaſſung von 1848 vor und drang ſchließlich auf die Ernennung eines verantwortlichen ungariſchen Miniſteriums, unabhängig von dem in Wien.

Perſon geworden iſt. Im Frühling 1866, als Deak erkrankt war, ließ der Lippaer Geſangverein in Radna eine Meſſe für ſeine Geſundheit leſen und pflanzte zum Andenken ein wildes Kaſtanienreis vor der Kirche. Als nun das Reis den Sommer über friſch grünte und wuchs, entſtand die Sage, Deak ſey einſt in der Nacht hier erſchienen und habe den Zweig gepflanzt als eine Art Wahrzeichen und Palladium für Ungarn; ſo lange er gedeihe, werde Glück und Segen über Ungarn kommen. Seitdem wallfahrtet das Volk zu dem wunderbaren Kaſtanienzweige und betet vor demſelben.

Drittes Buch.

Die Bedeutung Preußens für Deutschland.

Um die Bedeutung Preußens richtig zu würdigen, muß man sich vor allem die geschichtliche Thatsache zum Verständniß bringen, daß bereits seit acht Jahrhunderten Norddeutschland von der jeweiligen deutschen Reichsgewalt im Vergleich mit Süddeutschland vernachläßigt worden ist. Es mußte sich in der Regel, da es von Süden her nicht unterstützt war, selber helfen, um sich der äußeren Feinde zu erwehren und das deutsche Reich nach Nordosten hin zu erweitern, nach Nordwesten hin wenigstens zu vertheidigen. Die Versuche der Norddeutschen, im Interesse aller Deutschen und ihres großen Reiches seine inneren Spaltungen zu überwinden und aus der Kleinstaaterei herauszukommen, eine compacte Kriegsmacht und Marine zu gründen, wozu ihre langgestreckte Küste naturgemäß aufforderte, wurden nicht blos durch die Eifersucht innerhalb ihrer eigenen Kleinstaaten, sondern auch häufig durch die Gleichgültigkeit, Mißgunst und offenbare Feindschaft

der Süddeutschen und der Kaisergewalt selbst vereitelt oder auf lange Zeit gehemmt.

Nachdem die sächsischen Kaiser glorwürdigen Andenkens, unter denen das deutsche Reich wunderbar gedieh und sich mehrte, die Augen geschlossen hatten, begann mit den salischen Kaisern, indem sie ihr Augenmerk nach dem Süden richteten, die lange Vernachlässigung des deutschen Nordens.

Auch die schwäbischen Kaiser machten Front nach Süden, um den Norden haben sie sich wenig bekümmert. Da nun aber Deutschland sein Nationalinteresse gleich sehr nach allen Seiten zu wahren hat, so mußten andere im Norden thun, was die Kaiser nicht thaten. Insofern spielte Heinrich der Löwe die Hauptrolle in Norddeutschland, während Kaiser Friedrich Barbarossa vorzugsweise im Süden beschäftigt war. Heinrich suchte für Deutschland zu ergänzen, was der Kaiser zu leisten nicht geneigt und fähig war, nämlich die Ausbreitung des Christenthums und Germanismus in den Slavenländern und die Gründung einer deutschen Marine in der Ostsee. Er nahm also ziemlich genau dieselbe Stellung ein, welche Preußen gegenwärtig einnimmt, indem es das stärkste Bollwerk der deutschen Nationalität gegen den slavischen Osten ist und der deutschen Marine endlich aufhelfen will. Aber wie man jetzt den guten Willen Preußens verleumdet, es um seiner Erfolge willen beneidet und ihm jedes moralische und physische Hinderniß in den Weg wirft, damit es nicht zum Ziele gelange, so war auch damals der Süden und Westen Deutschlands in gleichem nationalen Unverstande eifrig bemüht, Heinrichs des Löwen für Deutschland so heilsame Pläne zu vereiteln und den Gewinn lieber den Dänen und Slaven zu gönnen, als dem deutschen Herzog.

Die Ausbreitung des Christenthums und des Germanismus im noch heidnischen Slavenlande machte sich Heinrich der Löwe zu seiner Hauptaufgabe. Was wäre wohl aus Deutschland geworden, wenn sein ritterliches Volk unter tapfern Führern nicht über Saale, Elbe

und Oder hinaus zugleich mit dem Christenthum die deutsche Machtsphäre ausgedehnt hätte? Heinrich der Löwe kämpfte für Christenthum und Deutschthum gegen die damals noch äußerst barbarischen Slaven und handelte somit in vollem Einklang mit dem damaligen religiösen Zeitgeist und mit dem großen deutschen Nationalinteresse.

Dem deutschen Kaiser ziemte es, während er das deutsche Reich im Süden mehrte, den tapfern Herzog auf alle Weise zu unterstützen, damit er es auch im Norden mehre. Aber die unglückselige dynastische Eifersucht trieb den Ghibellinen an, den Welfen zu verderben. Heinrich der Löwe unterlag dem Schwert des Barbarossa, sein großes Herzogthum wurde zertrümmert, alle seine Pläne wurden vereitelt, denn der Kaiser war nicht mächtig genug und hatte auch keinen Trieb dazu, sich des deutschen Nordens mit derselben Energie anzunehmen, wie des Südens. Er vertrug sich mit dem Dänen, gab den Slaven Reichslehen und schuf, indem er die oberste Herzogsgewalt in Norddeutschland vernichtete, jenes unglückliche System geistlicher und weltlicher Kleinstaaterei, welches Norddeutschland bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden hat.

Ohne des Kaisers Nachhülfe und unter heftiger Anfeindung der Fürsten und Bischöfe nahm in den folgenden Jahrhunderten nur die Hansa einen großartigen Aufschwung und führte Heinrichs des Löwen Plan aus durch die Schöpfung einer deutschen Marine. Das von ihm gegründete Lübeck blieb das Haupt der Hansa. Die Hanseaten drangen zuerst als Kaufleute an den langgedehnten Ostseeküsten bis nach Livland vor und brachen der großartigen Colonisation des deutschen Ritterordens Bahn. Es wäre aller Deutschen dringendes Interesse gewesen, die Hansa zu unterstützen, wie früher Heinrich den Löwen. Aber bei ihrer ewigen Uneinigkeit ließen sie die Hansa im Stich, wie sie den Löwen im Stich gelassen hatten. Ganz Deutschland hätte hinter der Hansa stehen müssen. Die Industrie und der Handel, die Häfen und die große Marine, namentlich aber das aus-

gedehnte Coloniſationsſyſtem der Hanſeaten öffnete der Uebervölkerung im geſammten deutſchen Reiche Wege des Abfluſſes, des Wohlſtandes und Ruhms und hielt ſeine Colonien im Zuſammenhange mit dem Mutterlande. Wenn uns Holland ſpäter engherzig ſeine Colonien verſchloß, ſo that ſie dagegen die alte Hanſa dem ganzen deutſchen Volke weit auf. Aber die reiche Hanſa wurde von den deutſchen Fürſten beneidet. Die Kleinſtaaterei, die der große Barbaroſſa in Norddeutſchland organiſirt und ſanktionirt hatte, war verſtockt und weit entfernt, einem allgemeinen Nationalintereſſe dienen zu wollen. Sie unterband die Adern des innern Verkehrs, ſperrte die Flüſſe und duldete kein großartiges Verkehrsſyſtem, ja die Straße von Süden nach Hamburg iſt bis heute vernachläßigt geblieben. Damals weilten die Kaiſer fortwährend im Süden und ſchienen nicht zu wiſſen, daß Deutſchland Küſten im Norden habe. Die kleinen norddeutſchen Fürſten aber ruhten mit ihrem Neide gegen die Hanſa nicht, bis ſie, im Bunde mit Dänemark und Schweden, den Feinden unſeres Reichs, die Hanſa bis zur Ohnmacht geſchwächt hatten. Seitdem wurde die Oſt- und Nordſee nicht mehr von der deutſchen, ſondern von der däniſchen, ſchwediſchen und engliſchen Flagge beherrſcht und auch die großen Colonien der Hanſa und des ihr ſtets innig verbündeten und durch die Schifffahrt von ihr abhängigen deutſchen Ordens waren nun iſolirt und mußten nach und nach eine Beute der Schweden und Polen, zuletzt der Ruſſen werden. Wie ganz anders hätten die deutſchen Oſtſeeprovinzen ſich der Ruſſen erwehren können, wenn ſie noch durch eine mächtige hanſeatiſche Flotte hätten geſchützt werden können, und wenn die Auswanderung nicht ſeit dem Verfall der Hanſa ins Stocken gerathen wäre, ſondern noch drei Jahrhunderte fortgedauert hätte!

Mit dem Verfall der norddeutſchen Hanſa hing das Aufkommen derjenigen Dynaſtie zuſammen, die, obgleich deutſchen Urſprungs, doch auf die Throne von Dänemark, Schweden und Rußland gelangend,

alle folgenden Jahrhunderte hindurch Norddeutſchland am meiſten geſchadet und wehe gethan hat. Chriſtian, Graf von Holſtein, der eigentliche Henker der Hanſa, wurde als Chriſtian III. König von Dänemark, und von ihm ſtammen bis auf heute die Dänenkönige, das 1809 aus Schweden vertriebene Königsgeſchlecht und ſeit Peter III. die ruſſiſchen Kaiſer ab. Desgleichen auch der Prinz von Auguſtenburg.

Einen Erſatz für die Hanſa ſchienen die Niederlande darzubieten, deren Induſtrie und Handel ſich großartig entwickelte. Die tapfern Niederländer hatten ſich ſeit Jahrhunderten der Franzoſen erwehrt, die ihnen ihre Herrſchaft aufdringen wollten. Die Niederländer allein hatten in unſterblichen Schlachten Frankreichs Uebermacht zurückgeſchlagen, ohne vom deutſchen Reich unterſtützt zu werden. Ja es kam vor, daß ein deutſcher Kaiſer (Karl IV.) ſelber mit den Franzoſen im Bunde gegen ſie focht und ſich von ihnen ſchlagen ließ. Dennoch wurden ſie an den Herzog von Burgund, einen franzöſiſchen Prinzen, vererbt, der ſich zwar von Frankreich eben ſo unabhängig machte, wie von Deutſchland, aber doch welſches Weſen mehr begünſtigte, als deutſches. So konnten die Niederlande ihren deutſchen Brüdern an den Ufern der Nord- und Oſtſee nichts nützen. Durch Heirath kamen ſie an das Haus Oeſterreich, aber Kaiſer Karl V. ſchenkte ſie ſchon wieder weg an Spanien. In den Wirren der Reformationszeit riß ſich der nördliche Theil der Niederlande vom ſüdlichen los und gründete die holländiſche Republik. Der ſüdliche blieb bei Spanien und beide waren hinfort durch politiſchen und kirchlichen Haß geſchieden. Holland riß ſich ganz vom deutſchen Reiche los. Stolz auf ſeine junge Seemacht und auf ſeinen einträglichen Handel, dachte es nicht daran, dem gemeinſamen deutſchen Vaterlande nützlich zu werden, noch ſelbſt aus ihm Nutzen zu ziehen. Es würde ſeine Seemacht und ſeine Colonien in großartigſter Weiſe haben vermehren können, wenn es die Uebervölkerung in Deutſchland, die immer zur Auswanderung bereit iſt, nach ſeinen Colonien hingelenkt hätte, zu

einer Zeit, in welcher die englischen Colonien erst noch im Entstehen waren und ihm Platz ließen. Holland aber gefiel sich in einer übermüthigen Verachtung seiner deutschen Brüder, wollte nichts von ihnen wissen, sperrte ihnen sogar die Schelde ab und — mußte zur Strafe ein Kleinstaat bleiben, den England bald weit überholte. Als am Schluß des vorigen Jahrhunderts England, anstatt dem ihm befreundeten Erbstatthalter von Holland zu helfen, vielmehr alle holländischen Colonien eroberte und für sich behielt, konnte es diesen Vortheil nur erringen, weil Holland zu schwach, seine Colonien noch zu wenig bevölkert waren. Hätte es seit anderthalb hundert Jahren den Strom deutscher Auswanderer in seine Colonien eingelassen, so hätten alle englischen Schiffe gegen sie nichts auszurichten vermocht. Denn die tapferen Boers, zehnmal so zahlreich, als sie es noch jetzt sind, hätten das Cap den Engländern niemals ausgeliefert.

Der südliche, spanisch gebliebene Rest der Niederlande, das heutige Belgien, fiel zwar an Oesterreich zurück, blieb aber für Deutschland nur ein verlorener Posten, da es, zwischen Frankreich und Holland eingekeilt, von Oesterreich selbst vernachlässigt wurde.

Somit war Norddeutschland nach Westen hin seiner schönsten Häfen beraubt, war der wichtige westliche Theil eigentlich ganz von ihm abgeschnitten. Dann folgte Hannover, welches nur noch dem Namen nach zum deutschen Reich gehörte, wesentlich aber als englische Provinz dem deutschen Nationalinteresse eben so entfremdet war wie Holland. Bremen und Verden, sowie auch Vorpommern mit Stralsund hatten sich die Schweden im westphälischen Frieden abtreten lassen. Holstein und Schleswig waren in die schwedisch-dänischen Händel verwickelt, Deutschland eben so entfremdet. Mecklenburg war durch eine Heirath so sehr unter russischen Einfluß gekommen, daß russische Truppen lange Zeit im Lande lagen, als ob es schon eine russische Provinz wäre. Auch der Kurfürst von Sachsen stand unter diesem russischen Einfluß, da er sich unter russischem Protektorat zum

König von Polen hatte wählen lassen, ohne mehr als ein Schattenkönig zu seyn.

Der deutsche Orden, einst so mächtig an den weiten Ufern der Ostsee, war in seiner Isolirung, da er vom deutschen Reiche nicht unterstützt wurde, theils der russischen Barbarei, theils schwedischen und polnischen Intriguen erlegen und mit Ausnahme Preußens unter undeutsche Herrschaft gekommen.

Das war die Lage Norddeutschlands im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Dieses traurige Panorama entfalteten die gutdeutschen Küstenländer von Flandern bis Esthland.

Nur ein einziger und damals noch nicht großer Staat verfocht in Norddeutschland noch unabhängig von jedem fremden Einfluß das deutsche Nationalinteresse und die deutsche Ehre. Einzig der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, hatte eine selbständige Stellung behauptet. Er befreite Preußen von der polnischen Lehensherrschaft, er rächte Deutschland endlich an den Unholden des dreißigjährigen Krieges, indem er die Schweden schlug. Er stand ritterlich dem deutschen Kaiser im großen Kampfe gegen Ludwig XIV. bei, wurde aber schlecht dafür belohnt, denn er hätte die Schweden ganz vom deutschen Boden vertrieben, wenn ihn der Kaiser nicht im Stich gelassen hätte. Dennoch wurde durch seine verständigen und energischen Nachfolger auf dem Grunde fortgebaut, den er gelegt hatte. Norddeutschland durfte wieder aufathmen. Neben der Kleinstaaterei und Fremdherrschaft wuchs in Norddeutschland wieder ein größerer, echt deutscher Staat mit elastischer Kraft empor, um endlich den Schweden, Polen und Russen einen Damm entgegenzuwerfen und das deutsche Nationalinteresse im Nordosten fernerhin siegreich zu verfechten.

Friedrich der Große wird in neuerer Zeit auf eine merkwürdige und gewiß unvernünftige Weise mißkannt. Wer das große Gesammtinteresse deutscher Nation im Auge behält und sich erinnert, wie jämmerlich die Fremdherrschaft in Norddeutschland hereinbrach und immer

weiter vorzuſchreiten drohte, ehe das ritterliche Preußen ihr Halt gebot, kann in Friedrich dem Großen nur einen ruhmwürdigen Vorkämpfer der deutſchen Geſammtnation anerkennen. Zugegeben, daß Friedrich der Große gewaltthätig durch das Recht hindurchgriff, indem er die Verlegenheit Maria Thereſias benützte, um ihr das ſchöne Schleſien wegzunehmen, ſo verdankt ihm Deutſchland dennoch den Schutz ſeiner Grenzen und ſeiner Nationalität, die Oeſterreich damals unſern Nationalfeinden preiszugeben ſchon geſchworen hatte.

Die Vernachläßigung Norddeutſchlands von Seiten Süddeutſchlands und des deutſchen Kaiſerhauſes ſelbſt culminirte im Vertrag von Verſailles am 1. Mai 1757. In dieſem Vertrage verpflichtete ſich Oeſterreich gegen die ausländiſchen Mächte, die deutſchen Provinzen, welche es mit ihrer Hülfe von Preußen wegreißen würde, ihnen für immer zu überlaſſen, ja ihnen ſogar öſterreichiſche Provinzen zum Lohn für ihre Hülfe preiszugeben. Frankreich ſollte einen Theil der Niederlande mit dem Hafen von Oſtende bekommen. Die übrigen Niederlande, mit Ausnahme Luxemburgs, ſollten einem franzöſiſchen Prinzen zum Erbe werden. Die Feſtung Luxemburg ſollte zum Vortheil Frankreichs geſchleift und auch Cleve von Preußen abgeriſſen werden. Schweden ſollte das preußiſche Pommern, Polen ſollte Oſt- und Weſtpreußen, Rußland ſollte Kurland und Semgallen bekommen und alle dieſe Abtretungen ſollten den fremden, nichtdeutſchen Mächten für immer verbleiben.

Was würde wohl aus Deutſchland geworden ſeyn, wenn das Genie Friedrichs des Großen und die Tapferkeit der Preußen nicht dieſen nichtswürdigen Vertrag mit Kanonenſchlägen zerriſſen hätten? Der ganze Nordoſten Deutſchlands wäre Schweden, Polen und Rußland geopfert worden. Der Vertrag von Verſailles ging von Wien aus, von dort, wo man die Krone Karls des Großen bewahrte, vom Centrum des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation aus, vom Kaiſer, welcher geſchworen hatte, alle Zeit Mehrer des deutſchen

Reichs zu ſeyn. Welche Pflichterfüllung des heil. Reichsoberhauptes, wenn er hier die Niederlande, dort die ganze deutſche Küſte von Mecklenburg bis Kurland den Feinden deutſcher Nation freiwillig abtreten wollte!

Was man auch an Friedrich II. von conſervativer Seite wegen ſeiner Irreligioſität und von liberaler Seite wegen ſeiner rückſichtsloſen Autokratie gerügt und beklagt hat, um die deutſche Nation hat er ſich doch das größte und dankenswertheſte Verdienſt erworben, indem er die Durchführung des Vertrags von Verſailles verhinderte und die Unabhängigkeit, die militäriſche und moraliſche Macht des preußiſchen Staats, des einzigen, der deutſches Intereſſe an den nordöſtlichen Grenzen verfocht, aufrecht erhielt. Hätte er dieſes ſtarke Bollwerk gegen Polen, Schweden und Rußland nicht aufgerichtet, hätte er den Franzoſen und Ruſſen nicht einen heilſamen Schrecken vor der norddeutſchen Waffenkraft eingejagt, wohin wäre es denn mit dem nördlichen Deutſchland gekommen?

Nach Friedrichs Tode trat unter ſeinem Nachfolger Erſchlaffung ein. Der neue Monarch vermochte den ruſſiſch-öſterreichiſchen Intriguen nicht ſo geſchickt zu ſteuern wie der große König. Thuguts Ränke trieben den Preußenkönig zum Basler Frieden. Sein Sohn Friedrich Wilhelm III. übernahm dieſe ſchlimme Erbſchaft und kam zwiſchen dem ländergierigen Frankreich, dem unverſöhnlichen Neide Oeſterreichs und der falſchen Freundſchaft, dem ſchlauen Bevormundungsgelüſte Rußlands in die gefährlichſte Lage. Durch ſeine Niederlage bei Jena verlor Preußen die impoſante Stellung wieder, die es ſeit dem großen Kurfürſten eingenommen hatte. Es ſchien ungewiß, ob Norddeutſchland ſich jemals wieder aus der Fremdherrſchaft befreien würde.

Aber gerade in ſeiner Schwächung und Verkleinerung bewies der preußiſche Staat und das im Geiſte des großen Kurfürſten und des großen Friedrich erzogene Volk eine elaſtiſche Kraft, wie kein anderes in Europa. Als der Augenblick der Erhebung gekommen war,

leistete das kleine preußische Volk in schneller Ausrüstung, Disciplin, Schlagfertigkeit noch bei weitem mehr als das große Volk der Spanier. In wenigen Wochen stand in Preußen, welchem Napoleon nur noch 40,000 Soldaten zu halten erlaubt hatte, das ganze Volk in Waffen da und Bauern, Handwerker, Studenten ꝛc., die nie vorher auch nur Pulver gerochen hatten, schlugen Napoleons erfahrenste Veteranen zurück und erfochten Sieg auf Sieg über das größte Heer und den größten Feldherrn Europas. Die Welt war damals über die Schnellkraft des preußischen Volkes eben so erstaunt, als sie es heute ist. Das Jahr 1866 hat nur beurkundet, daß die Kraft, die 1813 explodirte, im preußischen Volke geblieben, daß sie sein charakteristisches Wesen ist.

Niemand ärgerte sich über die Energie und die glänzenden Erfolge der Preußen in den Jahren 1813 und 14 mehr als Oesterreich. Es ging die Allianz mit Preußen und Rußland damals nicht eher ein, als bis die Proclamation von Kalisch verleugnet wurde. Metternich haßte und fürchtete die Begeisterung für Deutschland, die damals im preußischen Volke herrschte, viel mehr, als das bereits sehr geschwächte, nur noch mit seinen letzten Kräften verzweiflungsvoll kämpfende Frankreich. Er trat also dem Streben Steins, Blüchers, des Tugendbundes und aller preußischen Patrioten, welche die Rheinbundfürsten strafen und ihre Länder einem einigen deutschen Reich einverleiben wollten, mit dem grade entgegengesetzten Programm entgegen, wobei er von Rußland und von England eifrig unterstützt wurde. Dieses Programm forderte die Erhaltung der Rheinbundfürsten auf ihren Thronen unter österreichischem Schutz als Gegengewicht gegen Preußen und die patriotische Partei. Nachdem Napoleon und zwar hauptsächlich durch die große Energie und heroische Opferfreudigkeit der preußischen Truppen endlich ganz niedergeworfen und abgesetzt war, schlossen sich auch die dort wiederhergestellten Bourbons sogleich

an die antipreußische, d. h. antideutsche Coalition Oesterreichs mit Rußland, England, Schweden und Dänemark an.

Von den Hoffnungen für ganz Deutschland, die man in Preußen gehegt hatte, konnte nun nichts mehr in Erfüllung gehen. Metternich schuf statt des einigen deutschen Reiches mit seinen wiederhergestellten alten Grenzen, wie es die Preußen mit Recht verlangt hatten, — den s. g. deutschen Bund, das jämmerlichste politische Pfuschwerk, das die Weltgeschichte je gesehen hat. Nach so großen und unsterblichen Siegen der deutschen Nation erhielt das Bundesgebiet engere Grenzen, als das alte Reich auch noch in seiner letzten schlechtesten Zeit besessen hatte. Elsaß, Lothringen blieben bei Frankreich; Belgien, der burgundische Kreis des deutschen Reichs, noch bis 1793 österreichisch, wurde mit seiner gut deutschen Bevölkerung vom deutschen Bunde getrennt. Trotz aller Heimtücken, welche Dänemark in der napoleonischen Zeit an Deutschland ausgeübt hatte, durfte es Holstein behalten. Bald erkannte man als Hauptaufgabe der antideutschen Coalition, die im Wiener Congreß saß, die möglichste Schwächung Preußens, die Unterbindung aller preußischen Adern, damit dieses elastische Volk ja nicht wieder deutsche Politik mache wie 1813. Vor allem mußte Preußen von der Nordsee ausgeschlossen, ihm also sein treues Ostfriesland weggenommen werden, um es mit der englischen Provinz Hannover zu vereinigen. Damit es ferner keinen Fuß im südlichen Deutschland fasse, durfte es sein altes treues Ansbach und Bayreuth nicht zurückerhalten. Da man ihm doch für seine großen Anstrengungen im Kriege einen Ersatz gewähren mußte, schob man ihm nicht ohne Schadenfreude die katholischen Rheinlande zu. Dahinter steckten folgende Absichten. Am Rhein, in nächster Nähe Frankreichs, sollte Preußen stets von Collisionen mit Frankreich bedroht bleiben, während es doch grade hier nur einen verhältnißmäßig kleinen Besitz und dem großen Frankreich gegenüber eine schwache Stellung hatte. Der kleinere westliche Theil

der preußischen Monarchie erhielt gar keinen unmittelbaren Zusammenhang mit dem größeren Theil im Osten, sondern war von diesem auf eine künstliche, man darf wohl sagen perfide Weise durch die Schöpfung und Vergrößerung des Königreichs Hannover getrennt worden. Man kann sich keine ungeschicktere geographische Lage eines Staates denken, als die, in welche Preußen durch den Wiener Congreß gebracht worden war. In der ungeheuren Längenausdehnung von Trier bis Memel und noch dazu in zwei Hälften getrennt, hatte es keinen natürlichen Mittelpunkt, keine Abrundung und bot überall leicht angreifbare Langseiten dar. Ferner sollten die Rheinprovinzen Preußen auch zur inneren Schwächung gereichen, weil ihre Katholicität und ihre französische Justiz einen Gegensatz gegen Altpreußen bildeten.

Durch solche Mittel und Vorkehrungen brachte es der Wiener Congreß nun in der That dahin, daß Preußen trotz seiner großen Leistungen im Kriege, erst jetzt im Frieden gleichsam geknebelt wurde und nicht mehr im Stande war, für die Einheit und die gedeihliche Entwicklung der deutschen Gesammtnation etwas zu thun. Das damalige preußische Kabinet desavouirte den Patriotismus von 1813 und fügte sich dem Metternichschen System, wobei der Einfluß der russischen Verwandtschaft wesentlich mitwirkte. Indessen ging die Tradition, daß vom preußischen Volke aus etwas für Deutschland geschehen solle, deswegen nicht unter. Sie belebte sich auf eine merkwürdige Weise in Schwaben, wo Paul Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" zuerst die Parole aufwarf, Deutschland müsse sich unter Preußen einigen und zwar in liberalem Sinne. Der erste thatsächliche Schritt dazu war der von Preußen eingeleitete und durchgeführte deutsche Zollverein.

Auch der Liberalismus brach sich in Preußen, wenn auch nur indirekt, eine breite Bahn. Die Männer, die in den zwanziger und dreißiger Jahren unter dem Ministerium Altenstein gebraucht

wurden, um der ſtudirenden Jugend und den gebildeten Claſſen die Begeiſterung vom Jahre 1813 her, das chriſtlich deutſche Programm der Burſchenſchaft auszureden, würden allzu unpopulär geworden ſeyn, wenn ſie nicht, ohne daß es der fromme König gewahr wurde, mit dem franzöſiſchen Liberalismus kokettirt hätten. Denn dieſer Liberalismus wurde in dem Maß populär, als der Patriotismus verboten war, und richtete ſich, weil er das ungeſtraft thun durfte, gegen die Kirche. Aus der großen Schule des Philoſophen Hegel wie aus den Seminarien, denen der begünſtigte Dieſterweg vorſtand, gingen die entſchiedenſten Feinde der chriſtlichen Religion hervor, welche ganz mit den Liberalen in Frankreich ſympathiſirten. Auch der ſehr einflußreiche Lachmann, noch vielmehr der große Alexander von Humboldt gehörten zu denen, die das Chriſtenthum negirten. Humboldt kokettirte mit den Juden, *) Lachmann unterſchrieb die Proteſte gegen Hengſtenberg. Aus dem Vorherrſchen ſolcher Tendenzen in Berlin erklärt ſich die grauſame Verfolgung der unſchuldigen Lutheraner in Schleſien, die Duldung jener ſchändlichen Verleumdungen und Mißhandlungen, mit denen der von den Liberalen vielgeprieſene Schön in Königsberg die frommen Prediger daſelbſt verfolgte, das rückſichtsloſe Verfahren gegen den Kölner Erzbiſchof und endlich die gänzliche Gleichgültigkeit, mit welcher Preußen der Unterdrückung des evangeliſchen Glaubens in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen zuſah. Hieraus erklärt ſich ferner die wüthende Verfolgung des zu chriſtlicher Beſinnung zurückgekehrten Miniſteriums Eichhorn von Seiten der Preſſe, die Verhöhnungen desſelben in Königsberg, die Frechheit, mit welcher Ruge, Bruno Bauer, die Deutſch-Katholiken, die Lichtfreunde, die Proteſtmänner auftreten durften.

*) Humboldt ſchrieb viele Jahre lang vertraute Briefe an den Mann der Jüdin Rahel, worin er über den König von Preußen, ſeinen edeln Gönner und Wohlthäter, Spott ergoß. Dieſe Briefe wurden von einer andern Jüdin herausgegeben.

Man muß an dieſe jetzt veralteten Dinge erinnern, um den inneren Zwieſpalt im Preußenthume zu begreifen. Einerſeits lebte hier in der Regierung wie im Volke der Gedanke von 1813 fort und man gab die Erinnerung an die große deutſche Miſſion Preußens nicht auf, wie die Stiftung des Zollvereins bewieſen hat. Andrerſeits bildete ſich auf den Univerſitäten und in der Preſſe jener verneinende Geiſt aus, welcher ſeiner innerſten Natur nach undeutſch, nur von der Oppoſition in Frankreich her entlehnt war, leider aber die gebildeten Claſſen in ſolchem Umfange durchdrang, daß er noch in der Neuzeit die landſtändiſchen Wahlen beherrſchte und das Abgeordnetenhaus in Berlin zu einer ganz unnatürlichen, beinahe wahnſinnigen Oppoſition gegen die Regierung trieb.

Zu den Verhängniſſen, die über den preußiſchen Monarchen kamen, ohne daß ſeine Feſtigkeit und Klugheit denſelben unterlegen wäre, geſellte ſich noch eine Partei von Ultras, die königlicher ſeyn wollten, als der König ſelbſt, ein Anhang von Freunden, die ihm beim beſten Willen doch oft mehr ſchadeten, als ſeine Feinde. Das war die ſ. g. Feudalpartei mit ihrem berühmten Organ, der Kreuzzeitung, und mit einem Uebergewicht im Herrenhauſe. Durch ihre Oppoſition gegen den Liberalismus hat ſie ſich ungeheuer verhaßt gemacht und war auch wirklich ungerecht und ſtörriſch gegen gerechte Forderungen der Zeit, ſo daß die Regierung ſelbſt ihren übertriebenen Eifer zuweilen hemmen, ihre Behauptungen dementiren mußte. Aber ſie wurde gereizt durch die Verleumdungen und durch die Mißachtung, die ſie in der Preſſe und auch im Abgeordnetenhauſe erfuhr. Es waren in dieſer Partei ſehr edle Perſönlichkeiten und ſie vertraten auch die edlen Elemente des Altpreußenthums, ohne welche Preußen für Deutſchland gar nicht hätte leiſten können, was es geleiſtet hat.

Zur gerechten Würdigung dieſer Partei wollen wir ihre verſchiedenen Elemente charakteriſiren.

Es iſt eine royaliſtiſche Partei, die den rocher de bronze der

preußiſchen Monarchie der wilden Brandung der demokratiſchen Sündflut entgegenſtemmt und nicht leiden will, daß ein eitler Profeſſor, den der Staat bezahlt, ein franzöſiſch zugeſchulter Advokat, ein ganz dummer, zweckeſſender Gewohnheitsſchreier, oder gar ein frecher und boshafter Jude ſtatt des Königs den Staat regieren wollen. In dieſem Punkte ſtehen die Royaliſten auf dem feſten Boden der Geſchichte, halten die ruhmwürdigen Erinnerungen der preußiſchen Monarchie feſt und werden vom Nationalſtolz, vom echten Preußengefühl im Volke unterſtützt. Nur inſofern fallen ſie ins Extrem und geben den Angriffen ihrer Gegner Blößen, als ſie mit den Verkehrtheiten der modernen Verfaſſungen nach franzöſiſcher Schablone, des modernen Wahlſyſtems, der Principienreiterei, des ſyſtematiſchen Opponirens und des Maulheldenthums im Abgeordnetenhauſe, doch auch oft die Volksvertretung da bekämpft und verachtet haben, wo ſie als ſolche im Rechte war. Die royaliſtiſche Partei hätte poſitiv auf ein echt deutſches Verfaſſungsweſen, auf eine Vertretung nach Provinzen, Ständen, Genoſſenſchaften dringen und nicht bloß negativ gegen die franzöſiſchen Unnatürlichkeiten der beſtehenden Verfaſſung eifern ſollen.

Die Partei iſt zweitens eine ariſtokratiſche. Sie feudaliſtiſch zu nennen, iſt Unſinn und eine bloße Bosheit der Gegner. Die wirklichen Lehen im Beſitz der Partei laſſen ſich zählen. Man kann die Partei nur eine ariſtokratiſche nennen. In dieſer Beziehung vertritt ſie nun wirklich das edelſte Volkselement in Preußen, die Ehrenhaftigkeit alter Familien, an die ſich in uralter örtlicher Verbindung auch die Ehrenhaftigkeit des Bauernſtandes knüpft. Hier iſt der Kern des preußiſchen Volks zu ſuchen, noch nicht zerfreſſen von Advokaten, Zeitungsſchreibern und Juden. Dieſer patriarchaliſche Adel und ſeine patriarchaliſchen Bauern ſind zugleich der Kern des preußiſchen Heeres. Sie bewahren und erhalten die alte Tapferkeit, die alte Disciplin, jene ritterliche Ehrenhaftigkeit, die Preußen vor allen deutſchen Staaten groß gemacht und unſterblichen Ruhm erkämpft haben. Dieſes edle

Metall hat allerdings auch Schaum und Unrath aufgeworfen. Der Hinkeldeyſche Prozeß und mehrere andere enthüllten Unwürdigkeiten, ja Frevel eines lüderlichen, hoffährtigen Junkerthums, wie im Anfang des Jahrhunderts vor der Schlacht bei Jena. Allein nach ſolchen Auswüchſen des jungen Adels, wie ſie in jeder größeren Reſidenz vorkommen, hätte man doch niemals den geſammten preußiſchen Landadel und das geſammte preußiſche Offizierskorps beurtheilen ſollen.

Die Partei iſt drittens eine fromme, ſtreng chriſtliche, daher natürlicherweiſe den zahlloſen, nicht bloß in der öſterreichiſchen, ſondern auch in der preußiſchen Tagespreſſe thätigen Juden grenzenlos verhaßt. Aus dieſer ſchmutzigen Quelle ſtammen die ſchändlichſten Verleumdungen und Beſchimpfungen des chriſtlich deutſchen Adels. Allerdings war die frühere preußiſche Regierung an der Entchriſtlichung der ſ. g. gebildeten Klaſſen ſelber Schuld, da ſie das Miniſterium Altenſtein bevollmächtigte, auf allen Univerſitäten, Gymnaſien und Schullehrerſeminarien den evangeliſchen Geiſt ſyſtematiſch auszutilgen und dagegen den Hegelſchen einzupflanzen. Die böſen Saaten ſind in den vierziger Jahren aufgegangen, in denen der Abfall vom Chriſtenthum in Preußen eine koloſſale Höhe erreicht hat. Jedermann weiß, daß die revolutionären Tollheiten des Jahres 1848 genau damit zuſammenhingen. Das Gift des Unglaubens blieb indeß auf die ſ. g. gebildeten Claſſen beſchränkt und obgleich es den Arbeitervereinen und dem großſtädtiſchen Proletariat vermittelt wurde, blieb doch die weit überwiegende Maſſe des Landvolks, wie auch der niedere Bürgerſtand, und auch unter den höher gebildeten Claſſen alles von der Anſteckung frei, wo noch die alten Tugenden der Frömmigkeit, Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Treue nicht erſtorben waren. Gegen die Sündflut des Hegelthums, des Deutſchkatholicismus, der Lichtfreunde, der Judenpreſſe erſtarkte die chriſtliche Reaction in Preußen immer mehr. Auf den Univerſitäten wurde wenigſtens die Theologie von der Hegelſchen Giftmiſcherei geſäubert und der wahnſinnige Chriſtushaß in die weltlichen Facultäten

verwieſen. Der König ging mit dem beſten Beiſpiel voran, indem er laut verkündete: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! Die bedeutendſten Staatsmänner und der größte Theil des begüterten Adels folgte dieſer Fahne. Man durfte den böſen Dämon ſchon bei der Thronbeſteigung des jetzigen Königs für überwunden erachten, obgleich es ihm noch gelang, eine zahlreiche Nachgeburt ins Abgeordnetenhaus zu liefern. Die Partei nun, die man die feudale, oder die Kreuzzeitungspartei nennt, ſtellte ſich mit der größten Energie auf die chriſtliche Seite und vertrat aufs ritterlichſte den noch im Kern des Volks lebenden Geiſt, die alte ernſte fromme Geſinnung der Väter.

Wenn ſie daneben zuweilen durch ſchroffe Einſeitigkeit nicht blos die Gegner alles Glaubens, ſondern auch die zurückſtieß, die einem guten Glauben, nur auf andere Art anhingen, ſo iſt das zu entſchuldigen. Man muß nur bedenken, wie iſolirt, in ihren Anfängen wenig unterſtützt, von allen Seiten angefeindet, gehetzt, angebellt und angebiſſen dieſe fromme Partei war. Vom Miniſterium übel angeſehen, von der Mehrzahl der Rationaliſten und Hegelianer unter der evangeliſchen Geiſtlichkeit ſelbſt verlaſſen und verhöhnt, mußten ſie ſich wohl in die feſte Burg ihres Glaubens zurückziehen und einſeitig werden. Als nach glücklicher Beſeitigung der Altenſteinſchen Mißregierung Hof und Miniſterium dem verderbten Zeitgeiſt gegenüber ihre Chriſtlichkeit betonten, war es der Partei der Kreuzzeitung gewiß nicht zu verdenken, daß ſie ſich freute und ſich mit Innigkeit dem frommen König hingab, was ihr dann wieder als byzantiniſcher Servilismus ausgelegt wurde.

Nur in einer Beziehung war das Verhalten der Partei unbedingt zu tadeln. Sie kokettirte nämlich zu viel mit Rußland. Sie predigte das Zuſammengehen Preußens mit Rußland in Zeiten, wo jedem Deutſchen und Proteſtanten Pflicht und Ehre das Gegentheil geboten. Sie rieth Preußen Rußland beizuſtehen, als Frankreich, England und Oeſterreich im Jahr 1854 die Eroberung der Türkei durch Rußland

verhinderten. Keine Macht ist für Preußen und Deutschland gefährlicher als die russische. Dieser Macht zu helfen, daß sie noch größer wird, als sie schon ist, kann nicht preußische Politik seyn. Zudem war es eine confessionelle Pflicht gläubiger Protestanten, der Gewalt und Arglist entgegenzutreten, womit Rußland das Landvolk in Livland um seinen lutherischen Glauben brachte. Daß die fromme Partei in Preußen dazu schwieg und dem Czaaren wiederholt ihre Huldigungen darbrachte, leidet keine Entschuldigung.

Nun denke man sich die preußische Regierung zwischen dieser ihr näher und hinter ihr stehenden Partei und der ihr gegenüber stehenden vom ausländischen Spiritus der französischen Deputirtenkammer berauschten Opposition, und man wird ihr zugestehen müssen, daß sie das Staatsruder fest handhabte und geschickt und sicher zwischen den Extremen hindurch schiffte. Nicht jenen Parteien, sondern der Regierung allein verdankte Preußen alle die großen Vortheile, die ihm der Zollverein gewährte, namentlich auch die Sympathien, die es dadurch im nicht preußischen Deutschland gewann. Der Regierung allein verdankte Preußen den confessionellen Frieden, welcher wiederkehrte, sobald Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam und den Katholiken und Lutheranern gerecht wurde. Der Regierung allein verdankte Preußen die Sparsamkeit und Ordnung im Haushalt und die strenge Rechtlichkeit in Justiz und Verwaltung, daher auch seinen blühenden Finanzzustand, wodurch es sich so sehr zu seinem Vortheil von Oesterreich unterschied.

Die heftigen Erschütterungen des Jahres 1848 boten Preußen Gelegenheit dar, eine zweckmäßige Reform des deutschen Bundes durchzusetzen, zumal da sein principieller Gegner, Oesterreich, eine Zeitlang gänzlich darniedergeworfen war. Aber die Persönlichkeit des sonst so vortrefflichen Königs Friedrich Wilhelms IV. eignete sich nicht zu einem gewaltsamen Durchgreifen. Die Revolution in Berlin am 18. März war bereits von den treuen Soldaten unterdrückt

und binnen einer Stunde würden die Insurgenten, die sich nur noch in einigen Straßen hielten, vollends zerstreut worden seyn, wenn nicht der gute König einem falschen Rathe folgend, das Schießen hätte einstellen lassen. Seine Rathgeber meinten, eine Versöhnung mit der Revolution werde ihm alle Liberalen in Deutschland gewinnen, ein gewaltsames Niederschmettern der Rebellen aber ihn verhaßt machen. Sie vergaßen, daß man Kraft zeigen muß, wenn man geachtet seyn will. Die freiwillige Nachgiebigkeit, die Entfernung der tapfern Truppen aus Berlin wurde dem König überall nur als Schwäche ausgelegt und sein edler Wille verhöhnt. Zudem war er sich selbst nicht klar, welches Ziel er verfolgen sollte. Noch unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution hatte er durch seinen Vertrauten, den General von Radowitz, mit dem alten Metternich in Wien unterhandeln lassen, um an der Seite Oesterreichs den nahenden Sturm zu beschwören. Noch in demselben verhängnißvollen Märzmonat überschickte ihm Prinz Albert, Gemahl der Königin von England, einen Reformentwurf, wonach der deutsche Bund wieder in ein Kaiserreich hätte sollen umgewandelt werden. Sämmtliche deutsche Souveräne und Bürgermeister der freien Städte sollten einen Fürstentag bilden und den Kaiser wählen. Die Stände der Einzelstaaten sollten aus beiden Kammern derselben Mitglieder wählen, in einen Reichstag. Dem sollte sich ein Reichsgericht beigesellen, zusammengesetzt aus den Juristenfacultäten der deutschen Universitäten. Ein dem Reichstag verantwortliches Reichsministerium sollte Inneres und Aeußeres des Reichs verwalten. Der König von Preußen billigte diesen Plan im Allgemeinen, verbesserte ihn aber dahin, daß die mediatisirten Fürsten und Grafen, wenn auch nur in zweiter Linie neben den Souveränen zum Fürstentage zugezogen, und daß der gewählte Kaiser, wenn katholisch, vom Erzbischof von Köln, wenn evangelisch, von einem noch zu ernennenden Erzbischof von Magdeburg gesalbt und gekrönt werden sollte.

Man erkennt unschwer aus diesen Thatsachen, daß sich der König noch der Illusion hingab, Oesterreich werde Preußen eine Gleichstellung gönnen und die Mittelstaaten würden ihr particularistisches Interesse dem des Reiches unterordnen. Er begriff noch nicht, daß so lange nicht eine zwingende Gewalt in die deutschen Verhältnisse eingreift, ein freiwilliges Aufgeben von Sondervortheilen zum Wohl des Ganzen etwas Unmögliches ist.

Es fehlte im Jahr 1848, obgleich der liberale Rausch vorherrschte, doch keineswegs an nationalgesinnten Männern. Also hätten solche auch Preußen berathen können. Die deutsche Mission Preußens wurde in den Jahren 1848 und 49 deutlicher als je vorher von Freund und Feind erkannt. Noch aber waren die Freunde weniger zahlreich, weniger rührig, weniger klug als die Feinde. Was Preußen für Deutschland leistete, wurde nicht anerkannt. Was es von Deutschland mit Recht verlangen konnte, wurde ihm abgeschlagen. Seine guten Freunde spielten eine jämmerliche Rolle. Die Mehrheit in der Paulskirche wollte dem König von Preußen vorschreiben und ging sogar den Bund mit der blutrothen äußersten Linken ein, um dem König, indem sie ihm die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, zugleich Hände und Füße zu fesseln. Die Fürsten des Dreikönigbündnisses und alle andern, die sich damals vor ihren eigenen empörten Völkern unter die Fittige des schwarzen Adlers flüchteten, machten sich, nachdem die Gefahr vorüber war, des schwärzesten Undanks gegen Preußen schuldig, ließen es im Stich und intriguirten mit Oesterreich, um dasselbe Preußen, das ihnen ehrlich geholfen hatte, zu schmähen und zu schwächen. Die unpatriotische Haltung der Mittelstaaten war es vorzüglich, wodurch Preußen zu Olmütz gezwungen wurde, der antideutschen Coalition abermals, wie früher am Wiener Congreß, nachzugeben. Oesterreich unter seinem Minister Fürsten Felix von Schwarzenberg handelte im Jahr 1850 wieder ganz eben so gegen Preußen, wie es Metternich

im Jahr 1815 gethan hatte. Auch diesmal galt es nicht Preußen als solchem, sondern der deutschen Mission Preußens. Man wollte nicht, daß Deutschland einig werde, und fürchtete Preußen nur insofern, als die Hoffnung, Deutschland werde durch Preußen einig werden, in den letzten Jahren in so großem Umfange gewachsen war. Die Fürsten der Mittelstaaten stellten ihr dynastisches Interesse über alles und glaubten, auch diesmal wie früher, ihre Throne nur im Bunde mit Oesterreich schützen zu können, Frankreich sah in der Uneinigkeit Deutschlands eine Möglichkeit, künftig zum zweitenmal das linke Rheinufer an sich reißen zu können. England wollte Preußen nicht an die Nordsee kommen lassen. Der gefährlichste und rührigste Feind Deutschlands war aber Rußland. Daß Preußen gehindert werde, seine deutsche Mission zu erfüllen, war Rußlands lebhafteste Sorge. Es spann daher die bänische Intrigue an, über die wir schon im ersten Buche ausführlich berichtet haben. Die russische Dynastie sollte die bänische beerben, nachdem die deutschen Elbherzogthümer für immer dem bänischen Einheitsstaate einverleibt wären. Der Sund sollte demnach zunächst indirect, später direct in die Gewalt Rußlands fallen. Dadurch sollte die Ostsee ein russisches Gewässer und für Preußen gesperrt werden, wie ihm durch die englisch-hannöversche Intrigue bisher die Nordsee versperrt geblieben war.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rußland, nachdem ihm soviel gelungen war und es in seinem Uebermuth jetzt auch noch die Türkei erobern wollte, dabei ausdrücklich auf die Neutralität Preußens gerechnet hat. König Friedrich Wilhelm IV. war der gehässigen Anfeindungen und des Undanks satt geworden und bedurfte der Ruhe um so mehr, als sich der Keim der Krankheit bei ihm entwickelte, der er bald erliegen sollte. Preußen verhielt sich wirklich im Krimkriege neutral und nützte dadurch Rußland, großmüthig vergessend, wie sehr Rußland ihm in Olmütz und in der bänischen Frage geschadet hatte.

Der Prinz von Preußen wurde für den kranken König Regent. Italien und Frankreich überzogen Oesterreich mit Krieg. Preußen nahm diese Gelegenheit nicht wahr, um sich wegen Olmütz zu rächen, sondern es rüstete für Oesterreich und schickte seine Truppen an den Rhein. Aber es erntete für diese Bundestreue keinen Dank. Oesterreich schloß lieber den übereilten Frieden von Villafranca, als daß es sich von Preußen hätte wollen helfen lassen. Man muß diese Handlungsweise Oesterreichs im Auge behalten, um zu begreifen, wessen sich Preußen von Oesterreich zu versehen hatte, wenn es nicht beständig auf der Hut blieb.

Um diese Zeit bildeten die Reste der alten Gothaer Partei in Deutschland den s. g. Nationalverein. Wenn man erwägt, daß am 12. Juli 1859 der Frieden von Villafranca geschlossen, und daß der deutsche Nationalverein nur fünf Tage später, am 17., in einer Versammlung zu Eisenach gegründet wurde, so begreift man den Zusammenhang der Nationalvereinspolitik mit dem Cavourismus in Piemont. Man dachte Preußen in Deutschland die Rolle zu, welche Piemont in Italien spielte. Erster Präsident des Vereins wurde der Abgeordnete und Gutsbesitzer von Bennigsen in Hannover, der redseligste Apostel des Vereins war aber der getaufte Jude Metz, ein Advokat aus Darmstadt. Der Verein machte viel Lärm von sich, gelangte aber zu keinerlei Macht, denn während er Preußen an die Spitze stellen wollte, mißfiel es doch dem specifischen Preußenthum, sich von einer mittelstaatlichen Partei treiben und hofmeistern zu lassen. In Süddeutschland aber, wo man gegen die Preußen eine Menge Vorurtheile und Antipathien, insbesondere aber Furcht hegte, fand der Nationalverein zu schwache Anklänge. Auch setzte ihm Süddeutschland, namentlich das katholische Bayern und Oesterreich, alsbald einen großdeutschen s. g. Reformverein entgegen, der für Oesterreich gegen Preußen wirkte. Nur der Herzog Ernst von Coburg Gotha, der viel

Ehrgeiz beſaß, nahm ſich, wie der Schützenfeſte, ſo auch des Nationalvereins an.

Am 3. September 1860 trat eine größere Verſammlung des Nationalvereins in Coburg zuſammen, der wieder Herr von Bennigſen präſidirte. Es wurden hier ganz vernünftige Anträge geſtellt, ſofern es damals ſchon jedermann einleuchten mußte, daß man eine energiſchere Zuſammenfaſſung der durch die bisherige Bundesverfaſſung ſo künſtlich zerſtückten deutſchen Nation nur mit Preußen oder gar nicht erreichen könne. Der Verein bezweckte die Schaffung einer einheitlichen Centralgewalt und eines deutſchen Parlaments mit allen geſetzlichen Mitteln und drückte das doppelte Vertrauen aus, daß Preußen ſich der Sache annehmen und das deutſche Volk alsdann auch ſich gern unter die preußiſche Oberleitung fügen werde. Dabei glaubte er immer noch die Reichsverfaſſung von 1849 zur Baſis nehmen zu dürfen, und wahrte zugleich das deutſche Bundesgebiet, ſo daß auch Deutſch-Oeſterreich durch die erwünſchte preußiſche Hegemonie uns nicht entfremdet werden ſollte. Der Hoffnung fehlte hier aber die Zuverſicht des Glaubens. Die Debatte ſchwankte. Die Abgeordneten aus Frankfurt a. M. proteſtirten ausdrücklich gegen die preußiſche Hegemonie. Doctor Braunfels wollte nicht, daß der Nationalverein „nur ein Schemel für Preußens Größe werde.“ Damals ſchon war Frankfurt a. M. der Feuerheerd des Preußenhaſſes. Mit mehr oder weniger Bewußtſeyn dienten hier die Liberalen und Demokraten dem partikulariſtiſchen Conſervatismus des Bundestags und des alten Metternichſchen Syſtems zu Werkzeugen, indem ſie ſich ſelbſt und andere damit täuſchten, als haßten ſie Preußen nur, weil es die Freiheit gefährde, als ſey es ihnen nicht liberal genug. Wie müſſen die Diplomaten Oeſterreichs und der Mittelſtaaten über dieſe ihre liberalen Bundesgenoſſen heimlich gelacht haben!

Pickford aus Heidelberg frug die Frankfurter ironiſch, ob ſie den Zweck ohne Mittel wollten? wo ſie denn ihren Victor Emanuel oder

Garibaldi herholen wollten? Wo die Herrn aus Frankfurt die Macht hernähmen, Kronen zu versagen oder zu vergeben? „Kann der Nationalverein dem Prinzregenten von Preußen etwa ungestraft vorübergehen? Schreiben Sie nur getrost und recht deutlich die preußische Führerschaft auf ihre Fahnen, denn mit Ihrem kleinstaatlichen Liberalismus werden Sie nicht weit kommen, dessen ist man in weiten Kreisen herzlich satt. Mit Adressen und Trinksprüchen erobert man Schleswig-Holstein und Kurhessen nicht. Dazu gehören Erfolge, dazu gehört die blanke Waffe!" (hier wurde der Redner durch den Ruf unterbrochen: Das wäre arg!) Diese vernünftige Rede, deren ganzer Inhalt sechs Jahre später durch die Siege Preußens bestätigt worden ist, wurde damals von der Versammlung nur mit Mißbehagen und Widerspruch angehört. Schultze-Delitzsch suchte die Frankfurter Opposition zu beschwichtigen, um eine Trennung im Nationalverein zu verhüten, und hob hervor, die Hegemonie in Deutschland solle Preußen ja nicht bedingungslos anvertraut werden und Preußen werde sie nicht erhalten, wenn es sich diesen Bedingungen nicht füge. Er vergaß aber dabei die Hauptsache, nämlich was zu thun sey, wenn Preußen stark genug wäre, die Hegemonie auch ohne jene Bedingungen an sich zu reißen, oder wenn Preußen sich überhaupt versage? Der unvermeidliche Metz trug wieder die Phrase vor: „Wenn ich auch die deutsche Einigung will, so will ich sie nur als Mittel zur freiheitlichen Entwicklung von Deutschland." (Verhandlungen S. 37.) Durch diese Naivetät sollten die liberalen Philister getröstet werden, indem man ihnen die preußische Hegemonie empfahl. Sie sollte ja nur ein Deckmantel zur Durchführung der liberalen Doctrin seyn. Der Prinz-Regent von Preußen sollte nur eine willenlose Puppe seyn, die Herr Metz und Compagnie hinter der Scene mit Bindfaden in Bewegung setzen würden.

Die Versammlung beschäftigte sich auch mit der italienischen Frage und berieth den Antrag: es sey nicht die Aufgabe einer deutschen Politik, in einem Kampf zwischen Oesterreich und Italien um den

Beſitz Venetiens für das erſtere einzutreten. Die meiſten Anweſenden ſtimmten dafür und vergaßen, daß ſie auch nicht über ein Bajonet zu verfügen hatten, um ihren Wünſchen Nachdruck zu geben, und daß, wenn ihnen ein paarmal hunderttauſend Bajonette verfügbar geweſen wären, ſie die Frage vom deutſchen Standpunkt aus ganz anders hätten beantworten müſſen. Sie wollten ja einen Nationalverein vorſtellen. Sie nahmen ja die Miene an, als ob ſie (beſonders die Juden unter ihnen) etwas vom deutſchen Nationalintereſſe verſtünden. Hätten ſie es verſtanden, ſo würden ſie Karls des Großen älteſte Eroberung für das deutſche Reich nicht ſo leichten Kaufes haben hingeben wollen. Seit tauſend Jahren hat in Italien immer der deutſche Kaiſer, hin und wieder auch der franzöſiſche König das Uebergewicht gehabt. Die neueſte Emancipation Italiens iſt das Ergebniß eines wilden Parteigetriebes durch franzöſiſche und engliſche Aufhetzerei. Die Italiener würden erſt dann ein Recht haben, von ihrer Selbſtändigkeit zu reden, wenn ſie die Franzoſen aus Nizza und Savoyen hinausgeſchlagen hätten. So lange ſie das nicht können, ſind und bleiben ſie die Vaſallen und das Spielzeug Frankreichs.

Reyſcher aus Württemberg war der einzige, der in der Coburger Verſammlung dem lächerlichen Enthuſiasmus für die Italiener entgegen trat, der dem Deutſchen nicht gezieme. Er wies darauf hin, daß die Italiener ſelbſt nicht wünſchen könnten, Frankreich möchte mehr Einfluß in Italien erhalten, als Oeſterreich. Um wie viel weniger zieme es den Deutſchen. Ueberdieß ſey die Verſammlung ja ganz außer Stande, Krieg oder Frieden beſchließen zu können.

Dieſe Coburger Verſammlung, an ſich ganz unwichtig, war doch ein treuer Spiegel der liberalen Illuſionen jener Zeit, und das hübſcheſte darin war, daß doch einige wenige Vernünftige durch die Nebel hindurch eine Zukunft zeigten, die das viele unnütze Wortmachen mit Thaten und Erfolgen verdrängen würde.

Die Fürſten ſelbſt nahmen an der Bewegung Theil. Die Mit-

telstaaten nämlich glaubten zwischen den rivalisirenden beiden Großstaaten zu mehr Geltung kommen zu können, als bisher. Andrerseits diente das Drängen der s. g. Volks- und Fortschrittspartei nach einer Bundesreform und nach einem Parlament bald diesem bald jenem Cabinet als Mittel, den Rivalen anzugreifen, oder einen Angriff desselben zu pariren.

Da sich Oesterreich und Preußen über den Oberbefehl der Bundesarmee nicht hatten einigen können, vereinigten sich die Mittelstaaten in einer Conferenz zu Würzburg im November 1860 dahin, neben dem österreichischen und preußischen auch noch ein drittes Obercommando für sich anzusprechen, welchem das siebente bis zehnte Bundesarmeecorps unterstellt werden sollte. Am 15. September 1861 ergriff der königlich sächsische Minister, Freiherr von Beust, die Initiative in Bezug auf eine Reform des deutschen Bundes mit einem Parlament (Delegirtenversammlung) nach dem Geschmack der liberalen Agitatoren und zugleich wieder ganz im Sinne und Interesse der mittelstaatlichen Regierungen, sofern er die beiden Großstaaten möglichst aus einander halten, den Mittelstaaten aber beim Bundestag eine Mehrheit der Stimmen sichern wollte. Oesterreich lehnte das sächsische Reformproject ab. Graf Rechberg erklärte sich am 5. November besonders dagegen, daß Oestereich mit Preußen das Präsidium theilen sollte. Das Aufgeben der einheitlichen Form könne die deutschen Zustände nicht consolidiren. Die Zuziehung der Delegirtenversammlung in politischen Fragen werde die Einheit auch nicht fördern und noch viel weniger den Geschäftsgang vereinfachen. Auch Preußen antwortete am 20. Dezember auf das sächsische Project durch den Grafen von Bernstorf, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, entschieden ablehnend. Herr von Beust hatte neben dem Bundestag eine Art Volksvertretung vorgeschlagen, welche aus Delegirten der Ständeversammlungen in den Einzelstaaten zusammengesetzt seyn sollte. Graf Bernstorf erklärte, für die Großstaaten, in deren Reichsversammlung auch

Abgeordnete solcher Länder sitzen, würde die Delegation schwierig seyn und keinesfalls würden sich die betreffenden Reichsversammlungen dem Delegirtenhause in Frankfurt unterwerfen wollen. Viel natürlicher schien es dem preußischen Minister zu seyn, in Anwendung des durch Artikel 11 der Bundesacte gewährten Bündnißrechts einen Theil der deutschen Bundesgenossen in einem engern Bunde, unbeschadet des äußeren zu vereinigen.

Gegen die vom Grafen von Bernstorf ausgesprochene Aeußerung, worin der engere preußische Bund mit dem Erfurter Parlament wieder ins Gedächtniß gerufen wurde, legten Oesterreich und die Mittelstaaten in identischen Noten vom 2. Februar 1862 Verwahrung ein, indem sie die preußische Auslegung des Artikels 11 nicht wollten gelten lassen. Hierauf erklärte Preußen, es verzichte auf weitere Verhandlungen über diese Frage.

Dennoch wurde das Delegirtenproject von den Preußen abgeneigten Kabineten festgehalten, weil man dadurch einem populären Verlangen entsprach und Preußen zur Nachgiebigkeit zwingen oder beseitigen und unpopulär machen zu können glaubte. Am 14. August wurde daher am Bundestage von Seiten Oesterreichs, der vier mittleren Königreiche, der beiden Hessen, Braunschweigs und Nassaus förmlich der Antrag gestellt, einen Ausschuß in Betreff der Delegirtenfrage niederzusetzen. Preußen verwahrte sich dagegen und sprach dem Bundestage seine Competenz ab, weil diese Frage nur durch Stimmeneinheit entschieden werden könne. Der Ton der österreichischen und preußischen Blätter wurde damals ein sehr gereizter. Den erstern wurde vorgeworfen, vertrauliche Aeußerungen entstellt in die Oeffentlichkeit gebracht zu haben. Ein gehässiger Artikel des Frankfurter Blattes l'Europe konnte seine Quelle nur im auswärtigen Ministerium zu Wien haben. Herr von Bismarck erklärte sich darüber in Berliner Blättern: „Es ist unwahr, daß die Zurückziehung der preußischen Trup-

pen und des Kriegsmaterials aus den Bundesfestungen in Aussicht gestellt sey; es ist erfunden, daß in der Depesche erklärt worden, Preußen werde, falls Deutschland von außen angegriffen werde, der Invasion nichts in den Weg legen. Was den Ton der Depesche betrifft, so trägt dieselbe den Stempel eines Versuchs, die Ursachen der Entfremdung beider deutscher Großmächte festzustellen, und dieselbe so viel als thunlich zu mildern und zu beseitigen. Wenn vertrauliche Eröffnungen der Art den offiziösen Federn des Wiener Kabinets als Stoff zu verhetzenden Artikeln überliefert werden, wenn dieselben sogar und in erster Linie ihren Weg in das Pariser Blatt la France finden, so wird das preußische Kabinet von solchen Thatsachen ohne Zweifel mit Bedauern, aber auch mit der Ueberzeugung Act nehmen, daß es fernerhin sich nicht empfiehlt, seinerseits eine Initiative der Verständigung zu ergreifen."

Das Delegirtenproject wurde übrigens in der Bundestagssitzung vom 22. Januar 1863 durch Stimmenmehr verworfen, indem Preußen, Baden, Luxemburg, Dänemark, Oldenburg und die meisten kleinern Staaten dagegen stimmten, auch Kurhessen zu Preußen übertrat und Nassau sich der Stimme enthielt. Oesterreich erklärte sofort, es werde mit den ihm gleichgesinnten Bundesgenossen nunmehr auf Grund des Artikel 11 der Bundesacte das Delegirtenproject im Wege der Separatverbindung durchzuführen versuchen. Wenn nun auch Preußen, was es zunächst nicht that, auf sein altes Erfurter Parlament zurückkommen wollte, so hatte Deutschland die Aussicht, mit zwei Nationalparlamenten beglückt zu werden.

Diesem Verhalten der deutschen Kabinete ging das der Volksparteien parallel. Der Nationalverein fuhr fort, im Sinne der preußischen Hegemonie zu wirken. Herzog Ernst von Coburg blieb der Patron des Vereins. Der Herzog machte im Januar 1861 einen Vorschlag zur Bundesreform ganz nach dem alten Gothaischen Plane, wonach Deutschland die preußische Spitze erhalten, Oesterreich aber

ausgeſchloſſen werden ſollte. Der Herzog von Meiningen proteſtirte gegen ſeinen Vetter. Miniſter Graf Borries in Hannover drohte im Mai in der Kammer mit einem auswärtigen Bündniß, wenn der Nationalverein die Selbſtändigkeit Hannovers antaſte. Miniſter Dalwigk in Heſſendarmſtadt verbot den Nationalverein, blieb aber mit dieſer Maßregel iſolirt, denn in andern Staaten glaubte man, der Nationalverein werde weniger zu bedeuten haben, wenn man ihn nicht durch eine Verfolgung erſt wichtig mache und friſch belebe, zumal da er hinlänglich mit Antipathien im Volk zu kämpfen habe. Der gedachte Verein lud zu einer großen Verſammlung auf den 28. September nach Weimar ein, um die deutſche Frage zu beſprechen. Die Liberalen in Oeſterreich, für welche Rechbauer und Berger das Wort führten, konnten ſich zur Beſchickung dieſer Verſammlung nicht verſtehen, weil ſie eine zu preußiſche Färbung hatte, worauf die großdeutſche oder öſterreichiſche Partei eine ähnliche Verſammlung ihrer Geſinnungsgenoſſen zum 23. October nach Frankfurt am Main einlud. Beide Verſammlungen wurden gehalten, ſtellten alſo zwei einander entgegengeſetzte Vorparlamente dar, das eine für das künftige Parlament der engern Bundesſtaaten, das andere für die künftige Delegirtenverſammlung. Das eine ging aus dem ſchon beſtehenden Nationalverein hervor, das andere gründete der jenem entgegengeſetzte ſ. g. deutſche Reformverein. Dieſe Volksparteien traten alſo genau in die Fußtapfen hier des preußiſchen, dort des öſterreichiſchen Miniſteriums und erwieſen ſich als vollkommen berechtigte Vertreter der deutſchen Uneinigkeit, nur nicht der Einigkeit, oder als Vertreter deſſen, was der Nation zum Nachtheil und zur Unehre gereicht, nur nicht deſſen, was ihr zum Nutzen und zur Ehre gereicht.

Deswegen war es ganz apropos und bewies die Umſicht des ruſſiſchen Kabinets, daß es in denſelben Tagen, in welchen die Herrn in Weimar und Frankfurt unnütze Reden für Deutſchland hielten, einen ganzen Regen von Ordenskreuzen auf Böhmen herunterfallen ließ, um

die eifrigsten Anhänger des Czechismus und Panslavismus für ihre Antipathien gegen die deutsche Nation zu belohnen.

Schon im folgenden Jahre 1863 glaubte Oesterreich, gegen Preußen energisch vorgehen zu dürfen, weil die Mittelstaaten mehr ihm, als Preußen zuneigten und die liberalen Parteien in den Mittelstaaten und in Preußen selbst dem preußischen Ministerium immer mißtrauischer und feindseliger entgegen traten. Das war die Zeit, in welcher Kaiser Franz Joseph den Fürstentag in Frankfurt eröffnete und eine Bundesreform vorschlug, welche Preußen in seinen Bundesrechten wesentlich verkürzen sollte. Wir haben schon in der Geschichte der wiederholten und einander immer widersprechenden politischen Versuche Oesterreichs die Geschichte jenes Fürstentags dargelegt. Der Versuch mißlang vollständig, weil die Mittelstaaten sich einer österreichischen Hegemonie so wenig als einer preußischen unterwerfen wollten und Oesterreich, von Sorgen wegen Ungarn gequält, aus dem kühlen Verhalten der Mittelstaaten den Muth nicht schöpfen konnte, um zwischen seinen und den preußischen Ansprüchen die Waffen entscheiden zu lassen. Es kam also auch diesmal keine Bundesreform zu Stande.

Am Ende verlangte Preußen, wenn es überhaupt auf eine Reform des bestehenden deutschen Bundes eingehen solle, 1. daß Oesterreich und Preußen ein Veto zustehen müsse, wenn es sich um einen Bundeskrieg handle, der nicht blos Vertheidigung des Bundesgebiets bezwecke; 2. daß Preußen mit Oesterreich gleichberechtigt werde zum Vorsitz und zur Leitung der Bundesangelegenheiten; 3. daß zum deutschen Parlament nicht die schon gewählten Kammern der Einzelstaaten als Delegirte zusammengezogen werden sollten, sondern daß die Mitglieder des Parlaments aus direkten Wahlen nach der Kopfzahl hervorgehen sollten.

Darauf ging Oesterreich nicht ein. Es würde ohne Zweifel besser

gethan haben, wenn es eine freundliche Verständigung mit Preußen gesucht hätte. Dann würde es den grollenden Völkerstämmen an der Adria, an der Theiß und an der Moldau sicher mehr imponirt haben, als indem es mit den Mittel- und Kleinstaaten in Frankfurt am Main tagte und vor der Hand nur Paragraphen stylisirte.

Viertes Buch.

Die preußiſche Armeeorganiſation.

Nach vielen herben Erfahrungen erkannte der König von Preußen ſchon als Prinzregent, unter ſo vielen Feinden und falſchen Freunden bleibe Preußen iſolirt und könne ſeine Machtſtellung nur behaupten, ſeine welthiſtoriſche Beſtimmung nur erfüllen, wenn es die elaſtiſche Kraft im eigenen Volke wieder ein wenig anſpanne. In dieſem verhängnißvollen Augenblick aber wuchſen dem König neue fanatiſche Feinde im eigenen Lande wie Pilze in der Nacht aus dem Boden hervor. Die künftige Geſchichtſchreibung wird davon Act nehmen, in welchen Schwierigkeiten der greiſe Regent ſtandhaft blieb und unverdroſſen ſein Ziel verfolgte.

Wie übel hatte man ſeinem trefflichen Bruder mitgeſpielt! Was ſtand ihm ſelbſt und ſeinen Nachkommen bevor! Es war nöthig, auf alle Wechſelfälle beſſer vorbereitet zu ſeyn, als es ſeine Vorgänger geweſen waren. Zu dieſem Behufe betrieb er vor allem die Reor-

ganiſation des preußiſchen Heeres. Schon im badiſchen Feldzug 1849 war es als unnatürlich aufgefallen, daß im preußiſchen Heere verheirathete Landwehrmänner kämpfen mußten, während viele unverheirathete junge Männer daheim blieben. Bei der Mobiliſirung im Jahr 1859 trat daſſelbe Uebel wieder zu Tage. Zudem war die preußiſche Armee für einen Großſtaat nicht zahlreich genug und bei nur zweijähriger Dienſtzeit auch innerlich nicht genug geſtählt. Der Prinzregent betrieb alſo eine umfaſſende Reorganiſation des Heeres und ſie ging von ihm ſelbſt aus, wie er das auch ausdrücklich erklärt hat, nicht von den Generalen von Bonin und von Roon. Die Linie ſollte beträchtlich vermehrt und ihre Dienſtzeit von zwei auf drei Jahre erhöht werden. Das erſte Aufgebot der Landwehr, welches bisher auf ſo fehlerhafte Weiſe mit der Linie verbunden geweſen war, daß je ein Landwehrregiment mit einem Linienregiment zu derſelben Brigade gehörte, ſollte ganz wegfallen und das zweite Aufgebot nur für Nothfälle als Reſerve dienen.

Die preußiſchen Kammern hatten im Jahr 1859 für die Mobiliſirung der Armee, die an den Rhein zog, ſieben Millionen Thaler bewilligt. Weil der Frieden von Villafranca ſo ſchnell erfolgte, wurde der Marſch eingeſtellt. Jene ſieben Millionen aber verwendete der Prinzregent nunmehr auf die Reorganiſation der Armee, mit der er ſogleich begann und die er auch, alles Widerſpruchs ungeachtet, energiſch durchführte. Als er am 12. Januar 1860 die Kammern in Berlin eröffnete, bat er ſie, ihn bei der zweckmäßigen und für das Staatswohl unumgänglich nothwendigen Aenderung im Heerweſen, welche das Miniſterium am 10. Februar bei den Kammern beantragte, zu unterſtützen. Die Mittel dazu ſollte eine neue Grundſteuer liefern. Das Herrenhaus ſträubte ſich, weil die Grundſteuer dem Intereſſe des grundbeſitzenden Adels zuwider lief. Das Miniſterium bat nun das Abgeordnetenhaus wenigſtens um 9 Millionen Thaler, um eine erhöhte Streitbarkeit des Heeres zu ermöglichen, und ſie wurden ihm bewil-

ligt, am 15. Mai. Um auch ein Stimmenmehr im Herrenhause zu erzielen, ernannte der Prinzregent 18 neue Mitglieder desselben. Diese Vermehrung des aristokratischen Körpers mißfiel aber wieder den Liberalen.

Die Absicht Preußens, sein Heer zu verstärken, erregte großes Mißtrauen bei den Mittelstaaten und am meisten bei Hannover, das zwischen den beiden Hälften der preußischen Monarchie eingeklemmt war. Der damalige Minister von Borries erklärte in der hannoverschen Kammer am 1. Mai, indem er den Nationalverein vorschob, dieser Verein wolle die ganze Militärgewalt des Bundes in den Händen Preußens sehen. „Das sey aber nichts anders, als eine völlige Mediatisirung aller übrigen deutschen Fürsten. Eine solche werde und könne sich keiner der größeren Fürsten, ja so lange noch Recht bestehe, auch keiner der kleineren gefallen lassen. Ein solcher Versuch würde zu Bündnissen der deutschen Fürsten unter einander, ja könne selbst zu Bündnissen mit außerdeutschen Staaten drängen.“ Nur einen Tag später, am 2. Mai, verwarf die Bundesmilitärcommission in Frankfurt die von Preußen vorgeschlagene Reform der Bundeskriegsverfassung, wonach der Oberbefehl im Kriege zwischen Oesterreich und Preußen hätte getheilt werden sollen.

Am 2. Januar 1861 wurde Friedrich Wilhelm IV., der vielgeprüfte, durch einen sanften Tod von seinem Leiden erlöst und bestieg der Prinz-Regent als Wilhelm I. den preußischen Thron. Derselbe erließ am 7. Januar eine Proclamation, worin er zuerst erklärte, er bleibe dem Worte seines verewigten Bruders treu: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“ Sodann erklärte er, unter seiner Regierung werde ein Fortschritt erfolgen und zwar in der deutschen Frage. „Es ist Preußens Bestimmung, nicht dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit

seiner religiösen Gesinnung, in der Einigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. Ich halte fest an den Traditionen meines Hauses, wenn ich den vaterländischen Geist meines Volks zu heben und zu stärken mir vorsetze. Ich will das Recht des Staats nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen. Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen."

In der Thronrede bei Eröffnung des Landtags am 14. Januar forderte der König abermals die Kammern auf, der Armeereorganisation zuzustimmen und sie aus der erhöhten Grundsteuer zu bestreiten. Das Abgeordnetenhaus war damals noch zufrieden, daß der König die Verfassung einzuhalten gelobt und auch das bisherige liberale Ministerium in seinen Aemtern belassen hatte. Auch mußte es anerkennen, welche Mühe sich das Ministerium gab, das Herrenhaus endlich (am 7. Mai) zur Anerkennung der Grundsteuererhöhung zu vermögen. Unter dem Einfluß des Nationalvereins wollte das Haus in der antiösterreichischen Politik sogar noch weiter gehen, als die Regierung selbst. Es erklärte sich am 6. Februar für die Anerkennung Italiens und am 7. nach einem Antrag Stavenhagens sogar für eine Reform des deutschen Bundesstaats, an dessen Spitze Preußen treten sollte. Herr von Schleinitz, Minister des Auswärtigen, mußte das Haus dringend bitten, von solchen Anträgen abzustehen, da sie „weit über den gegenwärtigen Standpunkt Preußens hinausgriffen" und einen Krieg mit Oesterreich heraufbeschwören könnten. In den Mittelstaaten bemerkte man eine unruhige Bewegung, ihre Minister traten zu einer Conferenz in Würzburg zusammen, um eine engere Militärverbindung unter einander zu erzielen, weshalb eine preußische Erklärung vom 21. April sie an ihre Bundespflichten erinnerte. Inzwischen war das preußische Abgeordnetenhaus auf den Verdacht gekommen, es sey der

Regierung in der deutschen Frage nicht Ernst und die Verstärkung des Heeres bezwecke nur Schmälerung der Volksrechte im Innern. Es zeigte sich daher in seinen Bewilligungen geizig und argwöhnisch, indem es am 31. Mai von den 8½ Millionen Thalern, welche die Regierung für das Heer verlangte, 1½ Millionen strich und auch den Rest nur als Extraordinarium bewilligen wollte. Der König hielt indeß an seinem Plane fest und löste die Kammern am 5. Juni auf.

Von diesem Augenblick an wuchs das Mißtrauen der s. g. Fortschrittspartei. Man verbreitete die Meinung, die liberalen Minister dienen nur als vorgeschobene Maske, um dahinter absolutistische Plane zu verstecken, und die Vermehrung des Heeres solle nur ein Mittel seyn, die Freiheit und die Verfassung zu unterdrücken. Im Programm der Fortschrittspartei, welches am 9. Juni die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause beeinflussen sollte, wurde in erster Linie gefordert, die nächste Kammer solle ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, die größte Sparsamkeit bei der Armee und eine Reform des Herrenhauses in liberalem Sinne durchsetzen. Gröbere Mißverständnisse hat es kaum je gegeben. Während der König, seinem offenen Gelöbniß treu, für die deutsche Sache wirkte, wurde seine Regierung von denen, welche selbst für eine größere, einheitliche deutsche Politik arbeiteten und gegen den Particularismus kämpften, ganz ebenso, ja fast noch mehr verdächtigt und verhöhnt, als von den Parteigängern des alten Metternichschen Systems und der Kleinstaaterei. Die Agitation gegen Preußen in der Presse überstieg alle Grenzen des gesunden Verstandes. Zahllose urtheilsunfähige Zeitungsphilister erhitzten sich gegen das vermeinte Unrecht Preußens, und als König Wilhelm sich im Sommer kurze Zeit in Baden-Baden aufhielt, glaubte ein überspannter Jüngling, Oskar Becker, das deutsche Vaterland vom Verderben zu retten, indem er den König mit einer Pistole erschießen wollte, aber fehlte, am 14. Juli.

Als am 20. September die conservative Partei in Preußen ein

Agitation bei den Neuwahlen zum Landtag erreichte diesmal einen noch höhern Hitzegrad, als je zuvor. Die Conservativen brachten nur eine kleine Anzahl ins Abgeordnetenhaus, die ungeheure Mehrheit der Neugewählten waren Liberale und Demokraten.

Man bemerkte unter den Gewählten das alte Demokratenhaupt [illegible] von Calbe, nebst andern Amnestirten, dann eine fast [illegible] Menge von Kreisrichtern und ziemlich viele Juden, ob[illegible] der preußische Hauptjude, Jakobi in Königsberg, vornehm thuend [illegible] hatte, weil seine Zeit noch nicht gekommen sey. [illegible] war auch das eitle Professorenthum unter den Ge[illegible]. Man hat ausgerechnet, daß damals von hundert [illegible] gewählt haben; wenn man nun aber an[illegible], daß die, welche nicht wählten, Conservative gewesen wären, [illegible] einer sträflichen Fahrlässigkeit treffen [illegible] Volk, welches sich von einer Handvoll [illegible] lassen will, ist nichts besseres werth, [illegible]. Die wenigen conservativen Blätter [illegible] Klagen aus. Die conservative [illegible] genug gethan zu haben, [illegible] als ob der König nicht ihrer [illegible].

[illegible] die meisten die Sache dem [illegible] wesentlich in der [illegible] dem Französischen [illegible] in einem Eckel vor [illegible], daher in Preußen, [illegible] eingeführt ist, [illegible] und Schreiern sich zu den [illegible] Mittel, Bestechung [illegible] und wenn nicht [illegible] und ihrer

Candidaten, die eignen Candidaten durchsetzt. Diese Leute wissen wohl, wie verhaßt das Wahlgehetze dem ruhigen Bürger und Bauer ist, und um so frecher werden sie, um sie von den Wahlen zurückzuschrecken. Etwa wie Eulenspiegel in die Suppe spuckt, damit reinliche Leute fern bleiben.

Als nun am 14. Januar 1862 der König abermals den Landtag mit einer Thronrede eröffnete, worin er an der Heeresreorganisation, an der Reform der Bundesverfassung und speciell der Bundeswehrverfassung festhielt, setzte ihm das Abgeordnetenhaus unter Grabows Präsidium den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Die demokratische Fortschrittspartei hatte eine ungeheure Mehrheit erlangt. Die Altconservativen, die Altliberalen, die Katholiken und die Polen bildeten nur verschwindende Minderheiten. Die Fortschrittspartei war in ihrem Mehrheitsbewußtseyn in keiner Tugend, dagegen in Blindheit, Rücksichtslosigkeit und Grobheit außerordentlich fortgeschritten. Sie verlor gänzlich das Gefühl des Rechts und des parlamentarischen Anstandes. Reichensperger von der katholischen Partei der Rheinlande mußte sich in einer eignen Flugschrift beschweren, daß die Mehrheit im Abgeordnetenhause ihn und alle andern, die nicht zur Mehrheit gehörten, nicht zu Worte kommen ließ. Der Verfasser stand an der Spitze der katholischen Fraction. „Sonderbar, so lange die Liberalen in der Minorität waren und unserer zu bedürfen glaubten, gab jene Bezeichnung so wenig Aergerniß, daß man mich sogar zweimal zur Würde des Ersten Vicepräsidenten erhoben hatte; jetzt aber, als sie die Majorität bildeten," wurden die bisherigen Führer der katholischen Partei nicht einmal mehr in die Commissionen gewählt. Der Terrorismus der s. g. Fortschrittspartei ging noch weiter, indem er der Minorität im Abgeordnetenhause nicht nur die Theilnahme an den Commissionen, sondern auch die freie Rede abschnitt, zuerst durch tumultuarischen Schlußruf und sodann durch einen förmlichen Kammerbeschluß. „Um an meinem geringen Theile zu thun, was möglich sey,

Wahlprogramm erließ, welches dem der Fortſchrittspartei vom 9. Juli entgegengeſetzt war, erließ das fortſchrittliche Wahlcomite in Berlin am 29. einen Aufruf, worin es von dem nächſten Landtage „ein energiſcheres Vorgehen und eine entſchloſſenere Initiative“ verlangte.

Nach der alten Sitte hätte der neue König die Erbhuldigung der Stände entgegennehmen ſollen. Das liberale Miniſterium rieth aber davon ab, weil die frühern Stände durch die Verfaſſung beſeitigt ſeyen. Es wurde daher eine andere Feierlichkeit vorgeſchlagen, nämlich die Krönung in Königsberg. Eine ſolche hatte nur einmal in Preußen ſtattgefunden und zwar als der Kurfürſt von Brandenburg zum erſtenmal den Titel als Friedrich I. König von Preußen annahm. Die folgenden fünf Könige hatten ſich nicht krönen laſſen. Indem es der ſiebente in der Reihe that, bezeichnete er dadurch im Voraus einen neuen und wichtigen Abſchnitt der preußiſchen Geſchichte. Die letzten Vorgänge im Königreich forderten ihn auf, den heiligen Begriff der Krone zu betonen, den das jüngere Geſchlecht vergeſſen zu haben ſchien. Was konnte die Initiative, mit welcher das Wahlcomite gedroht hatte, anders bedeuten, als den Eingriff des Parlaments in die Kronrechte?

Zum Krönungstage wurde der 18. October gewählt, der Jahrestag der Leipziger Schlacht. Am Tage vorher hielt der König eine Anrede an die verſammelten Mitglieder beider Häuſer des Landtags und ſagte: „Die Herrſcher Preußens empfangen ihre Krone von Gott. Ich werde deshalb morgen die Krone vom Tiſche des Herrn nehmen und auf Mein Haupt ſetzen. Dies iſt die Bedeutung des Königthums von Gottes Gnaden und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantaſtbar iſt. Ich weiß, daß Sie ſelbſt den Sinn des Actes ſo verſtehen, zu deſſen Zeugen Ich Sie berufen habe. Die Krone iſt mit neuen Inſtitutionen umgeben. Sie ſind nach denſelben berufen, der Krone zu rathen. Sie werden Mir rathen und auf Ihren Rath werde Ich hören.“ Dieſe Anſprache hielt das Königthum von Gottes Gnaden feſt und machte aus den Kammern bloße Rathgeber, während

die Opposition sich den constitutionellen König nur wie den in England als Puppe dachte, welcher unterschreiben müsse, was ihm die Minister vorlegen, Minister, die selbst wieder nur aus der Mehrheit im Unterhause hervorgegangen seyen. Natürlicherweise wurde dieser schroffe Gegensatz der Auffassungen einstweilen ignorirt, um das Fest nicht zu stören, aber die Opposition behielt sich die Antwort vor.

Dieselbe erfolgte bei den Wahlen. Das Königthum von Gottes Gnaden war schon lange vorher in den kleinern deutschen Kammern verrufen gewesen und nun trat der ganze moderne Liberalismus und die Demokratie in Preußen aufs leidenschaftlichste dagegen in die Schranken. Es war die alte Täuschung der französischen Doctrin, welche das mit Volk und Ständen einträchtige Königthum von Gottes Gnaden mit dem Imperialismus, mit dem Princip verwechselte, welches man zur Reformationszeit den spanischen dominatus absolutus und später den monarchischen Absolutismus Ludwigs XIV., das l'état c'est moi nannte. Jenes war das christlich deutsche Princip des Mittelalters, dieses war das Princip der Kaisergewalt im alten heidnischen Rom und wurde wieder das Princip der Renaissance. Beide stehen sich nicht gleich, sondern bilden den schroffsten Gegensatz. Denn das erste Princip schützt die Freiheit, das letztere schließt sie aus. Eine wahrhafte Volksvertretung und Volksfreiheit gewährt nur das erstere, weil der König selbst sich unter ein höheres Gesetz beugt. Aber der moderne, wie der antike Imperialismus verlangt von den Völkern blinden und sclavischen Gehorsam, weil er den Herrscher nicht durch die Gnade Gottes regieren läßt, sondern ihn selber zum alleinigen Gott, zur alleinigen Quelle des Rechts macht. Diesen großen Unterschied begriff jene preußische Fortschrittspartei nicht, weil sie in der französischen Schule erzogen und voll Verachtung gegen die christliche Religion, das christlich deutsche Princip längst vergessen hatte. Die Rede des Königs bei der Krönung wurde daher von ihr nur als Ankündigung einer absolutistischen Reaction aufgenommen und die

Agitation bei den Neuwahlen zum Landtag erreichte diesmal einen noch höhern Hitzegrad, als je zuvor. Die Conservativen brachten nur eine kleine Anzahl ins Abgeordnetenhaus, die ungeheure Mehrheit der Neugewählten waren Liberale und Demokraten.

Man bemerkte unter den Gewählten das alte Demokratenhaupt Waldeck, Löwe von Calbe, nebst andern Amnestirten, dann eine fast lächerliche Menge von Kreisrichtern und ziemlich viele Juden, obgleich der preußische Hauptjude, Jakobi in Königsberg, vornehm thuend eine Wahl abgelehnt hatte, weil seine Zeit noch nicht gekommen sey. Begreiflicherweise war auch das eitle Professorenthum unter den Gewählten vertreten. Man hat ausgerechnet, daß damals von hundert Wahlberechtigten nur 27 gewählt haben; wenn man nun aber annähme, daß die, welche nicht wählten, Conservative gewesen wären, so würde dieselben der Vorwurf einer sträflichen Fahrlässigkeit treffen und man müßte sagen, ein Volk, welches sich von einer Handvoll Demokraten und Juden regieren lassen will, ist nichts besseres werth, als von ihnen regiert zu werden. Die wenigen conservativen Blätter in Preußen brachen damals in bittere Klagen aus. Die conservative Bevölkerung sey träge und passiv und glaube genug gethan zu haben, wenn sie alles dem König überlasse, als ob der König nicht ihrer gerade bedurft hätte.

Die Trägheit der Wähler und daß die meisten die Sache dem König allein überlassen wollten, hatte seinen Grund wesentlich in der Gleichgültigkeit gegen das moderne, nur geistlos dem Französischen nachgebildete Verfassungswesen, bei vielen sogar in einem Eckel vor demselben, denn es paßt eben nicht zur deutschen Art, daher in Preußen, wie überall in den Ländern, wo diese Verfassungsart eingeführt ist, stets nur eine Minderheit von Agitatoren und Schreiern sich zu den Wahlen drängt und durch die niederträchtigsten Mittel, Bestechung und Bedrohung, Lügen und Verläumden, Terrorismus und wenn nicht physische doch moralische Mißhandlung Andersdenkender und ihrer

Candidaten, die eignen Candidaten durchſetzt. Dieſe Leute wiſſen wohl, wie verhaßt das Wahlgehetze dem ruhigen Bürger und Bauer iſt, und um ſo frecher werden ſie, um ſie von den Wahlen zurückzuſchrecken. Etwa wie Eulenſpiegel in die Suppe ſpuckt, damit reinliche Leute fern bleiben.

Als nun am 14. Januar 1862 der König abermals den Landtag mit einer Thronrede eröffnete, worin er an der Heeresreorganiſation, an der Reform der Bundesverfaſſung und ſpeciell der Bundeswehrverfaſſung feſthielt, ſetzte ihm das Abgeordnetenhaus unter Grabows Präſidium den hartnäckigſten Widerſtand entgegen. Die demokratiſche Fortſchrittspartei hatte eine ungeheure Mehrheit erlangt. Die Altconſervativen, die Altliberalen, die Katholiken und die Polen bildeten nur verſchwindende Minderheiten. Die Fortſchrittspartei war in ihrem Mehrheitsbewußtſeyn in keiner Tugend, dagegen in Blindheit, Rückſichtsloſigkeit und Grobheit außerordentlich fortgeſchritten. Sie verlor gänzlich das Gefühl des Rechts und des parlamentariſchen Anſtandes. Reichensperger von der katholiſchen Partei der Rheinlande mußte ſich in einer eignen Flugſchrift beſchweren, daß die Mehrheit im Abgeordnetenhauſe ihn und alle andern, die nicht zur Mehrheit gehörten, nicht zu Worte kommen ließ. Der Verfaſſer ſtand an der Spitze der katholiſchen Fraction. „Sonderbar, ſo lange die Liberalen in der Minorität waren und unſerer zu bedürfen glaubten, gab jene Bezeichnung ſo wenig Aergerniß, daß man mich ſogar zweimal zur Würde des Erſten Vicepräſidenten erhoben hatte; jetzt aber, als ſie die Majorität bildeten," wurden die bisherigen Führer der katholiſchen Partei nicht einmal mehr in die Commiſſionen gewählt. Der Terrorismus der ſ. g. Fortſchrittspartei ging noch weiter, indem er der Minorität im Abgeordnetenhauſe nicht nur die Theilnahme an den Commiſſionen, ſondern auch die freie Rede abſchnitt, zuerſt durch tumultuariſchen Schlußruf und ſodann durch einen förmlichen Kammerbeſchluß. „Um an meinem geringen Theile zu thun, was möglich ſey,

damit die Freiheit des Wortes der Minorität wenigſtens principiell gewahrt bleibe, brachte ich zufolge des oben erwähnten Vorganges den Antrag in das Haus: zu beſchließen, ‚daß der Schluß einer Debatte, zu welcher Redner angemeldet ſeyen, nicht herbeigeführt werden könne, bevor nicht mindeſtens Einer der Angemeldeten das Wort erhalten habe.‘ Meine ſchließliche dringende Bitte, ‚im Intereſſe der Redefreiheit, im Intereſſe des Landes und der geſunden Entwicklung des Verfaſſungslebens, ja im Intereſſe der Majorität ſelbſt, die doch ganz füglich wieder einmal Minorität werden könne, meinem Antrage zuzuſtimmen,‘ blieb unerhört: nach vorgenommener Zählung ergab ſich, daß er mit 140 gegen 113 Stimmen verworfen war. Damit iſt es alſo förmlich Rechtens geworden, daß die Majorität unbedingt darüber zu beſtimmen hat, ob die Minorität überhaupt gehört werden ſoll.“ Derſelbe Terrorismus reichte auch noch weit über die Wände des Ständeſaals hinaus. Der Verfaſſer führt an, daß ihm in den Zeitungsberichten ſeine Kammerreden gänzlich entſtellt worden ſeyen, alles im Intereſſe der herrſchenden Partei, daß man ihm zuweilen reinen Unſinn in den Mund gelegt habe und daß jede Reclamation von Seite der betreffenden Parteiblätter unbeachtet geblieben ſey. In London ziemt dem Sprecher des Hauſes die ſtrengſte Unparteilichkeit. In Berlin machte das Abgeordnetenhaus ſeinem Präſidenten zur erſten Pflicht, Werkzeug der Partei zu ſeyn. In London, ſogar in Paris wird die Minorität angehört, ja vergönnt man ihr verhältnißmäßig öfter und länger das Wort, eben weil ſie ihrer Meinung nur durch die Debatte, nicht durch die Abſtimmung Nachdruck geben kann. In Berlin dagegen wurde jeder abweichenden Meinung ſofort das Wort abgeſchnitten, zum Schluſſe gerufen, ehe die Redner an die Reihe kamen ꝛc. Anderwärts achtet man das verfaſſungsmäßige Recht der Krone und des Oberhauſes. In Berlin wurde es nicht geachtet. Die Fortſchrittspartei ging darauf aus, erſtens den König zu terroriſiren, ihn einzuſchüchtern, daß er ſeine Miniſter entlaſſe und ſich ſolche aus

der Fortſchrittspartei aufdrängen laſſe, und zweitens dem Herrenhauſe ſein verfaſſungsmäßiges Recht als drittem Factor der Geſetzgebung abzuſprechen und eine Reform deſſelben zu erzwingen, die es zu einem Werkzeug des Abgeordnetenhauſes erniedrigt haben würde. Das Berliner Abgeordnetenhaus wollte Regierung und Herrenhaus in ſich verſchlingen, ſeine Machtſphäre über beide ausdehnen.

Die königliche Erklärung fand im Berliner Abgeordnetenhauſe nur Hohn und wilden Widerſpruch. Alle Vernunft ſchien aus dieſem Hauſe gewichen zu ſeyn. Die Armeereorganiſation entſprach dem Geiſte, in welchem ſeinerzeit Scharnhorſt das preußiſche Heer wieder hergeſtellt und Blücher es zu unſterblichen Siegen geführt hatte. Sie ſtellte die Gebrechen ab, welche in das Landwehrſyſtem hineingepfuſcht worden waren. Sie war im Ganzen wie in den Details ſo durchdacht und ſo praktiſch behandelt, daß ſie im erſten Kriege die Probe aufs glänzendſte beſtand und die Bewunderung aller Welt erregte. Sie war nothwendig, um Preußen ſtark zu machen, daß es den Gefahren trotzen konnte, die ihm drohten. Sie war das Mittel, nicht nur Preußen zu ſchützen, ſondern auch das deutſche Einigungswerk durchzuführen. Sie war das Großartigſte, Nützlichſte und Beſte, was überhaupt in Deutſchland und für Deutſchland ſeit fünfzig Jahren geſchehen iſt — und das alles mißkannten damals die Schreier im Abgeordnetenhauſe und wütheten gegen die preußiſche Armee, wollten gar keine ſtehende Armee mehr haben, ſondern nur noch Milizen, wie in der Schweiz. Die Kammermehrheit gerieth dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, da ſie kurz vorher eine großartige deutſche Politik Preußens verlangt und Preußen beinahe in einen Krieg mit Oeſterreich hineingehetzt hatte, ein ſolcher Krieg aber mit einem verringerten Armeeſtand und bloßen Milizen unmöglich geführt werden konnte. Das Abgeordnetenhaus dachte aber auch gar nicht mehr an eine deutſche Politik Preußens, es hatte ſich ſo in die Vorausſetzung eines drohenden Abſolutismus hineingelogen, daß es um jeden Preis das Heer

vermindern und den König entwaffnen wollte. Dahin zweckte der Antrag Hagens am 6. März, wonach das Haus vom Ministerium die Specialisirung des Etats, d. h. Nachweisung aller Einzelausgaben für die Armee verlangte. Der Finanzminister von Patow erklärte das für einen Eingriff eines Factors der gesetzgebenden Gewalt in die exekutive und bereits am 11. wurde der Landtag abermals, zum zweitenmal, aufgelöst. Zugleich erhielt der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, bisheriger Präsident des Herrenhauses, den Vorsitz im Ministerium, dessen liberale Mitglieder (Patow, Schwerin, Auerswald ꝛc.) austraten, um einem kurzen Uebergangsministerium von weniger bekannten Namen Platz zu machen. Die Presse der Regierung klagte das Abgeordnetenhaus an, es maße sich die Rechte der Krone an und strebe nach einer Parlamentsregierung. Aber die Presse der Opposition war ihr weit überlegen und reizte und hetzte dermaßen gegen die Regierung, daß selbst die Universitätsbehörde, selbst der Magistrat Berlins gegen die ministeriellen Erlasse protestirte, welche die Wähler zu loyaleren Wahlen aufforderten.

Die Wahlen fielen wieder und zwar in noch größerer Zahl als zuvor zu Gunsten der Opposition aus. Das Uebergangsministerium besaß nicht Energie genug, der letztern Widerstand zu leisten. Der neue Landtag trat am 19. Mai zusammen und den ganzen Sommer über quälten sich die Minister und die wenigen gemäßigten Kammermitglieder mit Vermittlungsvorschlägen „bis zur Grenze des Möglichen“ ab. Die Opposition, im Uebermuth der Mehrheit, wies alles zurück und die Heeresreform, die Hauptsache, um die sich alles drehte, durften die Minister nicht aufgeben. Da sie nun nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnten, traten sie ab. An die Spitze des neuen Ministeriums stellte der König am 24. September 1862 den Freiherrn von Bismarck-Schönhausen, frühern Gesandten am Bundestage, in Paris und Petersburg, einen Mann von eisernem Charakter. Er gehörte früher einfach der s. g. feudalen oder Kreuzzeitungspartei in

Preußen an. Nachdem er aber Jahrelang als Gesandter am Bundestage in Frankfurt a. M. tief in die Unnatur der deutschen Bundesverhältnisse hineingeblickt hatte, fiel es ihm (so sagt er selbst) wie Schuppen von den Augen. In einem Briefe, den er am 12. Mai 1859 an den damaligen Minister von Schleinitz schrieb, erklärte er: „Wenn wir mit unsern Vaterlandsgenossen auf eine engere und praktischere Weise verbunden seyn werden, dann erst werde ich gerne auf unsern Bannern das Wort deutsch statt preußisch lesen.*)“ Man erkennt hieraus, daß den geistreichen und muthigen Bismarck in Frankfurt a. M. ein stolzes Gefühl ergriff, im Labyrinthe des deutschen Bundes der Theseus zu werden, der den Minotaurus vor den Kopf schlägt. Es ist sehr interessant, den politischen Gedanken des großen Ministers bis sieben Jahre vor dem Kriege verfolgen zu können. Im Jahr 1862 erschien in Berlin „ein preußisches Programm in der deutschen Frage“ wahrscheinlich vom Grafen von G. verfaßt, worin erörtert wurde: „Ohne eine kräftige Consolidirung Preußens ist eine Consolidirung der deutschen Verhältnisse undenkbar. Der erste Schritt also, den Preußen zu thun hat, ist: sich selbst wiederzufinden, aus dem Katechismus seiner Politik die ‚moralischen Eroberungen,‘ die ‚Sympathien Deutschlands‘ überall da auszumerzen, wo diese auf politischem Boden sehr ephemeren und sehr leicht wiegenden Früchte nur mit reellen und vollwichtigen Opfern zu erlangen sind. Ein lakonisches Nein in Frankfurt und einzelnen Regierungen gegenüber in allen Angelegenheiten, die nicht mittelbar oder unmittelbar ein positives preußisches Interesse fördern — das ist unsrer Ansicht nach das erste Wort zur Lösung des deutschen Räthsels.“ Der muthmaßliche Verfasser war Bismarcks Vertrauter und Nachfolger auf einem wichtigen Gesandtschaftsposten.

Ein Mann wie Bismarck mußte dem König zusagen und dessen

*) Der Brief erschien im Journal des Débats vom 18. Juni 1866.

deutſche Politik zur Reife bringen helfen. Ebenſo der würdige Kriegsminiſter von Roon, der bisher die Armeereorganiſation geleitet hatte und im Amte blieb. Das Finanzminiſterium erhielt von Bodelſchwingh. Graf Eulenburg, der eben den preußiſchen Handelsvertrag mit Japan abgeſchloſſen hatte und von dort zurückgekehrt war, bekam das Miniſterium des Innern. Das Abgeordnetenhaus rüſtete ſich bis an die Zähne, das neue Miniſterium zu ſtürzen, verſagte ihm jedes Vertrauen, verwarf das von ihm eingebrachte Etatsgeſetz und wurde von der Preſſe dabei mit dem hitzigſten Eifer unterſtützt. Hundert Blätter wetteiferten, den Herrn v. Bismarck ſo ſchwarz zu malen, wie den Gottſeybeiuns. Wenn in England die Preſſe der Oppoſition ſo plumpe Ausfälle auf die Miniſter macht, ſo übt das dort weniger Einfluß, denn man iſt die unanſtändige Parteiſprache ſchon gewohnt und kein Miniſter verliert an Achtung, wenn ihn auch die Preſſe beſudelt. In Deutſchland war eine ſolche Sprache noch neu und die Oppoſition beutete die Leichtgläubigkeit des Publikums aus, das in ſeiner Mehrheit immer noch naiv genug war, zu glauben, was gedruckt ſey, ſey wahr.

Das Miniſterium zog das vom Abgeordnetenhauſe verworfene Etatsgeſetz zurück. Das Haus forderte es auf, den Etat für 1863 unverzüglich einzubringen, und erklärte jede Ausgabe, welche die Regierung einem Beſchluſſe des Hauſes zuwider mache, für verfaſſungswidrig. Das Miniſterium erwiderte, das Abgeordnetenhaus habe einſeitig und allein das Budget nicht zu bewilligen, dazu gehöre auch das Herrenhaus. Das letztere ſelbſt erklärte ſich in dieſem Sinne. Endlich berief ſich die Regierung auf den § 109 der Verfaſſung, welcher lautet: „Die beſtehenden Steuern und Abgaben werden fort erhoben und alle Beſtimmungen der Geſetze und Verordnungen bleiben in Kraft, bis ſie durch ein Geſetz abgeändert werden.“ Bismarck erklärte, das Budget für 1863 könne unmöglich vor Jahresfriſt vorgelegt werden, jedoch wünſche er aufrichtig eine Ausgleichung. Das

Abgeordnetenhaus glaubte aber nicht, daß dieselbe aufrichtig gemeint sey, und setzte voraus, die Regierung wolle nur Zeit gewinnen, faßte also wieder einen energischen Beschluß, indem es den Beschluß des Herrenhauses für verfassungswidrig erklärte, weil dieses Haus kein Recht habe, ein bereits vom Abgeordnetenhause verworfenes Budget nachträglich noch zu sanctioniren. Hierauf wurde der Landtag zum drittenmale geschlossen, am 13. October. In der Schlußrede sagte Bismarck: „Die Regierung Sr. Majestät des Königs hat den Beschlüssen des Hauses der Abgeordneten, nach welchen die größtentheils bereits verwendeten Kosten der Reorganisation des Heeres und andere unentbehrliche Ausgaben für das laufende Jahr abgesetzt werden sollten, nicht beitreten können. Sie würde sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie die auf Grund der früheren Bewilligungen der Landesvertretung ausgeführte Umformung der Heeresverfassung unter Preisgebung der dafür gebrachten beträchtlichen Opfer und mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens, dem Beschlusse des Hauses gemäß, rückgängig machen wollte."

Damals lief eine Aeußerung des Herrn von Bismarck durch alle Zeitungen. Obgleich sie außerhalb der Kammer erfolgte und nicht stenographirt wurde, so ist sie doch auch niemals widerlegt worden. Der Ministerpräsident äußerte nämlich gesprächsweise (am 30. September), „die großen Fragen der Zeit würden nicht durch Kammerreden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden." Auch diese sehr richtige Auffassung der Dinge, welche das Jahr 1866 und schon lange vor diesem Jahre der ganze Lauf der Weltgeschichte bestätigt hat, wurde von der Opposition wieder nur boshaft und kleinlich als Ankündigung eines Reactionssystems in der innern Politik Preußens verschrieen, während der große Staatsmann doch nur die äußere und zwar die deutsche Politik im Auge hatte.

Der preußische Landtag blieb über den Winter vertagt, wurde aber im Anfang des Jahres wieder einberufen. Am 17. Januar 1863

eröffnete der Ministerpräsident denselben mit gewohnter Ruhe und Würde und ermahnte das Abgeordnetenhaus noch einmal, die Zweckmäßigkeit des verbesserten Heerwesens und den guten Willen des Königs anzuerkennen, der nicht daran denke, die Verfassung eigenmächtig verletzen zu wollen. In derselben Weise äußerte sich der König gegenüber den Deputationen, die man ihm schickte. Wiederholt sagte er: „Ich habe nach längerer Erwägung die Reorganisation des Heeres beschlossen, um ohne übermäßige Opfer die Wehrhaftigkeit Preußens, wie es die jetzige Weltlage erfordert, zu mehren, und um die Dienstpflicht der ältern Landwehrmänner zu erleichtern. Ihre Durchführung ist für das Wohl des Landes schlechthin nothwendig und ich werde bei ihr beharren.“ Das Abgeordnetenhaus achtete nicht auf diese Worte und scheute sich nicht, in seiner an den König selbst gerichteten Adresse die Voraussetzung auszusprechen, er verstehe die Sache nicht, er lasse sich von einer kleinen, der Nation längst entfremdeten Minderheit leiten und die Regierungsgewalt mißbrauchen und indem er die Minister walten lasse, verschulde er, daß die Achtung vor dem preußischen Namen verschwinde! Der König nahm natürlicherweise die Deputation, die ihm diese beleidigende Adresse überbringen sollte, nicht an. Das Ministerium vertheidigte die Krone ritterlich gegen eine ungeheure Uebermacht von Schreiern im Abgeordnetenhause und in der Presse.

Welcher erbärmliche Kampf der Volksvertreter gegen das preußische Heer gerade in den Tagen, in welchen das fünfzigjährige Jubiläum der großen preußischen Siege im Jahr 1813 gefeiert werden sollte! Nur das Heer feierte sie mit Liebe, im Volke sorgte die Opposition dafür, daß es die Feier gar nicht, oder nur lau beging. Der alte Blücher und seine Helden haben sich damals wohl in ihren Gräbern umgedreht. Ein durch und durch erkünstelter und verlogener Parteieifer des Augenblicks siegte über das natürliche Gefühl des preußischen Volks und das Größte, was dieses Volk jemals geleistet hatte, wurde

auf unerhörte Art einzig zum Vortheil eitler Advokaten, Professoren und von Natur unpatriotischer Literaturjuden verleugnet.

Am 11. Mai kam es im Abgeordnetenhaus zu einer der heftigsten Scenen. Professor von Sybel, der unlängst erst von München in preußische Dienste nach Bonn berufen war, bezeigte der Regierung seine Dankbarkeit durch grenzenlosen Hohn und Uebermuth, indem er dem Kriegsminister von Roon zurief, derselbe dürfe nicht von Patriotismus reden, da er mehr als jeder andere den Rechtszustand in Preußen alterirt habe; wenn er zum erstenmal auf seiner Laufbahn einen patriotischen Schritt thun wolle, so solle er aus dem Ministerium austreten. Der Kriegsminister antwortete: „Wenn dergleichen persönliche Aeußerungen gegen ein Mitglied des Ministeriums gemacht werden, so ist das eine unberechtigte Anmaßung.“ Der gerade den Vorsitz führende Vicepräsident Bockum-Dolffs unterbrach den Kriegsminister und brachte ihn, der dagegen protestirte, durch die Glocke zum Schweigen, wobei die Mehrheit der Kammer mitbrüllte: „Schweigen, schweigen!“ Hierauf erklärte Bockum-Dolffs, „der Kriegsminister habe nicht das Recht gehabt, die Aeußerung des Herrn v. Sybel eine ungerechte Anmaßung zu nennen. Nur ihm, dem Präsidenten, würde es zugestanden haben, jene Aeußerung des Herrn v. Sybel zu rügen, wenn er sie tadelnswerth gefunden hätte. Das habe er aber nicht, denn Herr v. Sybel habe sich in seinem Recht befunden.“ Der Kriegsminister verwahrte sich gegen die Gewaltthätigkeit des Hauses, worauf neuer Tumult erfolgte und Bockum-Dolffs sich bedeckte. Der Hut, den man ihm brachte, war zufällig nicht der seinige und fiel ihm über das Gesicht herunter, wodurch seine Haltung viel von der beabsichtigten Majestät verlor. Die Sitzung blieb auf eine Stunde aufgehoben, der Kriegsminister entfernte sich und kam nicht wieder.

Da die Aeußerung Sybels in hohem Grade provocirend und persönlich beleidigend war, die Antwort des Kriegsministers dagegen den parlamentarischen Anstand in keiner Weise verletzte, konnte sich

das Miniſterium einer neuen Mißhandlung im Abgeordnetenhauſe nicht ausſetzen, erklärte daher demſelben, es werde den Sitzungen nicht eher wieder anwohnen, als bis das Haus ausdrücklich erkläre, ſein Präſident habe keine disciplinariſche Gewalt über den Miniſtertiſch. Das Haus antwortete ausweichend und ſetzte ſeine Berathungen auch in Abweſenheit der Miniſter fort. In dieſer liebſamen Stimmung berieth es eine Adreſſe an den König, in welcher es demſelben zur Pflicht machte, das Miniſterium zu entlaſſen, ohne vom Recht des Königs Notiz zu nehmen. Es war dieſelbe Gewaltthätigkeit, mit der man dem Kriegsminiſter geſagt hatte, er ſolle abtreten, die man jetzt gegen den König ſelbſt richtete. Alle Gemäßigten im Abgeordnetenhauſe erklärten ſich gegen die Adreſſe, oder wollten ſie wenigſtens mildern. So Graf Schwerin, früherer Miniſter von der Partei der geſtürzten neuen Aera. So der geiſtvolle Freiherr v. Vincke, der gefeiertſte Redner der frühern Oppoſition, jetzt nur noch mit Ziſchen angehört. So Reichensperger, das beſonnene Haupt der katholiſchen Partei. Aber ihre Bedenken wurden verlacht und am 22. Mai die Adreſſe mit 239 gegen 61 Stimmen angenommen. Darin war in ſehr ehrerbietigen Ausdrücken dem König doch nicht mehr und nicht weniger geſagt, als er müſſe ſeine Miniſter entlaſſen und einzig das thun, was das Abgeordnetenhaus haben wolle.

Die Adreſſe glaubte zunächſt, Bockum-Dolffs rechtfertigen zu müſſen. Derſelbe habe nur von ſeinem Recht, jederzeit das Wort ſelbſt zu ergreifen und mithin andern Rednern, auch den Miniſtern Schweigen zu gebieten, Gebrauch gemacht. Wenn die Miniſter davon Anlaß genommen hätten, ihr perſönliches Erſcheinen in der Kammer zu verweigern, ſo ſey das verfaſſungswidrig, denn ſie müßten erſcheinen, ſo oft es das Haus verlangt. Zweitens klagt die Adreſſe, die Miniſter weigerten ein Geſetz vorzulegen, welches ſie wegen Verfaſſungsverletzung verantwortlich mache. Drittens ſeyen nur die Miniſter Schuld, wenn die Ordnung des Staatshaushaltes nicht hergeſtellt werden

könne. Viertens hätten die Minister Preußen auch nach außen hin isolirt, ihm überall Feinde erweckt und die Hoffnung auf Wiederherstellung der Macht und Einheit Deutschlands vereitelt. Fünftens hätten die Minister dem König nicht die Wahrheit berichtet in Bezug auf die Lage des Landes und die Gesinnung des Volkes. Deshalb könne das Haus mit diesen Ministern nicht länger verkehren. Die Adresse sagte wörtlich: „Das Haus der Abgeordneten hat kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Ueberzeugung, daß zwischen den Rathgebern der Krone und dem Lande eine Kluft besteht, welche nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden wird." Der König nahm die Deputation des Hauses nicht an.

Mittlerweile hatte auch das Herrenhaus sich geregt und in seiner Sitzung vom 20. und 21. Mai eine starke Demonstration zu Gunsten der vom Abgeordnetenhause so schwer bedrängten Krone gemacht. Das Abgeordnetenhaus, erklärte man, wolle eine Parlamentsregierung und die heftigsten Schreier darin seyen Staatsdiener. Solle sich ein König von Preußen von seinen eigenen Beamten mediatisiren lassen?

Der König antwortete am 26. Mai dem Abgeordnetenhause ganz im eigenen Namen und ohne die Unterschrift auch nur eines einzigen Ministers. Vor allem wies er den Vorwurf zurück, als seyen ihm die Absichten des Hauses und die Wünsche des Landes nicht der Wahrheit getreu vorgetragen worden. „Preußens Könige leben mit und in ihrem Volk und haben ein klares Auge und ein warmes Herz für die wahren Bedürfnisse des Landes. Auch über die Vorgänge in der Sitzung vom 11. war Ich genau und wahrheitsgetreu unterrichtet. Die Thatsache steht fest, daß das Präsidium einen Meiner Minister nicht nur unterbrochen und ihm Schweigen geboten, sondern ihm auch

durch Vertagung der Sitzung das wiedererthеilte Wort sofort entzogen hat. Diesem Acte konnte keine andere Deutung gegeben werden, als daß es sich um eine Anwendung der Disciplinargewalt des Präsidiums gehandelt habe." Weiter rechtfertigt der König seine Minister: „Meine Minister haben es an den zur Erzielung eines gesetzlich geordneten Staatshaushalts erforderlichen Vorlagen nicht fehlen lassen. Sie tragen nicht die Verantwortung dafür, daß die Beschlußnahme über dieselben bisher nicht erfolgt ist." Ferner erklärt der König: „Die Stellung Preußens ist nicht isolirter als die anderer europäischer Staaten; eben so wenig aber wie die übrigen Mächte kann sich Preußen unter den gegebenen Verhältnissen der Nothwendigkeit entziehen, den gegenwärtigen Bestand seiner Wehrkraft ungeschwächt aufrecht zu erhalten. Unter allen Umständen aber ist und bleibt es ausschließlich Mein durch Artikel 48 der Verfassungsurkunde verbrieftes königliches Recht über Krieg und Frieden zu entscheiden." Endlich erklärt der König das Ansinnen der Adresse, gleichsam auf Befehl des Hauses seine Minister fortzuschicken, für unstatthaft, da nach dem Artikel 45 der Verfassungsurkunde ausschließlich der König die Minister ernennt und entläßt. „Meine Minister besitzen Mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen sind mit Meiner Billigung geschehen und Ich weiß es ihnen Dank, daß sie es sich angelegen seyn lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegen zu treten."

Unmittelbar darauf am 27. Mai, wurde die Kammer entlassen zum viertenmal und wurden, um die unerhörte Frechheit der Presse zu zügeln, sechs Berliner Blätter verwarnt, was man der Regierung wieder als schreckliche Willkür auslegte.

Wie unvernünftig das Abgeordnetenhaus handelte, erkannte man am besten aus dem damaligen Vorgehen Oesterreichs gegen Preußen. Kaiser Franz Joseph würde nicht so kühn am Fürstentage zu Frankfurt, der gerade in diese Zeit fiel, aufgetreten seyn, wenn er nicht

geglaubt hätte, Preußen sey durch seinen innern Verfassungsstreit geschwächt. Er durfte das preußische Abgeordnetenhaus als seinen Bundesgenossen gegen die preußische Regierung ansehn.

Inzwischen ließ sich der König von Preußen nicht irre machen, weder durch den Fürstentag in Frankfurt, noch durch das Abgeordnetenhaus in Berlin. Er appellirte noch einmal an sein Volk, indem er neue Wahlen zum Abgeordnetenhause ausschrieb, aber sie fielen wieder feindselig gegen die Regierung aus. Der König eröffnete am 9. Nov. den Landtag mit einer kräftigen Rede und wies darauf hin, wie nützlich die Vermehrung seines Heeres gewesen sey, da ohne sie der Fürstentag ihn wahrscheinlich mehr bedroht haben würde, und rühmte den preußischen Erfolg, sofern die Mittelstaaten im Zollverein geblieben seyen und dem Handelsvertrag mit Frankreich zugestimmt hätten. Aber das Haus der Abgeordneten achtete nicht darauf, sondern tobte von neuem gegen das Ministerium. Gerade damals starb der König von Dänemark und es frug sich, ob das Londoner Protokoll von 1852 von deutscher Seite nicht solle umgestoßen werden, weil es ohne Zustimmung des Bundestags verfaßt worden war, weil der dänische Einheitsstaat mit Einschluß der deutschen Elbherzogthümer dem Recht und Interesse des deutschen Bundes zuwiderlief und weil die Deutschen in jenen Herzogthümern widerrechtlich mißhandelt wurden. Der Bund hatte gegen diese Mißhandlungen protestirt und den Dänen bereits mit Bundesexecution gedroht. Der König von Preußen verlangte vom Abgeordnetenhause 12 Millionen Thaler, um gegen Dänemark rüsten zu können. Das Haus aber antwortete in einer Adresse vom 18. Dezember mit Hohn, es bewillige nichts, denn es mißtraue der Regierung, welche die Waffen wohl nicht für das deutsche Recht, sondern für das dänische Unrecht ergreifen zu wollen scheine. Die 12 Millionen wurden am 22. rücksichtslos gestrichen. Vergebens vertheidigte das Herrenhaus die Regierung. Das Abgeordnetenhaus erklärte dessen Beschlüsse für verfassungswidrig.

Nun blieb der Regierung nichts übrig, als abermals, zum fünftenmale, den Landtag zu schließen, am 25. Januar 1864. Der Ministerpräsident motivirte diesen Schritt der Regierung damit, daß die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses keinen andern Zweck hätten als die Schwächung und Zerrüttung des preußischen Heeres, welches man grade jetzt bedürfe. „Zur Ausführung der vom deutschen Bunde beschlossenen Execution in Holstein und zur Wahrung der Machtstellung und Ehre Preußens in der weitern Entwicklung dieses Streites bedurfte und bedarf die Regierung Sr. Majestät außerordentlicher Mittel für die Militär- und Marine-Verwaltung. Während das Herrenhaus in einer Adresse an des Königs Maj. seine vertrauensvolle Bereitwilligkeit zur Unterstützung der Krone in dieser ernsten Frage ausgesprochen hat, ist von dem Hause der Abgeordneten die geforderte Genehmigung zu einer Anleihe versagt und sogar die Bewilligung desjenigen Geldbedarfs verweigert worden, welchen Preußen als Mitglied des deutschen Bundes beizutragen unzweifelhaft verpflichtet ist. Indem das Haus diesen Beschluß faßte, ist es um so entschiedener mit der vertrauensvollen Gesinnung in Widerspruch getreten, von welcher das preußische Volk für seine Könige jederzeit beseelt war, als des Königs Majestät in der Allerh. Antwort vom 27. v. M. auf die Adresse des Hauses seine Gesinnung und sein königliches Wort als Bürgschaft dafür hingestellt hat, daß die beantragten Geldmittel zum Schutze des Rechts und der Ehre des Landes verwandt werden würden. Der feindselige Charakter dieser Beschlüsse, in welchen sich das Bestreben ausdrückt, die auswärtige Politik der Regierung einem verfassungswidrigen Zwange zu unterwerfen, ist durch Resolutionen erhöht worden, durch welche die Mehrheit des Hauses der Abgeordneten, in der von ihr willkürlich aufgestellten Voraussetzung kriegerischer Verwicklungen zwischen Preußen und andern deutschen Staaten, im Voraus gegen das preußische Vaterland Partei genommen hat. Ein solches Auftreten des Hauses der Abgeordneten kann auf die Befestigung und Entwicklung unserer

Verfassungszustände nur verderblich einwirken, und es muß einstweilen auf die Hoffnung einer Verständigung verzichtet werden. Die Regierung Sr. Majestät wird sich aber unter allen Umständen für verpflichtet halten müssen, mit ganzer Kraft und in voller Ausübung der königlichen Rechte für die Erhaltung des Staats und für das Wohl und die Ehre Preußens einzustehen. Sie hält an der Ueberzeugung fest, daß sie hierbei in der patriotischen Gesinnung des Landes eine ausreichende und wachsende Unterstützung finden werde."

Wohl niemals ist der redliche Wille einer intelligenten und energischen Regierung gröblicher mißkannt worden. Man ist daher aufgefordert, die Gründe einer so auffallenden und unnatürlichen Mißkennung näher zu untersuchen. Es sind aber keine andern zu finden, als die in der allgemeinen Verblendung des modernen Liberalismus liegen, der seine Doctrin und Praxis in Paris entlehnte, aber auch an der in Preußen gepflegten, besonders in kirchlicher und socialer Beziehung autoritätsfeindlichen Opposition einen Alliirten fand. Man muß die Macht dieser Opposition als factisch vorhanden anerkennen, kann sich aber nicht darüber täuschen, daß sie eine dem deutschen Wesen fremde Tendenz, daß sie nur eine Maske ist, welche die wahre Natur und Physiognomie des preußischen und deutschen Volkes nicht kennzeichnet, daher auch nothwendig wieder von ihr abfallen muß.

Wir dürfen es als ein Glück betrachten, daß die Ausschreitungen der parlamentarischen Opposition den Sieg der Natur über die Unnatur beschleunigt haben. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses war in die äußerste Unnatur verfallen. Sie vertrat nicht mehr das Staatswohl, nicht die Macht und Ehre Preußens nach außen, sondern schloß sich im Gegentheil an alle äußeren Feinde Preußens an, um die preußische Regierung zu verleumden, zu beschimpfen und in ihren wichtigsten patriotischen Actionen zu hemmen

und zu lähmen. Sie vertrat auch nicht das Volkswohl und die Freiheit im Innern, ſondern hinderte im Gegentheil die Regierung, ihre großartigen Gedanken in Bezug auf die deutſche Marine, in Bezug auf die Bundesreform ꝛc. auszuführen, und übte, anſtatt die Freiheit zu achten, bei den Wahlen und in der Preſſe, wie auch bei den Debatten im Hauſe ſelbſt einen faſt jakobiniſchen Terrorismus. Sie vertrat in keiner Beziehung das wahre, echte, unveräußerliche materielle Recht des ganzen Volks, ſondern nur das papierne, der Aenderung eben ſo fähige als bedürftige formelle Recht, welches die Verfaſſung jeder Kammermehrheit zuerkennt. Sie vertrat nur ſich ſelbſt, nur perſönliches Parteiintereſſe, nur die franzöſiſche Doctrin, welche niemals auf deutſchem Boden hätte Platz greifen ſollen. Sie vertrat nur die falſche Anſicht, nach welcher es die Pflicht jeder zweiten Kammer ſeyn ſoll, immer und immer Oppoſition zu machen, das jeweilige Miniſterium zu ſtürzen, am jeweiligen Miniſterium niemals etwas Gutes gelten zu laſſen, es immer nur ſchwarz zu malen, immer nur Krieg mit ihm zu führen und unabläſſig dahin zu arbeiten, daß entweder mit dem Miniſterium der Thron ſelbſt umgeſtürzt wird, oder daß der Thron nur noch als ein willenloſes Stück Holz gilt und alle wirkliche Gewalt einer Parlamentsregierung übertragen wird. Das iſt die Principienreiterei des franzöſiſchen Liberalismus, der ſchon deswegen in Deutſchland nicht hätte nachgeahmt werden ſollen, weil er auch in Frankreich unnatürlich und unpraktiſch iſt, weil er ſich nie auf die Dauer als haltbar erwieſen hat, weil er immer nur in der Anarchie einer verſuchten rothen Republik und dann im Imperialismus unterging. Die Principienreiterei wäre wohl auch nicht ſo weit getrieben worden, weder in Frankreich noch in Deutſchland, wenn ſie nicht dem Ehrgeiz und den vielen Eitelkeiten der Kammerredner geſchmeichelt hätte, jenen Maulhelden, die immer ein Publikum finden, welches ihre Phraſen mit Bewunderung anhört, wie das ja ſchon im alten Athen der Fall war.

Wenn man die Kammerreden und Zeitungsartikel der preußiſchen Oppoſition vor dem Ausbruche des Krieges lieſt, kann man ſich nicht verhehlen, ſie habe ſich, die Wirklichkeit der Dinge gänzlich verkennend, in die Illuſion der franzöſiſchen Kammeroppoſition vom Jahr 1830 hineingeträumt und zu ihrem Schrecken erſt hinterdrein inne werden müſſen, daß König Wilhelm kein Karl X. und das Miniſterium Bismarck kein Miniſterium Polignac war.

Fünftes Buch.

Die Elbherzogthümer.

Wir unterbrechen die Schilderung des Verfassungskampfs in Berlin, um unsere Blicke den Elbherzogthümern zuzuwenden, denn an die Entscheidung ihres Schicksals sollten sich noch viel schwerere Conflicte knüpfen und der innere Hader in Preußen sollte hinter einem großen Kriege nach außen verschwinden.

Seit dem Londoner Protokoll von 1852 übten die Dänen ungehindert ihre Willkürherrschaft in Schleswig und Holstein, setzten deutsche Beamte und Geistliche ab und dänische ein, unterdrückten die deutsche Sprache und verlangten, alles solle dänisch reden, verkauften die Domänen der deutschen Herzogthümer, um dänische Staatsschulden damit zu tilgen, und verlachten die Proteste der Stände in gedachten Herzogthümern, ja sie gingen so weit, 1855 die Einverleibung der Herzogthümer in den dänischen Gesammtstaat zu decretiren. Die Stände baten den Bund um Hülfe, wenigstens für Holstein, weil es

zum deutschen Bunde gehörte. Aber erst 1857 kam die Frage am Bunde zur Verhandlung und König Friedrich VII. von Dänemark gab im folgenden Jahre zu, die Gesammtverfassung solle einstweilen für Holstein unverbindlich seyn, bis weitere Verhandlungen die Sache ausgleichen sollten. Diese zogen sich nun in die Länge. Im Jahr 1859 erklärte Friedrich, Erbprinz von Augustenburg, der als Major in der preußischen Armee diente, sein Vater habe zwar auf das Erbrecht in den Herzogthümern verzichtet, er aber nicht und wahre für sich dieses Recht. Man achtete nicht viel darauf. Erst nach dem unglücklichen Kriege, welchen Oesterreich in Italien führte, hielt es das Wiener Cabinet für rathsam, dem dänischen Uebermuth endlich eine Schranke zu setzen, um sich dadurch die Sympathien in Deutschland wiederzugewinnen, die es lange entbehren zu können geglaubt hatte. Jetzt erst konnte auch Preußen sich der Herzogthümer annehmen, ohne Gefahr zu laufen, daß man ihm einseitiges Vorgehen und gewinnsüchtige Absichten vorwerfe. Unter dem Einfluß der deutschen Großmächte schrieb nun der Bundestag am 8. März 1860 der dänischen Regierung vor, sie dürfe für Holstein und Lauenburg keine Gesetze erlassen ohne Zustimmung ihrer Stände, und als am 19. März die Ständeversammlung in Schleswig auf dänischen Befehl plötzlich geschlossen wurde, wahrte Preußen auch die Rechte Schleswigs, sofern die alte Verbindung dieses Herzogthums mit Holstein 1) seine Nichteinverleibung in den dänischen Gesammtstaat und 2) die Gleichstellung der deutschen und dänischen Sprache bedinge. Dänemark aber trotzte fort und verkündete am 3. Juni sein Finanzgesetz, ohne die Stände zu fragen. Es verließ sich auf Rußland und England und bezeigte den Deutschen die tiefste Verachtung. Die frühern Vorgänge berechtigten es auch dazu. Wer sollte nicht eine Nation verachten, die trotz ihrer Macht stets uneinig war, dadurch sich selbst schwächte und sich demüthig die Schmach gefallen ließ, die ihm das Ausland im Londoner Vertrage von 1852 auflegte!

Es lag jedoch jetzt nicht mehr im Intereſſe Oeſterreichs, die nationalen Beſtrebungen der Deutſchen zu hemmen und zu verhöhnen, wie zehn Jahre früher in Olmütz. Es ſuchte ſich vielmehr Freunde in Deutſchland zu machen. Und ſo wurde es denn möglich, daß der Bundestag am 7. Februar 1861 Dänemark mit Bundesexecution bedrohte, wenn es nicht binnen ſechs Wochen den Ständen der deutſchen Herzogthümer das Budget vorlege. Es achtete jedoch auf dieſe Drohung nicht, hierin unterſtützt von der engliſchen Preſſe. Die Poſt ſchrieb: „Dänemark kann ruhig ſeyn, ſo lange Palmerſton am Ruder iſt.“ Lord Ellenborough rief im Parlament: „Wenn Preußen gegen Dänemark marſchirt, ſo marſchirt Frankreich gegen Preußen.“ Nur wie zum Hohn des Bundes legte die däniſche Regierung den Ständen ein Quaſibudget vor, die indeſſen den Betrug alsbald erkannten.

Bisher hatte die ganz von Oeſterreich abhängige Mehrheit am Bundestage Norddeutſchland gänzlich und abſichtlich vernachläſſigt, nur um Preußen zu ſchaden. Als Preußen 1859 den Bund aufforderte, die norddeutſchen Küſten in beſſeren Vertheidigungsſtand zu ſetzen, blieb die Sache liegen. Erſt 1860 affectirte der Bundestag, nur um Preußen zu verhöhnen, das lebhafteſte Intereſſe dafür und befahl ſogleich eine genaue Unterſuchung des Thatbeſtandes, über die in dringlicher Eile berichtet werden ſollte. Der preußiſche General von Moltke, derſelbe, der 1866 Chef des preußiſchen Generalſtabs war, wurde mit der Unterſuchung der Nordſeeküſten beauftragt und ſtrengte ſich ſelbſt und die ihm beigegebenen Offiziere aufs äußerſte an, um in der kürzeſten Friſt die möglichſt genauen und vollſtändigſten Berichte über die Mängel der Küſtenvertheidigung in der vorgeſchriebenen Eile zu erſtatten. Als nun aber ſeine ſorgfältigen Ueberſichten und Pläne in Frankfurt angekommen waren, legte man ſie dort einfach ad acta und ließ ſie drei Jahre lang liegen. Dann erſt nahm der Bundes-

tag dieſe Angelegenheit wieder einmal vor, aber nur, um ſämmtliche preußiſche Vorſchläge abzulehnen.*)

Den däniſchen Fanatikern, die vom Geſammtſtaat nicht laſſen wollten, trat inzwiſchen eine gemäßigte Partei entgegen, welche die ſ. g. eiderdäniſche Politik verfolgte. Sie wurde von dem Miniſter Hall vertreten. Dieſer Partei ſchien es räthlicher, ſich nur mit Schleswig abzurunden, die Schleswiger durch Schulunterricht und Sprachtyrannei mit Gewalt zu Dänen zu machen, Holſtein aber in ſeinem bisherigen Verhältniß zum deutſchen Bunde zu belaſſen, um von dieſer Seite her Ruhe zu haben. Denn Holſtein auch noch, wie Schleswig, zu incorporiren und däniſch zu machen, hatte doch viel größere Schwierigkeiten und hätte am Ende auch die deutſche Eſelsgeduld erſchöpfen können. Das Nationalitätenprincip wurde nun auch in Dänemark als Ferment gebraucht, nach der Mode der Zeit. Zahlreiche Volksverſammlungen wurden in Scene geſetzt, um einen rein däniſchen Geſammtſtaat bis zur Eider zu verlangen, ohne fernere Trennung der Provinzen oder des Sprachgebiets. Auf das alte Provinzialrecht Schleswigs, auf die alte verfaſſungsmäßige Verbindung Schleswigs mit Holſtein und auf die Rechte der deutſchen Mehrheit in Schleswig, die doch ſelbſt das Londoner Protokoll von 1852 gewährleiſtet hatte, wurde keine Rückſicht genommen. Am 21. Januar 1863 ſprach ſich das Landesthing entſchieden für die Incorporation Schleswigs in den däniſchen Einheitsſtaat aus. Der König ſchwankte noch und wollte die europäiſchen Verträge nicht in ſo plumper Weiſe brechen. Als aber am 10. März der Thronfolger von England die däniſche Prinzeſſin Alexandra,

*) Graf Moltke hat es ſelbſt unlängſt erzählt und hinzugefügt, wie ſchlecht die Küſtenbefeſtigungen an der Nordſee noch bis zum Jahr 1866 geblieben ſeyen, habe die ſchnelle Wegnahme von Stade und Geeſtemünde durch ein paar preußiſche Schiffe deutlich gezeigt. „Daheim“ October 1866.

Tochter des däniſchen Thronfolgers oder Protokollprinzen Chriſtian, heirathete und durch engliſche Begünſtigung deren junger Bruder Wilhelm zum Könige von Griechenland auserſehen wurde, aus welchem Lande ſo eben der bayriſche König Otto verjagt worden war, ohne daß ſich die deutſchen Mächte deſſelben angenommen hätten, ſah König Friedrich VII. von Dänemark, daß ſich die Deutſchen in der That ganz geduldig und immer von neuem von England verhöhnen ließen, und nahm nun keinen Anſtand mehr, dem immer wildern Drängen der däniſchen Volksverſammlungen nachzugeben. Nachdem eine große Volksverſammlung in Kopenhagen ſelbſt die Incorporirung Schleswigs noch einmal am 28. März ſtürmiſch verlangt hatte, erließ der König bereits am 30. das Decret, welches die Incorporirung wirklich verfügte.

Die deutſche Bevölkerung in Schleswig war ſo geknechtet und überwacht, daß ſie keinen Widerſtand zu leiſten vermochte. Zwar wurde am 17. Juli die ſchleswigiſche Ständeverſammlung einberufen; weil ſie aber nur dazu dienen ſollte, die Incorporirung gutzuheißen, und man ihr nicht einmal die Prüfung der Wahlen erlaubte, legten faſt alle Mitglieder ihr Mandat nieder. Die Holſteiner wagten in mehreren Volksverſammlungen, auf der Unzertrennlichkeit Schleswigs von Holſtein zu beſtehen, dieſe Verſammlungen wurden aber verboten. Der deutſche Bund proteſtirte gegen den 30. März und verlangte vom König von Dänemark die Zurücknahme ſeines Decrets, die jedoch unter nichtigen Vorwänden verweigert wurde. Auch diesmal wieder ſchleppte ſich die Sache beim Bundestage lange hin, bis derſelbe endlich am 1. October abermals mit der Execution in Holſtein drohte, wenn Dänemark ſein Decret nicht zurückzöge. Dieſe Drohung wurde in Dänemark verlacht, weil niemand an ihre Ausführung glaubte. Auch wurde die deutſche Drohung ſogleich mit einer engliſchen beantwortet. Engliſche Noten ermahnten den deutſchen Bund, ſich doch ja wie ein artiges und folgſames Kind aufzuführen, weil es

sonst unfehlbar gezüchtigt werden würde. Wenn Deutschland sich die Unverschämtheiten Dänemarks nicht unbedingt gefallen lasse und in eine Action gegen dasselbe einzutreten wage, werde es einen furchtbaren europäischen Krieg heraufbeschwören. Am 13. November nahm der dänische Reichsrath die neue Verfassung des Gesammtstaates an, in welchem auch Schleswig gleichförmig eingeschlossen seyn sollte, und die Verfassungsurkunde wurde dem König zur Unterzeichnung vorgelegt.

Allein er erkrankte und starb, ehe er noch unterzeichnet hatte, am 15. November 1863. Ihm folgte sogleich der durch das Londoner Protokoll zum Erben bestimmte (daher nur der Protokollprinz genannte) Glücksburger als König Christian IX. Dieser neue Herr bedachte sich, die gefährliche Verfassungsacte zu unterzeichnen, aus Besorgniß, der deutsche Bund könnte doch einmal Ernst machen. Weil er nun doch selber ein deutscher Prinz war, geriethen die enragirten Dänen in Wuth. Der Pöbel umringte das Schloß in Kopenhagen und stieß gräßliche Schimpfreden und Drohungen aus, so daß der unglückliche König sich gezwungen sah, die neue Verfassung zu unterzeichnen. Beamte und Geistliche in Schleswig, größtentheils Dänen, huldigten dem König. Nur wenige Deutsche weigerten sich, in Holstein aber weigerte sich die größere Mehrheit und 24 Ständemitglieder unterzeichneten schon am 19. November in Kiel eine Eingabe an den deutschen Bund, worin sie baten, der Bund möge das Erbrecht des Augustenburgers anerkennen und schützen.

Vor dem Londoner Protokoll von 1852 hatte Prinz Christian von Holstein-Augustenburg den ersten Anspruch, nach dem Aussterben der ältern königlichen Linie in Dänemark die deutschen Elbherzogthümer zu erben. Allein er hatte in Folge jenes Protokolls das Erbrecht für sich und seine Nachkommen gegen eine nicht unbedeutende Geldentschädigung förmlich und feierlich an den Protokollprinzen abgetreten und sein damals noch junger erstgeborner Sohn Friedrich protestirte erst viel später gegen jene Abtretung des Erbrechts und

nahm das seinige in Anspruch, erst als die Möglichkeit auftauchte, das alte Erbrecht könne trotz jenes Protokolls noch einmal zur Geltung kommen. Prinz Friedrich reclamirte, wie oben schon bemerkt ist, aber sein Protest wurde kaum beachtet und erst als die königliche Linie in Dänemark ausstarb, begann der Prinz eine Rolle zu spielen, sofern man ihn vorschob, um Preußens Einfluß aus den Elbherzogthümern zu verdrängen. Die deutschen Mittelstaaten protegirten ihn, damit unter ihm ein neuer Kleinstaat geschaffen würde, der im Verein mit ihnen gegen Preußen operiren und ihre Stimmen am Bundestag verstärken sollte. Die Schleswig-Holsteiner selbst fielen ihm begeistert zu, um ihre Selbständigkeit unter ihm zu bewahren und weil sie ihn für den rechtmäßigen Erben hielten, den weder das Londoner Protokoll, noch die Entsagungsurkunde des Vaters um sein natürliches Recht habe bringen können. Ihre Führer aber, zumal die Kieler Professoren, hingen schon längst mit den deutschen liberalen Kammermitgliedern eng zusammen. Sogar der Nationalverein, der sonst für Preußen gestimmt war, unterstützte jetzt den Augustenburger gegen Preußen in der Hoffnung auf einen großen Sieg des deutschen Liberalismus überhaupt. Oesterreich sah dieser Agitation mit dem größten Vergnügen zu und gab dem Reformverein Ordre, sich jetzt frischweg an den Nationalverein anzuschließen, um mit ihm gemeinsam für den Augustenburger zu arbeiten. Denn das hieß so viel als gegen Preußen arbeiten.

Ganz Deutschland kam in Bewegung. Die deutsche Presse forderte, daß das mächtige Deutschland endlich die dänische Unverschämtheit bestrafe. Durch die Sänger-, Turner- und Schützenbünde und zahlreiche Volksversammlungen wurde der Zorn gegen Dänemark geschürt, und wurden Vereine für Schleswig-Holstein gegründet, um dem Prinzen von Augustenburg Geldmittel zu verschaffen. Auch die Parlamente von Berlin und Wien erklärten sich kräftig gegen die dänische Ungebühr. Die Regierungen sprachen sich noch nicht über

das Erbrecht aus. Nur König Max von Bayern wurde durch das stürmische Drängen seines Volks genöthigt, den Prinzen Friedrich von Augustenburg als erbberechtigt anzuerkennen. Der Bundestag endlich nahm Act davon, daß seine bisherigen Beschlüsse in Dänemark nicht befolgt worden waren, und entzog dem dänischen Bundesgesandten für Holstein seine Stimme. Statt seiner wollte der badische Bundestagsgesandte Robert von Mohl die holsteinische Stimme am Bundestag im Namen des Augustenburgers übernehmen, was jedoch nicht zugelassen wurde.

Die große Bewegung, welche durch Deutschland ging, wurde auch jetzt wieder wie im Jahre 1848 von der demokratischen Partei geschürt. Wie sie es meinte, verrieth sie, sofern sie gegen die Dänen die Maske der edelsten patriotischen Entrüstung vornahm, während sie auf der andern Seite alles Nationalgefühl verleugnete und mit Italienern, Ungarn und Polen sympathisirte. Nur das demokratische Parteiinteresse bestimmte sie. Aber eines ihrer Häupter, Waldeck, warf ihr im Berliner Abgeordnetenhause Inconsequenz vor, da sie keineswegs es mit den deutschen Bundesregierungen, sondern vielmehr mit den Demokraten in Kopenhagen halten sollte.

Alles fügte sich aufs geschickteste, um die österreichische Politik zu unterstützen. Indem sich Oesterreich schon durch seine Vorschläge am Fürstentage, durch das liberale Ministerium Schmerling und durch die Versöhnung des Reformvereins mit dem Nationalverein der liberalen Sympathien in Deutschland versichert hatte, konnte es unbedenklich Preußen selbst zu einer Cooperation gegen die Dänen auffordern. Es hatte dabei den Vortheil, die Liberalen in ganz Deutschland in ihrem Vertrauen zu bestärken. Preußen, gegen welches so viel Mißtrauen herrschte, schien auch an der Seite Oesterreichs nur eine untergeordnete Nebenrolle spielen zu können. Jedenfalls durfte sich Preußen, obgleich es der nächste Nachbar Dänemarks war, die Ehre nicht anmaßen, allein hier dem deutschen Interesse aufgeholfen

zu haben. Oesterreich überwachte alle seine Schritte in den Elbherzogthümern. Zugleich aber mußte ihm dasselbe Preußen dienen, die demokratische Fortschrittspartei im Zaum zu halten. Und auch, um die etwas übermüthig werdenden Mittelstaaten wieder zu demüthigen, brauchte Oesterreich den preußischen Beistand.

Preußen selbst dachte nicht daran, an den Elbherzogthümern eine Eroberung machen zu wollen. Es hatte nichts anderes im Sinne, als seinen partikularistischen Vortheil einzig in dem Verdienst zu suchen, den es sich um Deutschland erwerben würde. Es durfte hoffen und erwarten, daß ihm auch künftig der Schutz der Nordgrenzen und die Aufsicht über die deutsche Marine vom deutschen Bunde in dem Maaße anvertraut werden würde, in welchem es die Elbherzogthümer und seine Häfen mit kräftiger Hand der dänischen Usurpation entreißen würde. Dasselbe allein zu thun, war nicht seine Absicht. Es würde dadurch nur den Argwohn, als wolle es nur partikularistisch handeln, genährt haben. Es nahm also in diesem Falle gern die österreichische Allianz an und hatte auch gegenüber den Mittelstaaten und der demokratischen Fortschrittspartei ein mit Oesterreich gemeinsames Interesse.

Jedermann erstaunte über das plötzliche Zusammengehen Preußens mit Oesterreich. Die Erbitterung darüber war noch größer als die Ueberraschung. Die mittelstaatlichen Organe der Triasidee, die demokratischen Blätter und viele Stimmen aus Oesterreich grollten und tobten. Die Allianz der beiden Großstaaten jagte den Mittelstaaten Furcht ein, vereitelte die Erfolge der Demokratie und kränkte den Reformverein, welcher Oesterreich an die Spitze Deutschlands stellen und Preußen demüthigen wollte, daher der kaiserlichen Regierung mit Unwillen vorwarf, sie lasse sich von Preußen ins Schlepptau nehmen. Die Wiener Regierungsorgane erwiderten jedoch, Oesterreich habe keine Verbindlichkeiten gegen die Mittelstaaten, da

dieſelben die warmen Anträge des Kaiſers am Frankfurter Fürſtentage nur kalt aufgenommen hätten.

Der Reformverein machte einen Verſuch, mit dem Nationalverein ebenſo zuſammen zu gehen, wie Rechberg mit Bismarck. Beide beriefen eine gemeinſchaftliche Verſammlung aller Abgeordneten deutſcher Ständeverſammlungen nach Frankfurt a. M., am 21. Dezember. Siegmund Müller von Frankfurt übernahm den Vorſitz, ihm zur Seite v. Bennigſen und Graf Lerchenfeld, die Häupter des National- und des Reformvereins. Der letztere Verein blieb in der Minderheit und zog ſich bald darauf zurück. Die Beſchlüſſe der Verſammlung entſprachen einſeitig den Wünſchen der Triaspartei, der Fortſchrittspartei und der Partei der Kieler Profeſſoren, die den Auguſtenburger auf den Schild erhoben hatten. Die in Frankfurt Verſammelten mußten ſich das Wort geben 1) das Erbrecht des Auguſtenburgers zu verfechten und durch ihn die Triasſtaaten durch einen neuen jenſeits der Elbe zu verſtärken, als Gegengewicht gegen Oeſterreich und Preußen; 2) jede deutſche Regierung, welche dem nicht zuſtimme (alſo Oeſterreich und Preußen) mit allen verfaſſungsmäßigen Mitteln zu bekämpfen und 3) für Einberufung eines deutſchen Parlamentes zu wirken. Um die Durchführung dieſes Programms zu überwachen, ſetzte die Verſammlung einen Ausſchuß von 36 Mitgliedern nieder, der in Frankfurt bleiben ſollte.

Die Dänen blieben ſo übermüthig wie zuvor. Dagbladet ſchrieb, „die Deutſchen ſeyen zu feig, ſich zu ſchlagen," und die däniſche Regierung ſelbſt glaubte noch mit der leichtfertigen Aeußerung durchkommen zu können, „Schleswig ſey ja nur proviſoriſch in Dänemark incorporirt worden." Man glaubte in Kopenhagen, die neuen Bundesbeſchlüſſe würden wieder nur leere Demonſtrationen ſeyn. In demſelben Sinne ſprachen ſich die Engländer aus, auf deren Schutz die Dänen unbedingt vertrauten.

Was England betrifft, ſo ergriffen die Miniſter, die Mehrheit

des Parlamentes und bei weitem die meiſten politiſchen Zeitungen auf das entſchiedenſte die däniſche Partei, leugneten den Deutſchen jedes Recht ab, beſchimpften die deutſchen Regierungen und das deutſche Volk, bedrohten es und benahmen ſich ſo ungeberdig, daß man zweifeln mußte, ob die große engliſche Nation außer dem natürlichen Sinne für das Recht, nicht auch überhaupt den Verſtand verloren habe. Anfangs ſetzte die engliſche Preſſe voraus, das immer uneinige Deutſchland ſey zu gar keiner Action fähig, werde ſich ſelbſt die Hände binden und die Regierungen würden noch froh ſeyn, wenn England drohte, um die murrende Bevölkerung in Deutſchland durch ſolche Drohungen zu ſchrecken. Als man aber in England merkte, die Drohungen würden von Deutſchland mit verdienter Verachtung zurückgewieſen, erregte das Verwunderung und großen Aerger. Die bisherige Verhöhnung Deutſchlands ging in erbitterten Haß über und von nun an wetteiferte man in England, durch die Preſſe das Publikum vollſtändig zu täuſchen, nicht nur alles, was auf dem Feſtland geſchah, zu entſtellen, alles was von Deutſchland ausging, zu verkleinern oder im gehäſſigſten Lichte zu zeigen, ſondern auch falſche Nachrichten zu verbreiten, ja ſogar falſche Depeſchen zu ſchmieden. Und zu alledem war eigentlich kein vernünftiger Grund vorhanden, denn England war nie von Deutſchland beleidigt worden; England zog durch ſeinen Waarenabſatz ungeheuern Gewinn aus Deutſchland; England bedurfte der deutſchen Allianz gegen Rußland wie gegen Frankreich: Die wenigen beſonnenen Engländer, deren Stimme zuweilen durch das antideutſche Wuthgeheul durchdrang, wieſen deutlich nach, wie dumm das ganze engliſche Gebahren ſey. Auch war die Königin Victoria ſelbſt ſo entſchieden auf deutſcher Seite, daß ſie erklärte, ihr Name würde niemals unter einer Kriegserklärung Englands gegen Deutſchland ſtehen. Eine ſolche erfolgte auch nicht, Lord Palmerſton hatte ſie auch nie beabſichtigt. Er hatte die Dänen gegen Deutſchland aufgehetzt und den Deutſchen gedroht nur in der Hoffnung, ſie würden ſeinen Drohungen nachgeben.

Da es nicht geschah, setzte er sich in seiner frivolen Weise darüber hinweg, dachte nicht daran, Deutschland den Krieg zu erklären, und ließ die Dänen im Stich.

Inzwischen wurde der Bundesbeschluß vom 7. Dezember vollzogen. Im übermüthigen Vertrauen auf England, Rußland und Schweden wies das Ministerium Hall in Dänemark auch diesmal wieder alle Ermahnungen von deutscher Seite zurück, bis am 23. Dezember die vom Bundestage befohlenen Executionstruppen, 12,000 Sachsen und Hannoveraner unter dem Befehl des sächsischen Generallieutenants von Hake die holsteinische Grenze überschritten, während preußische und österreichische Truppen als ihre Reserve gleichfalls Stellung an der Grenze nahmen. Die dänischen Truppen unter General de Meza leisteten keinen Widerstand, rafften nur alle Cassen und Pferde im Herzogthum zusammen und retirirten damit nach Schleswig. Sobald die deutschen Truppen das verlassene Holstein besetzten, wurde wie verabredet in allen Städten und Dörfern Prinz Friedrich von Augustenburg von den Bevölkerungen als Herzog und Landesherr proclamirt. Die eingerückten Truppen ließen es zu und Prinz Friedrich zog am 30. Dezember triumphirend in Kiel ein, wo er jedoch nur als Privatperson verweilen durfte. Oesterreich selbst beantragte am 2. Januar 1864 am Bundestage seine Entfernung aus dem Herzogthum, jedoch nur um Preußen sicher zu machen, denn es ließ sich am Bundestage überstimmen und der Prinz durfte in Kiel bleiben. Dasselbe Manöver wiederholte Oesterreich an 8. Januar gegenüber der liberalen Agitation und dem Sechsunddreißiger-Ausschuß, indem es sich mit Preußen zu einer scharfen identischen Note dagegen vereinbarte, der man aber stillschweigend keine Folge gab. Auch Preußen that nichts gegen den Sechsunddreißiger-Ausschuß, indem es England im Auge hatte, dem die große liberale Agitation in Deutschland damals noch ein wenig imponiren sollte.

Der deutsche Bund hatte nur ein Recht an Holstein, überließ es

daher recht gern Preußen und Oeſterreich allein, auch Schleswig vom Joche der Dänen zu befreien. Die ſchleswigſche Frage war heikel und konnte leicht einen europäiſchen Krieg herbeiführen. Der deutſche Bund durfte ſoviel nicht wagen und überließ die Ehre, mit Schleswig fertig zu werden, den beiden deutſchen Großmächten allein. Dieſe rückten nun wirklich gegen Schleswig vor. England beſchwerte ſich, beruhigte ſich aber, als Preußen ihm am letzten Tage des Jahres in einer Note erklärte, es halte dem Principe nach immer noch am Londoner Protokoll von 1852 feſt und verlange nur, daß Dänemark die Verpflichtung, die es damals eingegangen ſey, erfülle; wenn aber Dänemark ſie zu erfüllen ſich fernerhin weigere, ſo könne Preußen genöthigt werden, ſich von jenem Protokoll loszuſagen, jedoch würde es auch in dieſem Fall zu neuen definitiven Arrangements nur unter der Mitwirkung der Mächte ſchreiten, die jenes Protokoll mit unterzeichnet hätten.

Gegen die deutſchen Mittelſtaaten erlaubte ſich England, alle diplomatiſche Sitte verletzend, die gröbſte Unverſchämtheit. Murray, der engliſche Geſandte in Dresden, ſchrieb am 5. Januar an den ſächſiſchen Miniſter von Beuſt: „durch das Auftreten der deutſchen Truppen in Holſtein iſt nicht nur der Beſchluß des Bundestages, ſondern auch die Gerechtigkeit verletzt worden. Bayern, Sachſen und Württemberg müſſen gemeinſchaftlich dafür verantwortlich gemacht werden.“ Herr von Beuſt antwortete, in Herrn Murrays Schreiben komme die verletzende Sprache nur der Flüchtigkeit ſeiner Behauptungen gleich. Daß er Bayern und Württemberg, die nicht einmal Truppen nach Holſtein geſchickt haben, verantwortlich machen wolle, ſey ein Beweis mehr von ſeiner Unwiſſenheit. Die Aufführung von Bundestruppen in einem Bundeslande, in welchem ſie ſich durch Bundesbeſchluß befinden, gehe eine fremde Regierung nichts an und Drohungen ſeyen nur das wirkſamſte Mittel, die Regierung, die man damit einſchüchtern wolle, in der Behauptung ihrer Ehre und Würde zu be-

stärken. Auf eine an Württemberg gerichtete englische Note, welche zwar minder unhöflich war, als die an Sachsen gerichtete, aber doch einer deutschen Regierung den Weg, den sie zu gehen habe, hofmeisterlich vorschreiben wollte, antwortete Minister von Hügel mit eben soviel Festigkeit als Feinheit und wies namentlich auf den Widerspruch hin, in den England falle, sofern es im eigenen Lande so rücksichtsvoll der öffentlichen Meinung nachgebe, sie aber in Deutschland zu verachten den Regierungen empfehle.

Daß bald darauf Garibaldi nach England eingeladen wurde, um dort als der intimste Freund Englands und zugleich als der Held der Revolution gefeiert zu werden, gehörte auch mit zu den Einschüchterungsmitteln, nach denen England damals in lächerlicher Hast griff, ohne früh genug zu bemerken, daß es nur Fehlgriffe thue. Die Drohung mit Garibaldi war hauptsächlich gegen Oesterreich gerichtet.

Frankreich nahm zu dem dänischen Conflict eine Stellung ein, welche unerwarteter Weise dem deutschen Interesse günstig war. Es war mit England gespannt. Der feierliche Aufruf zu einem europäischen Congresse, den Napoleon III. hatte ausgehen lassen, um alle schwebenden Fragen durch die Großmächte entscheiden zu lassen, wurde hauptsächlich durch die Schuld Englands so gut wie unbeachtet gelassen. England wies ihn am 25. November mit dem Bemerken ab, ein Congreß werde die Schwierigkeiten, welche die Lösung der schwebenden Fragen darbiete, nicht vermindern, sondern vermehren. Rußland und Oesterreich zeigten sich nun zwar geneigt, auf die Congreßidee einzugehen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie sich durch Beschlüsse des Congresses nicht würden überstimmen lassen. Diese Zurückweisung seines großen Congreßgedankens verletzte den französischen Kaiser tief und der dänische Streit kam ihm sehr gelegen, um England entweder zu sich herüber zu ziehen und zum Werkzeug seiner Politik zu machen, oder aber es zu isoliren und tief zu demüthigen. Man erfuhr, Frankreich habe, sobald der Krieg der deutschen Mächte gegen

Dänemark auszubrechen drohte, England zu einer Cooperation zu Gunsten Dänemarks aufgefordert, um unter einem guten Vorwand gegen Preußen marschiren und die Rheinprovinzen angreifen zu können; England sey aber nicht darauf eingegangen, weil es der Habgier Frankreichs nicht habe dienen wollen. Die France warf England vor, es habe die Cooperation Frankreichs gefordert, aber „den Preis nicht angezeigt, der allein eine Parteinahme Frankreichs in den deutschen Händeln rechtfertigen könnte."

Je mehr nun England für die Dänen schwärmte, umsomehr mußte sich die französische Presse der Rechte der Deutschen annehmen. Dabei betonte Napoleon III., daß an der Eider und Schley das Nationalitätenprincip zur Geltung kommen müsse, daß den Bevölkerungen allein das Recht zukomme, durch einen Plebiscit oder wenigstens durch das Organ der Stände über die Erbfolge zu entscheiden. Damit trat er Oesterreich entgegen, welches natürlicherweise dem Nationalitätenprincip abhold war und Plebiscite nicht billigen konnte, die möglicherweise in Venedig, Ungarn und Böhmen nachgeahmt werden wollten. Napoleon III. trat damit aber auch Preußen insofern entgegen, als dasselbe dem Augustenburger nicht geneigt schien, dem außer dem Erbrecht auch der Wille des Volks in Schleswig-Holstein, die öffentliche Meinung des deutschen Volks und auch schon ein Theil der Bundesregierungen zur Seite standen. Wenn je die deutschen Mittelstaaten wegen des Erbrechts in den Elbherzogthümern mit Oesterreich und Preußen in Conflict kommen sollten, konnte sich Frankreich zu ihrem Beschützer aufwerfen und die Rheinbundzeiten erneuern. Darauf arbeitete es denn auch mit Vorsicht hin, sofern es schon am 8. Januar die deutschen Bundesstaaten (außer Oesterreich und Preußen) in einem Circular ermahnte, keine Rücksicht mehr auf das Londoner Protokoll zu nehmen, da es „ohnmächtig" sey, und so rasch als möglich ein fait accompli zu machen, d. h. die Herzogthümer mit Bundestruppen zu besetzen, ehe ihnen Preußen und Oesterreich zuvorkämen. Das Umlaufschreiben hatte keine Folge, viel-

mehr fügte sich der Bund darein, Preußen und Oesterreich die Initiative zu überlassen. Inzwischen fuhr Napoleon III. fort, das Recht der deutschen Bevölkerung in den Herzogthümern zu protegiren, indem er mit großer Gelassenheit abwartete, ob die Kluft zwischen den beiden Großstaaten und den Mittelstaaten nicht bald weiter reißen würde.

Prinz Friedrich von Augustenburg glaubte, Napoleon III. werde unter diesen Umständen sich seiner gegenüber den Großmächten annehmen, und richtete schon am 2. Dezember aus Gotha ein unterwürfiges und schmeichelhaftes Schreiben an ihn, welches ihm sehr übel verdacht wurde. Für deutsches Recht, rief die Presse fast einstimmig, solle man nicht französische Hülfe anrufen. Napoleon III. antwortete sehr höflich und fein, drückte eine warme Theilnahme für den Prinzen aus, versprach ihm aber nichts, da nicht er, sondern nur der deutsche Bund und in zweiter Linie die Großmächte gemeinsam zu prüfen und zu entscheiden hätten.

Als der Krieg unvermeidlich wurde und England von Frankreich dringend verlangte, es solle sich mit ihm zur Aufrechterhaltung des Londoner Protokolls verbinden und nöthigenfalls mit Gewalt vorgehen, antwortete Drouyn de Lhuys in einer klugen Note: Kaiser Napoleon neige sich bekanntlich zum Nationalitätenprincipe, vermöge daher die nationalen Gefühle und Bestrebungen der Deutschen nicht zu tadeln. Wozu also gegen sie Krieg führen? Für das insulariſche England sey es wohl leicht, einen solchen Krieg als See- und Blokadekrieg zu führen, für Frankreich aber wäre ein Krieg mit dem unmittelbar es berührenden Deutschland der unheilvollste und gewagteste, den es unternehmen könne.

Rußland hatte die ganze Intrigue angesponnen, die zu dem Londoner Protokoll führte, und das Recht der deutschen Bevölkerungen und Stände in den Elbherzogthümern, das gesetzliche Erbrecht des Augustenburgers und somit die Geltung alter heiliger Verträge

und Recht und Ehre der gesammten deutschen Nation mit Füßen getreten. Rußland hätte demnach auch sein Schwert ziehen sollen, um das Londoner Protokoll mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Allein es war mit der großen polnischen Insurrection beschäftigt, konnte auf keine sichere Allianz gegen die deutschen Großmächte und den deutschen Bund rechnen, maskirte daher die augenblickliche Schwäche seiner Stellung durch eine scheinbar wohlwollende Neutralität und ließ nur das Gespenst der s. g. Gottorpschen Ansprüche am deutschen Horizont aufsteigen, um zu zeigen, daß es uns Deutschen immerhin künftig noch die Rechnung machen würde, wenn wir uns nicht wie bisher gegen Rußland als artige und furchtsame Kinder verhielten. Das in Rußland regierende Haus Holstein-Gottorp hatte seinen Anspruch auf den s. g. Gottorp'schen Theil von Holstein längst an die in Dänemark regierende Linie des Hauses abgetreten, es hatte absolut keinen Anspruch mehr darauf, aber es machte denselben geltend, um die Rechtsbegriffe zu verwirren, und verband sich dadurch zugleich die maaßgebenden Kreise in Deutschland, welche den Augustenburger als ein Werkzeug der Demokratie betrachteten und ganz beseitigen oder wenigstens einschüchtern wollten. England machte Rußland Zumuthungen, wie es sie Frankreich gemacht hatte, aber Alexander II. ließ sich eben so wenig darauf ein, wie Napoleon III., hielt es vielmehr für gerathener, Preußen und Oesterreich auf alle Art zu schonen und für sich zu gewinnen.

Auch Schweden that nichts, um das Londoner Protokoll aufrecht zu erhalten. Das schwedische Volk hatte keine Lust, für die Dänen große Opfer zu bringen, und eben so wenig das norwegische. Nun gab es zwar eine scandinavische Partei, welche bei dieser Gelegenheit mit Beseitigung des Protokollprinzen gern Dänemark an Schweden gebracht, ganz Scandinavien vereinigt und die deutschen Elbherzogthümer Deutschland überlassen hätte. Allein diesem Gedanken war keine Großmacht zugeneigt, außer Frankreich, und ihn durchzuführen, reichten die Mittel Schwedens nicht aus. Diese Re-

signation konnte man in der Erklärung des Königs von Schweden vom 8. Dezember zwischen den Zeilen lesen. Wenn Schweden Dänemark nicht bekam, wie hätte es seine Kräfte im Kampfe für dasselbe unnütz erschöpfen sollen?

Unter diesen Umständen konnten Oesterreich und Preußen die Occupation Schleswigs beginnen, ohne einen andern Feind vor sich zu haben, als die Dänen. Schon lange stand die preußisch-österreichische Reserve hinter den Bundestruppen, welche Holstein besetzt hatten. Sie wurde jetzt endlich verstärkt und unter den Oberbefehl des greisen Feldmarschall von Wrangel gestellt. Schien dieser mehr als 80jährige gemüthliche Großvater der preußischen Armee nicht mehr frisch und rasch genug zur Kriegführung, so stand ihm doch der feurige Prinz Friedrich Karl zur Seite, welcher den preußischen, und der bewährte Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz, welcher den österreichischen Flügel der combinirten Armee befehligte. Das einseitige Vorgehen dieser Armee ohne Rücksicht auf den Bund erregte mancherlei Mißfallen. Die Oesterreicher nahmen ihren Weg nicht durch Sachsen, sondern durch Schlesien. Die Preußen zogen durch's Oldenburgische, durch Hamburg und Lübeck, ohne es vorher angezeigt zu haben. Eine Aufforderung Preußens an den Bundesgeneral von Hake, sich dem Oberbefehl Wrangels zu unterwerfen, blieb erfolglos. Hake schob die Bundestruppen in den Westen Holsteins und ließ der alliirten Armee zum Durchmarsch den Osten offen. Die Oesterreicher und Preußen wurden, indem sie durch Holstein zogen, kühl aufgenommen, weil man immer noch das Mißtrauen hegte, sie wollten eigentlich nur den Dänen und nicht den Deutschen helfen. Die kleine Stadt Wandsbeck protestirte gegen die preußische Einquartierung, ebenso Ahrensburg, ebenso Kiel. In Hamburg wurde vor den Fenstern des Feldmarschall Wrangel eine Schleswig-Holsteinsche Fahne mit Trauerflor aufgepflanzt, welche die Inschrift trug: „Wrangel, dem Verräther von Schleswig-Holstein.“ In Kiel pflanzten die Preußen ihre eigenen

Fahnen auf und entfernten die Wachen von der Wohnung des Prinzen Friedrich, ohne ihn jedoch sonst zu belästigen. Wrangel wollte Rendsburg besetzen, aber Hake weigerte sich. Dagegen legte Wrangel, ohne auf Hakes Protestation zu achten, preußische Truppen als bleibende Besatzung nach Altona, Neumünster und Kiel, um sichere Etappenplätze zu haben. Als am 12. Februar das erste preußische Bataillon in Altona einrückte, mußte es in rauhem Wetter stundenlang auf der Straße stehen, weil die Einwohner es nicht einquartieren wollten und der Bundescommandant gegen den Einmarsch der Preußen protestirte. Endlich wurde dieser peinliche Handel so geschlichtet, daß die Preußen blieben, die Bundestruppen aber die Hauptwache besetzt hielten. Auch im Gebrauch des Telegraphen und der Eisenbahn wurden den Preußen Chikanen gemacht. Man kann sich denken, wie das die braven preußischen Truppen erbitterte, die mit Begeisterung für die gerechte Sache der Herzogthümer ankamen und für dieselben ihr Blut und Leben lassen wollten.

Prinz Friedrich wich den Preußen bei ihrem Einmarsch in Kiel aus, kehrte aber bald wieder zurück und blieb. Ihm zur Seite standen seine Räthe, Samwer und Franke. Er blieb in ununterbrochenem Verkehr mit den Vereinen und Vertretern der Stände in Holstein, wie auch bald nachher mit denen in Schleswig, denn auch von hier aus empfing ihn, sowie die Dänen zurückweichen mußten, die allgemeinste und lauteste Acclamation. Im Uebrigen verhielt er sich passiv und vermied alles, was Oesterreich und Preußen hätte verletzen können. In Gotha unter den Augen des ihm warm befreundeten Herzog Ernst von Coburg hatte sich ein Wehrausschuß gebildet, um dem Prinzen Friedrich eine eigne kleine Armee zu organisiren. Derselbe mußte sich jedoch auflösen.

Am 1. Februar 1864 überschritten die Preußen und Oesterreicher die Grenze des Herzogthums Schleswig, nachdem die Dänen bereits den Brückenkopf von Rendsburg geräumt hatten. Das dänische

Heer, 50—60,000 Mann unter General de Meza wollten das berühmte Danewirk halten. Während sie aber Gablenz hier festhielt, kam ihnen Prinz Friedrich Karl in die Flanke und hätte ihnen den Rückzug nach Flensburg abgeschnitten, wenn sie nicht nach einem blutigen Gefecht mit Gablenz schleunig entflohen wären. Gablenz verfolgte sie und schlug sie noch einmal bei Oeversee. Wir gehen auf die Details dieses Krieges nicht näher ein, weil es uns nur darauf ankommt, die Stellung der Mächte vor dem großen Kriege von 1866, die dessen Beginn herbeiführten, zu charakterisiren. Der Verlust des Danewirks machte den Pöbel in Kopenhagen wüthend, so daß er abermals das Schloß bestürmte und sogar die königlichen Damen insultirte.*) Meza wurde abgesetzt und General von Gerlach sollte statt seiner die feste Verschanzung bei Düppel unter Mitwirkung der dänischen Flotte vertheidigen.

Bedeutungsvoll erschien das erste Zusammentreffen preußischer und dänischer Kriegsschiffe. Capitän Jachmann stieß am 17. März bei der Insel Rügen auf sechs dänische Schiffe (1 Linienschiff, 2 Fregatten, 2 Corvetten und 1 Dampf-Aviso) und griff sie keck an, obgleich er nur zwei Korvetten (Arkona und Nymphe) und ein Dampf-Aviso (Loreley) commandirte. Nach dritthalbstündiger sehr heftiger Kanonade konnten sich die preußischen Schiffe unbelästigt zurück-

*) Im Hamburger Correspondenten meldete ein Schreiben aus Kopenhagen vom 11. Februar: „Leider hat ein Theil des verworfensten Pöbels die Gelegenheit benutzt, als die Königin Louise und die Prinzessin Dagmar nach der Predigt die Frauenkirche verließen, um in ihre Kutsche zu steigen, dieselben in empörendster Weise zu insultiren. Mit auf die unwürdigste Art befleckten Kleidern sollen die Damen, worunter sich auch die Prinzessin Maria von Anhalt-Dessau befunden haben soll, im Schlosse angekommen seyn, die Königin in ruhiger Fassung und Würde, die Prinzessin Dagmar aufgelöst in Thränen."

ziehen. Die däniſchen hatten durch das treffliche Feuer der Preußen größere Verluſte erlitten, als ſie ihnen zugefügt hatten.

Die Diplomatie war ununterbrochen thätig. Vor allem gab ſich England die größte Mühe, weitere Erfolge der deutſchen Waffen zu hindern. Was ihm durch leere Drohungen nicht gelungen war, ſuchte es nun durch ein Stimmenmehr der Großmächte zu erzielen und lud daher ſchon am 21. Februar ſämmtliche Großmächte zu einer Conferenz in London ein, wurde aber, im Anfang wenigſtens, von Frankreich abgewieſen, welches noch beleidigt war, weil England kurz vorher die franzöſiſche Einladung zu einem Congreß in Paris abgelehnt hatte. Aber auch Dänemark wollte ſich auf keine Conferenz einlaſſen, bevor Schleswig von den Alliirten wieder geräumt ſeyn würde. Gleichwohl wurde fleißig unterhandelt.

Um dieſen Unterhandlungen von deutſcher Seite und in deutſchem Intereſſe Nachdruck zu geben, dachten die Mittelſtaaten immer noch an das fait accompli, zu dem ihnen Frankreich ſo dringend gerathen hatte. Die bewaffnete Initiative hatten ſie bereits verſäumt. Aber es ließ ſich noch ein bundesgeſetzliches fait accompli machen durch Anerkennung des Auguſtenburgers. Darauf arbeitete der ſcharf durchdachte Ausſchußbericht des bayriſchen Bundestagsgeſandten, Herrn von der Pfordten, am 11. Februar hin. Am 18. dieſes Monats tagten die Miniſter der Mittelſtaaten in Würzburg und vereinigten ſich dahin, nichts was etwa die Großmächte einſeitig mit Umgehung des Bundes beſchließen würden, anzuerkennen, wenn darin nicht das deutſche Recht der Herzogthümer gewahrt ſey. Zweitens ſolle über die Erbfolge der Bund allein zu entſcheiden haben, dieſe Entſcheidung ſolle beſchleunigt, die Stände der Herzogthümer ſollten einberufen werden und endlich ſolle der Bund die dermalen in Holſtein ſtehenden Bundestruppen verſtärken, um das Recht des Bundes im Angeſicht der Truppen der beiden Großmächte nachdrücklich zu wahren. Doch ſtanden die Mittelſtaaten von der Ausführung des letztern Entſchluſſes

alsbald wieder ab. Von preußischer Seite kam der Generaladjutant von Manteuffel nach Dresden, von österreichischer Seite Erzherzog Albrecht nach München, um zu beschwichtigen. Die Aufregungen dieser Tage beschleunigten das Lebensende König Maximilians II. von Bayern, welcher vier Tage nach der Ankunft des Erzherzogs in München am 10. März unerwartet schnell verschied. Unter diesen Umständen wurde am 12. März der bayrische Antrag am Bundestage, die Anerkennung des Augustenburgers betreffend, auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und ebenso der sächsisch-württembergische Antrag auf Einberufung der Stände in Holstein. Als Entschädigung wurde dagegen den Mittelstaaten, nachdem wieder Frankreich stark darauf gedrungen hatte, die Mittheilnahme eines deutschen Bundesgesandten an der Londoner Conferenz zugesichert, die nun doch zu Stande kommen sollte.

Hatte die Bevölkerung von Schleswig, wetteifernd mit der von Holstein, durch ihre Versammlungen, Deputationen und Adressen unzweideutig dargethan, daß sie den Augustenburger allein für erbberechtigt halte und daß sie fest entschlossen sey, sich keinen unberechtigten Herrn octroyiren zu lassen, so glaubte auch der Sechsunddreißiger-Ausschuß in Frankfurt ein neues Lebenszeichen von sich geben und die öffentliche Meinung in Deutschland zum Besten der Schleswig-Holsteiner aufs neue elektrisiren zu sollen, forderte daher zu großen Volksversammlungen am Ostermontag (28. März) auf, die denn auch an vielen Orten gehalten wurden. Doch war die Begeisterung etwas abgeschwächt. Die Trennung des Reformvereins vom Nationalverein, welche nur das einseitige Vorgehen des letztern verschuldet hatte, wirkte nach. Auch mißbilligte man die Anmaßung, mit welcher der Sechsunddreißiger-Ausschuß den Fürsten drohte, und das wiederholte unzeitige Drängen nach Einberufung eines deutschen Parlamentes, welches jedenfalls nur ein Maul gehabt haben würde, um Oesterreich und Preußen zu beschimpfen, aber keinen Arm sie zu bezwingen, es

hätte sich denn des französischen Armes bedienen wollen. Im März machte der Herzog Ernst von Coburg eine Reise nach Paris, worüber wieder viel phantasirt wurde. Wahrscheinlich ist, daß Frankreich die englische Einladung zur Conferenz nicht eher annahm, bis es der Zulassung eines deutschen Bundestagsgesandten, welcher das Interesse der Mittelstaaten und das besondere der Elbherzogthümer selbst wahren sollte, versichert worden war, und bis sich England auch seinerseits herbeigelassen hatte, das Londoner Protokoll von 1852 nicht mehr als Basis der Unterhandlungen zu betrachten. Jetzt erst mußte Dänemark seinen trotzigen Nacken ein wenig beugen und sich in die Conferenz schicken. In diesem wichtigen Zeitpunkt gaben 40 Mitglieder der holsteinischen Ständeversammlung am 5. April von Kiel aus eine neue Erklärung ab, worin sie ausdrückliche Verwahrung einlegten gegen jeden künftigen Conferenzbeschluß, der etwa das gute Recht der Herzogthümer Schleswig-Holstein, ihrer Stände und ihres allein rechtmäßigen Herzogs Friedrich beeinträchtigen würde.

Unter den deutschen Mittelstaaten war bisher für die deutsche Sache Bayern am entschiedensten vorangegangen. Seit dem Tode des Königs und den Beschwichtigungen trat Sachsen energischer hervor und wurde der sächsische Minister, Herr von Beust, zum Vertreter des deutschen Bundes bei der Londoner Conferenz gewählt. Württemberg schloß sich Bayern und Sachsen ohne Rückhalt an. Am weitesten wollte Baden gehen, ohne daß seine Stimme durchschlug. Dagegen ersah man aus dem englischen Blaubuch (Acten und Correspondenzen, die dem Parlamente vorgelegt werden müssen), daß, obgleich Hannoveraner an der Besetzung Holsteins Theil hatten, die hannöversche Diplomatie heimlich mit England kokettirte und sogar am Londoner Protokoll festhalten zu wollen versicherte. Graf Platen, Minister des Aeußern in Hannover, in dessen Depeschen dergleichen zu lesen war, erklärte alles für ein Mißverständniß.

Unterdeß waren die drei Parallelen vor den Düppeler

Schanzen eröffnet und alles zum Sturme vorbereitet worden. Ein furchtbares Bombardement ging dem Sturm der Preußen voran, der am 18. April unter dem Commando des Prinzen Friedrich Karl mit bewundernswürdiger Tapferkeit und Schnelligkeit ausgeführt wurde. Die Dänen verloren binnen ein paar Stunden die berühmten Schanzen und ließen über 1000 Todte und Verwundete, 3200 Gefangene und 118 Geschütze in den Händen der Preußen zurück. Auf dänischer Seite wurde General Duplat, auf preußischer General Raven tödtlich verwundet. Der Gesammtverlust der Preußen belief sich auf 200 Todte und 8—900 Verwundete.

An diesem glorreichen Tage wurde der Ruhm des preußischen Heeres verjüngt. So rasch und unwiderstehlich hatten die Preußen einst unter Friedrich dem Großen und unter Blücher gesiegt. Eine freudige Bewegung ging durch ganz Deutschland. Der König von Preußen selbst verließ Berlin und erschien schon am 21. auf den erstürmten Schanzen, um der Armee zu danken und die Verwundeten zu trösten. Ueberall strömte das Volk herbei und Deputationen legten ihm das deutsche Recht persönlich ans Herz. Er antwortete tief bewegt: „Die Sache der Herzogthümer sey ihm heilig und preußisches Blut solle nicht umsonst vergossen seyn.“ Man bemerkte, der König habe nicht dem alten Marschall Wrangel, sondern dem Prinzen Friedrich Karl zuerst für den Sieg gedankt. Am 18. Mai wurde Wrangel in allen Ehren entlassen, mit dem Grafenstande und einem hohen österreichischen Orden belohnt, und Friedrich Karl zum Oberfeldherrn der Alliirten ernannt. Seltsamer Weise verlieh der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der gleich einigen andern deutschen Prinzen die Preußen in diesem dänischen Feldzug begleitete, sich selber den mecklenburgischen Militärverdienstorden, schon vor dem Sturme von Düppel.

Die dänische Flotte leistete in diesem Kriege bei weitem nicht so viel, als man von ihr erwartet oder gefürchtet hatte. Rolf Krake,

das Panzerschiff, von dem man so viel Rühmens machte, nahm nur schwachen Antheil am Düppeler Kampfe, die preußischen Zwölfpfünder jagten ihn bald zurück. Dagegen zeigte die junge preußische Marine eine unvergleichliche Keckheit. Am 25. April wurde bei der Insel Rügen eine große dänische Fregatte durch die Grille, ein preußisches Kanonenboot, welches nur zwei Kanonen führte, angegriffen und in die Flucht geschlagen, weil die Preußen viel besser schossen. Man erwartete damals das Erscheinen einer österreichischen Flotte in der Ostsee, um in Verbindung mit den preußischen Schiffen die dänische Flotte zu bekämpfen; jedoch sie blieb aus, weil sie zum Kriegszweck nicht unbedingt nöthig war und man England nicht noch mehr erbittern wollte, England, welches seine Drohungen und Schmähungen damals verdoppelte. Nur zwei österreichische Fregatten, Schwarzenberg und Radetzky, kamen bis Helgoland, um die Elbmündung von der dänischen Blokade zu befreien. Am 9. Mai sahen sie drei dänische Kriegsschiffe kommen, zwei Fregatten und eine Corvette, griffen dieselben sogleich an und kanonirten sich mit ihnen ein paar Stunden lang herum, unterstützt von dem preußischen Avisodampfer Adler, bis die stark beschädigten dänischen Schiffe entwichen, aber auch der Schwarzenberg, dessen Fokmast in Brand gerathen war, eine bedeutende Havarie und großen Verlust an Mannschaft erlitten hatte. Der Capitän des Schwarzenberg, Tegethoff, wurde wegen seiner Tapferkeit zum Admiral ernannt.

Unmittelbar nach dem Siege von Düppel wollten die Preußen die früher schon von ihnen angegriffene dänische Festung Fridericia belagern, fanden sie aber schon verlassen. Der preußische General Vogel von Falkenstein drang bis zur äußersten Nordspitze Jütlands vor. Die Bevölkerung grollte wohl, unterwarf sich aber.

Die Conferenz in London war unterdeß wirklich zu Stande gekommen. Es hatte Mühe gekostet, die Dänen durch England und England durch Frankreich so weit zu bringen, daß sie sich in Unter-

handlungen einließen, deren Basis schon nicht mehr das Londoner Protokoll von 1852 war. Nachdem die beiden deutschen Großmächte, obgleich sie die Sache allein durchfechten zu wollen schienen, einen Vertreter des deutschen Bundes bei der Conferenz zugelassen hatten, erließ Herr von Bismarck am 29. März ein Rundschreiben an die Mittelstaaten mit der dringenden Aufforderung, sie möchten auf der Conferenz mit Oesterreich und Preußen zusammen gehen, denn nur wenn alle drei deutschen Factoren einig seyen, vermöchten sie dem Ausland zu imponiren und das durchzusetzen, was das Interesse Deutschlands und der Herzogthümer erheische. In diesem Sinne wurde nun Herr von Beust auch wirklich instruirt, so daß demselben allgemeines Vertrauen entgegen kam. Die sächsische Kammer gab am 19. April eine klare und kräftige Erklärung ab, worin sie aus Anlaß der nahe bevorstehenden Conferenz im Namen der deutschen Stände und des deutschen Volks nochmals das deutsche Recht der Herzogthümer wahrte. An diese Erklärung schlossen sich bald nachher die meisten deutschen Ständeversammlungen an und sie wurde von mehr als tausend deutschen Kammermitgliedern unterzeichnet. Die Zuschriften, welche Herr von Beust aus diesen Kreisen erhielt, beantwortete derselbe aufs verbindlichste und versicherte wiederholt, er lege großen Werth auf solche öffentliche Erklärungen, weil sie dazu dienen würden, dem Auslande die Einmüthigkeit der deutschen Gesinnung darzulegen.

Die Conferenz wurde in London am 25. April durch den englischen Minister Russel eröffnet. Ihm stand Clarendon zur Seite. Frankreich wurde durch Latour d'Auvergne, Rußland durch v. Brunnow, Schweden durch den Grafen Wachtmeister, Oesterreich durch Graf Apponyi und von Biegeleben, Preußen durch Graf Bernstorff und von Balan, Dänemark durch von Quaade, Bille und Krieger vertreten. Weil aber Herr von Beust noch nicht angekommen war, wurde zum Aerger Englands durch die deutschen Großmächte und Frankreich jede

Berathung ausgesetzt, bis zum 25. April, an welchem Tage Herr von Beust in die Conferenz eintrat. Jetzt erst begannen die Verhandlungen, zogen sich aber in die Länge, weil Dänemark während der Waffenruhe zu Lande die Blokade zur See nicht aufgeben wollte. Trotz des Schlages von Düppel blieb Dänemark noch sehr trotzig, indem es immer noch auf England hoffte. England drohte damals so laut mit seiner Flotte, daß die Dänen in der That glauben konnten, es werde ihm endlich doch noch zu Hülfe kommen. Die englischen Minister setzten in ihrer üblen Laune allen Anstand aus den Augen. Lord Russel nahm eine Deputation aus Schleswig-Holstein nicht an. Sein Organ Daily News ärgerte sich darüber, daß der englische Prinz Alfred vom König von Preußen den schwarzen Adlerorden angenommen habe, „eine Decoration, die sich besser für die Henker von Düppel geeignet hätte." Dasselbe Blatt ärgerte sich, daß Herr von Beust zur Tafel der Königin Victoria eingeladen worden war. „Einen Mann, der sich durch sein unverschämtes Auftreten gegen unsere Regierung berühmt gemacht hat, sieht das englische Publikum nicht für geeignet an, um ein Gast des englischen Hofes zu werden." Dagegen stach das Betragen Frankreichs auffallend ab. Während der Pfingstfeiertage folgte Herr von Beust einer kaiserlichen Einladung nach Paris und wurde in den Tuilerien auf das zuvorkommendste empfangen. Dieses Einverständniß Frankreichs mit dem deutschen Bunde vermehrte den Aerger in England. England glaubte immer noch Deutschland wie bisher puffen und schulmeistern zu dürfen, und wollte uns ausdrücklich verbieten, Rendsburg zu einer Bundesfestung und Kiel zu einem Bundeshafen zu machen.

Weil Oesterreich, Preußen und der deutsche Bund in der Conferenz einig zusammenstanden, mußte Dänemark nachgeben und vorerst seine Blokade fallen lassen, so daß am 12. Mai ein Waffenstillstand auf einen Monat beschlossen werden konnte, während dessen jeder kriegführende Theil, was er hatte, behalten, die Blokade aber sistirt

werden sollte. Am 17. Mai erklärte Graf Bernstorff, Preußen erkenne das Londoner Protokoll nicht mehr an, verlange die gänzliche Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark und die Vereinigung beider Herzogthümer unter einem Herrn, wolle damit aber die Idee einer Personalunion der Herzogthümer und Dänemarks unter Christian IX. noch nicht von der Hand weisen. Obgleich dies nun für Dänemark das günstigste Ultimatum war, das ihm gestellt werden konnte, lehnten es die dänischen Bevollmächtigten dennoch ab und wollten am Londoner Protokoll festhalten. Weiter konnte dänisch-englischer Uebermuth nicht gehen. Am 28. Mai erklärte daher Graf Apponyi, Oesterreich verlange die Vereinigung Schleswig-Holsteins, dessen gänzliche Trennung von Dänemark und die Anerkennung des augustenburgischen Erbrechts. Dem schloßen sich Graf Bernstorff und von Beust an. Sobald nun England die Festigkeit der deutschen Mächte erkannte und da es niemals im Sinne gehabt hatte, einen Krieg gegen Deutschland zu wagen, gab es der Hauptforderung der deutschen Mächte nach und suchte nur noch den nördlichen Theil Schleswigs bei Dänemark zu erhalten, wogegen Lauenburg den Deutschen bleiben sollte. England hoffte bei diesem Vorschlag von Frankreich unterstützt zu werden, weil Napoleon III. ausdrücklich das Nationalitätenprincip vorangestellt und wiederholt verlangt hatte, die Bevölkerung Schleswigs selbst solle befragt werden. Auch schloß sich Frankreich wirklich dem Antrage Englands insofern an, als es dem dänisch redenden Nordschleswig freistellen wollte, bei Dänemark zu bleiben. Inzwischen hatte bereits in den Herzogthümern selbst eine große Volksversammlung von 50,000 Männern zu Rendsburg am 8. Mai die Untrennbarkeit von ganz Schleswig als altes Recht des Landes gefordert und die Nordschleswiger improvisirten, sobald sie von dem englischen Conferenzvorschlag erfuhren, sogleich eine besondere ausschließlich nordschleswigsche Volksversammlung zu Bögehoved, worin auch sie, obgleich jütisch redend, vom uralten Verbande mit dem deutschen Schleswig

nicht laſſen zu wollen erklärten. Die Conferenz nahm zwar von dieſen Demonſtrationen keine Notiz, konnte ſich aber auch über die Linie, durch welche Nord- und Südſchleswig getrennt werden ſollten, nicht einigen, indem die Dänen zu viel für ſich verlangten. Der Waffenſtillſtand ging zu Ende. Man verlängerte ihn noch um 14 Tage bis zum 26. Juni und ſtritt fort, ohne ſich über eine Theilungslinie verſtändigen zu können. Am 18. Juni ſchlug England noch vor, den Streit durch einen Schiedsrichter (den alten König Leopold von Belgien oder Napoleon III.) entſcheiden zu laſſen, aber Dänemark ging auch darauf nicht ein. Auch die deutſchen Großmächte wollten ſich durch keinen fremden Richterſpruch binden laſſen. Alſo mußte ſich die Conferenz am 25. Juni unverrichteter Dinge auflöſen.

In der letzten Sitzung machte der däniſche Bevollmächtigte, Herr von Quaade, dem engliſchen Miniſterium bittere Vorwürfe, daß es Dänemark immer gehetzt, ihm immer Hoffnungen gemacht, es zu einer Ueberſchätzung ſeiner Stellung verleitet und dann zuletzt ſchmählich im Stich gelaſſen habe. Clarendon wies die Beſchuldigung zurück, bewaffnete Hülfe ſey Dänemark niemals verſprochen worden und Dänemark ſelbſt habe oft genug die Rathſchläge und Warnungen Englands zurückgewieſen. Dieſe heftige Scene in der letzten Conferenzſitzung kam dem engliſchen Miniſterium inſofern zu ſtatten, als es, von Dänemark beleidigt, auch weniger Mitleid und Rückſicht gegen dasſelbe zu haben brauchte. Schon am 27. Juni erklärten Lord Ruſſel im Oberhauſe und Lord Palmerſton im Unterhauſe in langen Reden, daß die engliſche Regierung es ihrem Intereſſe nicht angemeſſen finde, ſich wegen Dänemark in einen Krieg zu ſtürzen. Ruſſel nahm zwar die Miene an, als ſey ganz England im hohen Grade entrüſtet über Oeſterreich und Preußen, „welche Dänemark von Anfang an mißhandelt und als Stärkere den Schwächern in ungerechter und tyranniſcher Weiſe unterdrückt hatten," allein auch er meinte, England habe ſich der Dänen wegen doch in keine Unkoſten zu ſetzen. Das Parla-

ment hörte dieſe miniſteriellen Erklärungen mit auffallender Ruhe und Zuſtimmung an. Im Grunde wußte jedermann, es ſey dem Parlament von Anfang an ſo wenig wie der Regierung, den Tories ſo wenig wie den Whigs Ernſt geweſen, den Dänen zu helfen. Man hatte nur umſomehr das Maul gebraucht, je weniger man die Hand rühren wollte. Man hatte auf die alte Uneinigkeit und Fügſamkeit Deutſchlands gerechnet, es mit bloßen Worten einſchüchtern wollen und ſah ſich getäuſcht. Im Ernſt dachte kein Engländer daran, den dem engliſchen Handelsintereſſe ſo nützlichen und unentbehrlichen Frieden mit Deutſchland zu brechen. So erklärt ſich die gelaſſene Haltung des Parlaments, nachdem es vorher ſo unnütz gegen Deutſchland gelärmt hatte, zur Genüge. Man glaubte übrigens, die Königin Victoria habe einigermaßen darauf eingewirkt durch die Feſtigkeit, mit welcher ſie den Miniſtern entgegen trat und durch die Drohung mit einer Auflöſung des Parlaments. In ſeiner üblen Laune hatte Lord Ruſſel im Parlament geſagt, man dürfe den Erklärungen der deutſchen Großmächte nicht trauen. Palmerſton übernahm es, ſein Bedauern über dieſe Unſchicklichkeit auszudrücken.

Während aller dieſer Vorgänge hatte Prinz Friedrich von Auguſtenburg ſchon am 16. April aufs neue dem bevorſtehenden Congreß gegenüber feierlich ſein Erbrecht gewahrt und im Juni reiste derſelbe nach Berlin und nahm beſondere Rückſprache mit Herrn von Bismarck, die jedoch unbefriedigend ausfiel, weil, wie man damals wenigſtens glaubte, der Prinz ohne Zuſtimmung des deutſchen Bundes und der Stände in den Herzogthümern ſich nicht befugt erachtete, beſtimmte Conceſſionen an Preußen zu machen. Außer dem Bericht des Herrn von der Pfordten am Bundestage waren noch mehrere ſtaatsrechtliche Erörterungen zu Gunſten der auguſtenburgiſchen Erbfolge erſchienen. Den meiſten Ruf erlangte die des Herrn Warnſtedt in Göttingen. Die juriſtiſchen Facultäten an faſt allen deutſchen Univerſitäten gaben Rechtsgutachten ab, welche dem Herrn von Warnſtedt

Kürzeren gezogen und nur mit großer Anstrengung eben erst wieder die Insurrection in Polen unterdrücken müssen. Frankreich hatte ihm im Krimkriege am wehesten gethan, hegte Sympathien für Polen und agitirte in Rumänien und Konstantinopel gegen die russische Politik. Jetzt schien es sich auch in die dänische Frage einmischen zu wollen. Der Augustenburger hatte sich an Napoleon III. gewandt, Herr von Beust, der Vertreter der Mittelstaaten, hoffte auf seine Verwendung. Ja er war sogar auf der Londoner Conferenz zum Schiedsrichter vorgeschlagen worden. Um nun Frankreich zu demüthigen, blieb Rußland nichts übrig, als sich an Oesterreich und Preußen anzuschließen und denselben in der dänischen Frage Concessionen zu machen. Obgleich es in London bis zum letzten Augenblicke den hartnäckigen Widerstand der Dänen unterstützte, glaubte man doch, es habe schon vorher seinen Entschluß gefaßt, sich mit den deutschen Großmächten in gutes Einvernehmen zu setzen. Unter den Acten, welche dem dänischen Reichsrath vorgelegt wurden, befanden sich auch die Depeschen des dänischen Gesandten in St. Petersburg, wonach Fürst Gortschakof die Schleylinie als Grenze festhielt, und der russische Gesandte bei der Londoner Conferenz machte England ernste Vorstellungen, es solle eine Flotte in die Ostsee schicken, um mit Rußland gemeinsam Dänemark zu schützen. Aber England traute dem russischen Eifer nicht.

Die dänische Presse tobte gegen England, daß es die Dänen so lange gehetzt habe und ihnen jetzt nicht helfe. Das nahm England übel und drohte. Die Londoner Conferenz kam zu keinem Ergebniß, weil keine auswärtige Macht gegen das diesmal vereinigte Deutschland feindlich vorschreiten wollte. Sie löste sich auf und unmittelbar nachher, am 26. Juni, griff der energische Prinz Friedrich Karl, nach dem Abgang des alten Wrangel, Oberbefehlshaber der alliirten Armee, die Dänen wieder an, die immer noch nicht hatten nachgeben wollen.

Die Dänen hatten eine feste Stellung auf der Insel Alsen genommen. Am 29. Juni aber wurden sie von den Preußen, die noch vor Sonnenaufgang auf Kähnen hinüberfuhren, blitzschnell angegriffen, getödtet, gefangen, der Rest zur eilenden Flucht getrieben. Nun erst bequemte sich Dänemark, um einen Frieden zu bitten, der in Wien unterhandelt wurde. Die siegreichen Preußen und Oesterreicher nahmen ganz Schleswig und die dazu gehörigen Inseln ein.

Die russische Intrigue, die so plötzlich den Oldenburger dem Augustenburger vorschob, wurde in Deutschland als Demonstration gegen den Nationalverein und als ein Versuch aufgefaßt, die russische Vormundschaft über Deutschland zu erneuern. In England und Frankreich aber wurde das plötzliche Erscheinen des russischen Kaisers, den Fürst Gortschakof und eine zahlreiche diplomatische Kanzlei nach Kissingen begleiteten, noch anders aufgefaßt. England hatte kurz vorher den Jubelempfang Garibaldis zu London in Scene gesetzt. Nichts mußte ihm willkommner seyn, als die Völker des mittlern und westlichen Europas durch das Gespenst einer neuen heiligen Allianz erschrecken zu können. Es durfte namentlich hoffen, Frankreich wieder an sich zu fesseln und die westmächtliche Allianz herzustellen, wenn es Frankreich mit einer neuen Coalition der drei nordischen Mächte bedrohen könnte. Nun erschienen vom 2. Juli an in der Morning Post, dem Organ Palmerstons, eine Reihe von russischen, preußischen und österreichischen Depeschen, welche die Thatsache einer neuen engen Allianz der drei nordischen Mächte constatiren sollten, aber sämmtlich gefälscht waren. Die drei Mächte constatirten auch sogleich die Fälschung und erklärten auf das bestimmteste, niemals Verabredungen der bezeichneten Art gepflogen zu haben. Dennoch war man in Frankreich sehr argwöhnisch und die inspirirte Pariser Presse äußerte sich dahin, daß, wenn auch die Dokumente nicht echt seyen, ihnen nichtsdestoweniger eine gewisse Wahrscheinlichkeit inwohne. Im August wurden französische Depeschen an Dänemark durch eine Indiscretion des däni-

schen Reichsraths, der sie vom Ministerium zur Einsicht erhalten hatte, veröffentlicht, worin sich die Besorgniß Frankreichs vor einer neuen Coalition sehr deutlich aussprach, und womit zugleich entschuldigt wurde, daß Frankreich den Dänen keine bessere Hülfe leisten könnte.

In dem Augenblick, in welchem sich Napoleon III. bedroht sah, traf er Maßregeln der Abwehr. Die wenn auch abgeleugnete, doch mögliche Allianz der großen Mächte im Osten machte alle die kleinen Staaten, die zwischen ihnen und Frankreich lagen, zu seinen natürlichen Verbündeten und Schützlingen. Schweden schien von Rußland, Italien von Oesterreich, das kleine Staatenconglomerat im deutschen Bunde von preußischer Hegemonie oder großmächtlicher Dictatur bedroht. Polen hatte sich eben erst gegen Rußland erhoben, Ungarn war noch unversöhnt mit Oesterreich, in Preußen stand dem Ministerium eine compacte liberale Opposition entgegen. Mit all diesen Elementen glaubte nun der französische Kaiser sich nöthigenfalls verstärken zu sollen, wenn aus der Coalition eine Wahrheit würde. Daher seine Freundlichkeit gegen Herrn von Beust als den eifrigsten Vorkämpfer der deutschen Mittelstaaten gegen die deutschen Großstaaten. Daher seine moralische Unterstützung der Coburger und Kieler Politik.

Dänemark wurde übrigens durch England und Rußland einigermaßen getröstet. Nicht nur der Prinz und die Prinzessin von Wales, sondern auch der Großfürst Nikolaus kamen nach Kopenhagen und der letztere verlobte sich mit der dänischen Prinzessin Dagmar.

Im Sommer fanden persönliche Zusammenkünfte unter den europäischen Monarchen statt. Am 22. Juni kam der König von Preußen mit dem Kaiser von Oesterreich in Karlsbad zusammen und man bemerkte, daß ihre Minister, Herr von Bismarck und Graf Rechberg, eine längere Strecke auf der Eisenbahn in demselben Waggon fuhren und sich auf das freundschaftlichste mit einander unterhielten. Das nächste Ergebniß der neu befestigten Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen war am 8. Juli die gemeinschaftliche Erklärung dieser beiden

Mächte, daß ſie allein, ohne Zuziehung des deutſchen Bundes, mit Dänemark Frieden ſchließen würden, weil auch nur ſie allein den Krieg geführt hätten, und daß ſie gemeinſchaftlich die Herzogthümer beſetzt halten würden, bis die Erbfolgefrage entſchieden ſeyn würde. In dieſer Erklärung war das Erbfolgerecht des Auguſtenburgers nicht mehr betont, wie bei der mißlungenen Conferenz in London. Der Bundestag ließ ebenfalls ſeine früheren Sympathien für den Auguſtenburger fallen und forderte den Oldenburger auf, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Nur die bayriſche Stimme erklärte, ſie halte am Auguſtenburger feſt. Um dieſelbe Zeit, Ende Juli, kam der alte König Leopold von Belgien mit Napoleon III. im Bade Vichy zuſammen, wovon viel geredet wurde, ohne daß man ein Ergebniß erfuhr.

Das neue däniſche Miniſterium beeilte ſich, um Frieden zu bitten, wozu Oeſterreich und Preußen auch gern bereit waren. Vom 18—31. Juli ſollte Waffenruhe ſeyn, und am 26. Juli wurde die Friedensconferenz in Wien eröffnet. Auch Herr von Bismarck begab ſich dahin. Die Verhandlungen zogen ſich in die Länge, da ſich die Dänen in ihren Conceſſionen wieder ſehr zähe zeigten. Sie hofften nämlich, es könne bei dem Mißtrauen Frankreichs und durch die ruſſiſchen Recognoscirungen zu einem großen europäiſchen Conflicte kommen, den Dänemark abwarten müſſe, um günſtigere Chancen zu erlangen. So mußte denn der Waffenſtillſtand verlängert werden und da der Conflict ausblieb, bequemten ſich die Dänen endlich am 1. Auguſt zum Abſchluß der Friedenspräliminarien, in welchen beſchloſſen wurde: 1) Dänemark tritt die Herzogthümer an Oeſterreich und Preußen ab, 2) die Grenze wird genauer regulirt, 3) die Staatsſchulden werden nach dem Maße der Bevölkerung vertheilt, 4) die Kriegskoſten tragen die Herzogthümer.

Der ſächſiſche Miniſter, Herr v. Beuſt, kündigte am 12. Auguſt beim Bundestage die Anfrage an: Mit welchem Rechte ſich Oeſterreich und Preußen Länder abtreten laſſen von einem Könige, dem

ſie gar nicht gehören und den der Bund nicht anerkannt habe? Dieſe ſeine Aeußerung wurde mit großer Indignation von den kriegführenden Mächten zurückgewieſen und der Bund gab ihr auch keine Folge.

Von einem definitiven Friedensabſchluß war übrigens noch nicht die Rede. Die Auseinanderſetzung der verwickelten Finanzfragen erforderte noch viele Zeit. Dänemark wollte den Herzogthümern ſo viele Geldlaſten als möglich zuſchieben, um ſich ſelbſt zu erleichtern, und wartete auch noch immer auf den möglichen Ausbruch eines großen europäiſchen Conflictes, welcher den ganzen Friedensſchluß in Frage ſtellen und den Dänen neue Vortheile hätte zuwenden können. Indeſſen blieben Oeſterreich und Preußen einig und gegen ihre vereinigte Macht würde kein Staat in Europa einen Angriff gewagt haben.

Am 20. Auguſt kam der König von Preußen nach Wien und wurde vom Kaiſer in Schönbrunn auf das herzlichſte empfangen. Beide Monarchen umarmten ſich. Ein rieſenhafter preußiſcher Adler ſchmückte die Ehrenpforte. Die Muſik ſpielte die preußiſche Nationalhymne und der unermeßliche Volksjubel bezeugte, welch hohen Werth die Bevölkerung Wiens, wie jeder gute Deutſche, auf die Einigkeit der beiden deutſchen Großmächte legte. Die Parole dieſes Tages war: Kein Olmütz, kein Villafranca mehr! Oeſterreichiſcherſeits wurde dieſe gute Gelegenheit benutzt, um den dort ſo lange und ſehnlich gewünſchten Anſchluß an den deutſchen Zollverein anzubahnen, und Preußen war auch nicht abgeneigt, wenigſtens die Möglichkeit eines ſolchen Anſchluſſes zu erwägen, zu welchem Zwecke eine Zollconferenz in Prag anberaumt wurde. Abermals ein Anlauf, um das Unmögliche möglich zu machen. Preußen konnte ſicher darauf rechnen, daß die Mittelſtaaten als ſeine Zollvereinsgenoſſen niemals in den Anſchluß Oeſterreichs an den Zollverein willigen würden, weil das Finanzſyſtem Oeſterreichs und das Verhältniß ſeiner der Mehrheit nach

halbbarbarischen Bevölkerungen zu denen der Zollvereinstaaten es aus materiellen Gründen nicht zuließ.

Inzwischen schien ein fernes Ungewitter im Westen aufzusteigen und Oesterreich zu bedrohen. Lord Clarendon kam von London nach Wien, um, wie es hieß, dringend vom Anschluß Oesterreichs an die nordischen Mächte und von der damals gefürchteten Coalition abzumahnen. Aber schon am 15. September schloß Napoleon III. mit Victor Emanuel einen neuen Vertrag ab, in welchem er sich verpflichtete, binnen zwei Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen. Das kam einer neuen engern Allianz zwischen Frankreich und Italien gleich, mithin einer Drohung, zunächst gegen Oesterreich. Unmittelbar darauf aber sah man freundliche Begegnungen der preußischen und russischen Machthaber mit der französischen Kaiserin Eugenie, die in das nassauische Bad Schwalbach gekommen war. Der König von Preußen ging von Bad Gastein nach Wien, dann nach Baden-Baden und besuchte von hier aus die französische Kaiserin in Schwalbach, am 11. September. Der Kaiser von Rußland mit Gemahlin begab sich nach Darmstadt zu seinen Verwandten und besuchte die Kaiserin Eugenie ebenfalls, am 21. September. Seine Gemahlin blieb in Darmstadt und es fiel auf, daß die Kaiserin Eugenie bei ihrer Rückkehr nach Frankreich diese Stadt vermied. Der russische Kaiser empfing am 14. October in Darmstadt noch einen Besuch des Königs von Preußen und reiste nachher mit Gemahlin über Lyon nach Nizza. Dorthin begab sich auch Napoleon III. und hatte am 27. October eine Conferenz mit dem russischen Kaiser, ohne günstigen Erfolg, wie man glaubte.

Im October reiste Herr v. Bismarck in das Seebad nach Biarritz und kam am Schlusse des Monats nach Paris. Kurz vorher war Benedetti, ein alter Feind Oesterreichs, zum französischen Gesandten in Berlin ernannt worden. Zugleich scheiterte die Prager Zollconferenz, denn die Mittelstaaten, die dem Handelsvertrag Preußens mit Frank-

reich nicht eher hatten beitreten wollen, bis Oesterreich in den deutschen Zollverein aufgenommen würde, sahen sich in die Alternative versetzt, entweder aus dem bisherigen Zollverein auszutreten, was mit unberechenbaren Nachtheilen für sie verbunden war, oder Oesterreich im Stich zu lassen. Sie wählten das letztere und somit errang die preußische Politik einen glänzenden Sieg über die österreichische, während sie beide als alliirt gegen Dänemark innig verbunden erschienen.

Alle diese Vorgänge finden ihre Erklärung in der Abneigung Oesterreichs, auf die preußischen Forderungen in Schleswig-Holstein einzugehen. Napoleon III. benutzte natürlicherweise diese Spannung zwischen den deutschen Großstaaten, um wo möglich ihre Allianz zu sprengen, und ermunterte Preußen, die Elbherzogthümer zu annectiren mit Ausnahme des dänisch redenden Nordschleswig, welches er nach dem Nationalitätenprincip Dänemark zurückgegeben wünschte. Es gelang ihm indeß nicht, Preußen zu gewinnen, wobei ihm ohne Zweifel sowohl die Sendung des Lord Clarendon, als die Haltung Alexanders II. in Nizza hinderlich war.

Die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen hatte in dem Augenblicke wieder begonnen, in welchem ihre vereinigten Waffen in Dänemark gesiegt hatten. Bei der Eroberung der Elbherzogthümer einig, kamen sie in neuen Conflict, als es sich darum handelte, was mit den Herzogthümern anzufangen sey. Die Mittelstaaten drängten Oesterreich, sich für den Augustenburger zu entscheiden, und Oesterreich, dem die Elbherzogthümer zu ferne lagen, als daß es dort für sich einen Besitzstand hätte gründen wollen, war geneigt, dem Wunsche der Mittelstaaten zu entsprechen. Ein Kleinstaat mehr im Norden mußte auch ein weiterer Bundesgenosse Oesterreichs gegen Preußen werden. Der Augustenburger hatte bereits ein so gehässiges Betragen gegen Preußen eingehalten, daß alle Feinde Preußens darauf rechnen konnten, er werde auf ihrer Seite stehen. Bekam er die Herzogthümer, so konnte er auf die Unterstützung der Seemächte zählen, die

das Aufkommen einer deutſchen Marine zu verhindern wünſchten. Die Flensburger Fiſcher hatten bereits erklärt, wenn ſie nicht mehr unter däniſcher Flagge fahren könnten, würden ſie lieber unter der preußiſchen fahren, als unter der auguſtenburgiſchen, denn jene würde mehr Achtung genießen und ihnen mehr Sicherheit gewähren. Damit wurde die Sachlage richtig bezeichnet. Unter Preußen mußten die Elbherzogthümer ein Bollwerk Deutſchlands, unter dem Auguſtenburger konnten ſie nur wieder eine ſchwache Seite Deutſchlands werden. Als integrirender Theil des preußiſchen Großſtaats konnten ſie für die deutſche Marine bedeutend werden, nicht aber als ein Kleinſtaat, deſſen Fürſt aus Haß gegen Preußen immer däniſche, engliſche und ruſſiſche Hülfe anſprechen würde.

Wenn gerade dieſer Umſtand Oeſterreich abhielt, Preußen Conceſſionen machen zu wollen, weil ihm das deutſche Nationalintereſſe gleichgültig war und es in Preußen nur ſeinen Rivalen ſah, ſo hätten doch die Mittelſtaaten und die Fortſchrittspartei, die immer für die deutſche Sache begeiſtert zu ſeyn affectirten, nicht verkennen ſollen, Preußen allein könne die Elbherzogthümer fortan im deutſchen Intereſſe mit ſtarker Hand gegen das Ausland beſchützen und dieſe ſchönen Provinzen für die deutſche Marine nutzbar machen. Das wurde aber vom Partikularismus und von der Fortſchrittspartei blind verkannt. Die letztere ging in ihrer unverſtändigen Wuth ſo weit, in die Bevölkerung von Holſtein und Schleswig die Parole auszuwerfen: lieber däniſch, als preußiſch!

Preußen machte, wie billig, Anſpruch auf den Dank des Bundes und des deutſchen Volks, der ihm nicht paſſender und würdiger gewährt werden konnte, als wenn man ihm die Elbherzogthümer überließ, um dadurch mit ſeiner eigenen Macht die von ganz Deutſchland zu ſtärken. Es brauchte dort nicht die Souveränetät zu erwerben, nur den militäriſchen und maritimen Oberbefehl. Aber weder Oeſterreich, noch die Regierungen der Mittelſtaaten, noch die Fortſchritts-

partei wollten ihm so viel gönnen. Da indeß Frankreich, England und Rußland sich zu keiner gemeinschaftlichen Politik in Bezug auf Deutschland vereinigen konnten und Oesterreich den Mittelstaaten nicht traute, zog es doch vor, sich mit Preußen auszugleichen.

So wurde nun am 30. October von Seite Oesterreichs und Preußens der Wiener Frieden mit Dänemark abgeschlossen. Darin trat Christian IX. Schleswig, Holstein und Lauenburg an Oesterreich und Preußen ab, welche frei darüber sollten verfügen können. Die Nordgrenze Schleswigs wurde berichtigt, die Kriegskosten sowie 29 Millionen Thaler der dänischen Staatsschuld (die im Ganzen zu 96 Millionen berechnet war) wurde den Herzogthümern aufgelegt. Gegenseitige Amnestie und in Bezug auf Handel und Schifffahrt gegenseitige Begünstigung gleich den bisher am meisten begünstigten Staaten wurde zugesichert. Da in dem Frieden das Erbrecht Christians IX. anerkannt war, weil er sonst kein Recht gehabt hätte, die Herzogthümer abzutreten, beeilten sich der Augustenburger und der Oldenburger beim Bundestage zu reclamiren und Ritterschaft und Landschaft von Lauenburg baten, dem Königreich Preußen einverleibt zu werden. Man ließ aber diese Fragen noch unentschieden, wie denn die Rechtsfrage überhaupt der Machtfrage untergeordnet blieb. Unmittelbar vor dem Wiener Frieden trat Graf Rechberg zurück und überließ seinen wichtigen Posten in Wien dem Grafen von Mensdorff-Pouilly, der anfangs noch das gute Einvernehmen mit Preußen fortsetzen zu wollen schien.

In Holstein standen noch die Bundestruppen, Sachsen und Hannoveraner. Oesterreich und Preußen trugen am 1. Dezember beim Bundestage darauf an, sie zu entfernen, weil das Object der Bundesexecution nicht mehr bestehe. Es geschah unter den heftigsten, jedoch ohnmächtigen Wuthausbrüchen der preußenfeindlichen Presse, denn daß Preußen seine Eroberung festhalten würde, daran konnten Freund und Feind nicht zweifeln. Weil aber damals Oesterreich noch

mit Preußen zusammen ging, konnten die Mittelstaaten nichts erreichen, was ihrem Wunsche, das Bundesrecht gegen das einseitige Vorgreifen der beiden Großmächte zu schützen, entsprochen hätte.

Am 22. Februar 1865 formulirte Preußen seine Forderungen in folgenden Punkten. 1) Preußische Truppen bleiben in den Herzogthümern, deren Wehrkraft zu Wasser und zu Lande mit Ausnahme eines Bundescontingents Preußen zur Verfügung steht; 2) Rendsburg wird Bundesfestung; 3) der Kieler Hafen, die den Alsener Canal beherrschenden Plätze und die Ufer des künftigen Nordostseecanals kommen in preußischen Besitz; 4) die Herzogthümer schließen sich dem Zollverein an; 5) Post und Telegraphen werden preußisch. Diese sehr billigen Forderungen, deren Befriedigung dem Gesammtinteresse Deutschlands diente, weil nur ein starkes Preußen unsern Norden schützen kann, wurden von Oesterreich abgelehnt. Hier dachte Graf Mensdorff schon wieder auf eine Frontveränderung der österreichischen Politik, die sich kein Jahr mehr gleich zu bleiben vermochte. Dadurch ermuthigt, trugen am 27. März Bayern, Sachsen und Darmstadt am Bundestage darauf an, der Augustenburger solle sofort in die Verwaltung der Herzogthümer eingesetzt werden. Oesterreich stimmte zu, Preußen nicht. Der Antrag wurde mit neun gegen sechs Stimmen angenommen, man gab ihm aber keine Folge, sondern setzte die Unterhandlungen fort. Oesterreich wollte Preußen nur den Kieler Hafen, die Besetzung Rendsburgs, die Oberaufsicht über den Canal und den Anschluß der Herzogthümer an den Zollverein zugestehen, nicht aber das militärische und maritime Commando, die Rekrutirung und Matrosenpresse. So stritt man sich fort, ohne daß es zu einem Bruche kam, der aber voraussichtlich doch einmal erfolgen mußte, wenn man fortfuhr, zum größten Nachtheil der deutschen Nationalinteressen, Preußen aus den Elbherzogthümern wieder verdrängen zu wollen. Als im April 1865 die vor Danzig stationirte preußische Flotte nach Kiel verlegt werden sollte, protestirte Oesterreich.

Im Anfang Juni erklärte Preußen, ſeine Forderungen ſeyen gerecht und mäßig, ſie bezweckten nur die Verſtärkung Deutſchlands, des deutſchen Wehrſyſtems, der deutſchen Flotte, des deutſchen Handels, identificirten in unwiderleglicher Weiſe das deutſche mit dem preußiſchen Intereſſe und verlangen nicht einmal eine Annexion, ſondern laſſen dem Prinzen von Auguſtenburg ſein Erbrecht offen; wenn man aber Preußen dieſe billigen und nothwendigen Forderungen nicht bewilligen wolle, werde es vielleicht gezwungen werden, mehr zu fordern.

Sechstes Buch.

Das Treiben zum Kriege.

Oesterreich benutzte mit vieler Verschlagenheit die Mittelstaaten und die Partei des Augustenburgers, um seinen preußischen Bundesgenossen in der öffentlichen Meinung zu discreditiren und insbesondere den energischen Grafen von Bismarck unpopulär zu machen. Die deutsche Presse log sich in einen Haß gegen Preußen hinein, der in keiner Weise natürlich war, da sie nur particularistisches Interesse vertrat, während das große deutsche Nationalinteresse ohne Zweifel von dem so tief verhaßten Bismarck vertreten wurde.

Zu den schlimmsten Feinden Preußens in der schleswig-holsteinischen Frage gehörte das Abgeordnetenhaus in Berlin. Der König eröffnete die Kammern am 14. Januar 1865 in Person und bat um ihre Unterstützung seiner eben so gut deutschen, als preußischen Politik. Aber Grabow, Präsident des Abgeordnetenhauses, hatte bei seiner Antrittsrede kein Wort des Dankes für die Armee und für das

energiſche Miniſterium, ſondern überhäufte das letztere mit Vorwürfen, weil es einige wenige Beamte verſetzt hatte, die mit der Fortſchrittspartei gegen die Krone wühlten, und weil auch einige extreme Fälle von Preßfrechheit beſtraft worden waren. Das Haus brüllte ihm wie gewöhnlich Beifall zu und eine lächerliche Deputation aus Köln brachte ihm eine ſilberne Bürgerkrone. Graf Eulenburg ſtellte ihn wegen ſeiner Parteilichkeit zur Rede und Reichensperger bemerkte ſehr richtig, die Fortſchrittspartei allein hemme das gedeihliche Zuſammenwirken des Volks mit der Regierung und ſey doch nur von einer Minderheit im Volke gewählt, wenn ſie auch durch ihre Manöver die Mehrheit im Hauſe erlangt hätte. Aber die Fortſchrittspartei wies höhniſch jede Vermittlung ab. Die Koſten für die Organiſation der Armee wie für den Krieg wurden verweigert und ein Budget konnte abermals nicht zu Stande kommen.

Auf der andern Seite war die conſervative Partei unzufrieden, daß die Regierung mit dem wilden Abgeordnetenhauſe überhaupt ſo viele Umſtände mache. Wie die Mehrheit dieſes Hauſes das preußiſche und das deutſche Geſammtintereſſe ihrer Parteidoctrin opferte, ſo dachten viele der ſog. Feudalpartei auch nur an ihre Parteidoctrin und opferten derſelben das große nationale Intereſſe auf, indem ſie nur immer eine Allianz der Fürſten gegen die Fortſchrittspartei erzielten und die nationale Aufgabe Preußens mißkannten. Ueber dieſes Verhältniß der Partei zur Krone geben die ſchon etwas älteren Briefe des Grafen Bismarck, die jetzt erſt veröffentlicht worden ſind, den beſten Aufſchluß. *)

*) Während die abſcheulichſten Verleumdungen in der deutſchen Preſſe den Grafen Bismarck überſchütteten, wurde er von der Kreuzzeitung nicht unterſtützt. In einem nunmehr gedruckten Briefe vom 22. Auguſt 1860 ſchrieb er: „Ich ſollte ruſſiſch-franzöſiſche Zumuthungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondirung im Innern unterſtützt haben. Ich zahle demjenigen tauſend Friedrichsd'or, der mir nachweiſen kann, daß

Was insbesondere die Elbherzogthümer anlangt, so sollte die preußische Regierung zwar alles für dieselben gethan haben, aber keinen Dank noch Lohn ansprechen, noch sollte geschehen dürfen, was

---

dergleichen Anerbietungen jemals zu meiner Kenntniß gebracht seyen. Ich habe nie etwas anderes gerathen, als uns auf die eigene und für den Fall des Kriegs von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen. Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Theil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift. Wenn ich ein österreichischer Staatsmann oder österreichischer Reaktionär wie der Herzog von Meiningen wäre, so würde unsere Kreuzzeitung mich so gut in Schutz genommen haben, wie letztern; die Lügenhaftigkeit jener Verdächtigungen ist keinem unserer politischen Freunde unbekannt. Da ich aber nur ein alter Parteigenosse bin, der obenein das Unglück hat, über manche ihm genau bekannte Dinge eigene Ansichten zu haben, so läßt man mich nach Herzenslust begeifern. Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager. Mir ist es recht, man soll sich nicht auf Menschen verlassen und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach Innen zieht."

In einem Briefe vom 18. September 1861 tadelt er die conservative Partei in Preußen, daß sie die schlimmsten Feinde Preußens in Schutz nehme. „Dieses System der Solidarität der conservativen Interessen aller Länder ist eine gefährliche Fiction, so lange nicht die vollste, ehrlichste Gegenseitigkeit in aller Herrn Länder obwaltet. Isolirt von Preußen durchgeführt wird es zur Don Quixoterie, welche unsern König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der eigensten Aufgabe. Wir kommen dahin, den ganz unhistorischen gott- und rechtslosen Souveränetätsschwindel der deutschen Fürsten zum Schooßkind der conservativen Partei Preußens zu machen, und begeistern uns für die von Napoleon geschaffenen, von Metternich sanctionirten kleinstaatlichen Souveränetäten bis zur Blindheit gegen alle Gefahren, mit denen Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht ist, so lange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht. Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung am Bunde oder in einem Zoll- und Vereinsparlament so zimperlich zurückschrecken."

dieſe Eroberung allein für das deutſche Geſammtintereſſe ausgiebig machen würde *). Denn die Fortſchrittspartei alliirte ſich dem Grafen Bismarck gegenüber mit dem Particularismus der Mittelſtaaten, und die Feudalpartei hielt immer noch zu Oeſterreich.

Obgleich im Abgeordnetenhaus Männer genug ſaßen, welche gern Schleswig-Holſtein, ja noch weit mehr annectirt hätten, ſo verleugneten ſie doch dieſe Geſinnung, um dem Miniſterium Bismarck nicht Recht geben zu müſſen. Dem Haſſe gegen dieſes Miniſterium opferten ſie unbedenklich preußiſches Recht und Intereſſe auf. Die Mehrheit dieſes preußiſchen Hauſes, anſtatt die ihr verwandten liberalen Elemente im übrigen Deutſchland, namentlich in Kiel und im ſog. Deutſchen Nationalverein nach ſich zu ziehen, ordnete ſich vielmehr dem erbärmlichſten kleinſtaatlichen Parlamentarismus unter. Herr von Bismarck verfehlte nicht, der Mehrheit des Hauſes dieſe Politik vorzuwerfen. Er habe alles gethan, was im großen Intereſſe nicht nur Preußens, ſondern Geſammtdeutſchlands liege, aber das Haus, das ihn dabei hätte unterſtützen ſollen, habe ihm Schritt vor Schritt Hinderniſſe in den Weg gelegt, ihm die Mittel zur energiſchen Verfechtung des preußiſchen Intereſſes verweigert, ihn täglich verleumdet, ihm das Widerſinnigſte aufgebürdet und immer nur Schlechtes von ihm vorausgeſagt, was nachher niemals eingetroffen ſey. Als er Dänemark den Krieg erklärte, habe das Haus ihm die Mittel verſagt und ausgeſchrieen, er wolle nur den Dänen helfen und die deutſche Bewegung unterdrücken. Als die Herzogthümer hauptſächlich mit preußiſchem Blut erobert worden ſeyen, als Dänemark nicht nur Holſtein, ſondern auch Schleswig, was der deutſche Bund vorher

*) Aus einem Schreiben des Grafen Bismarck vom 16. Mai 1864: „Die Herzogthümer haben ſich bisher an die Rolle des Geburtstagskindes in der deutſchen Familie und an den Gedanken gewöhnt, daß wir uns auf dem Altar ihres Particularismus willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutſchen im Norden Schleswigs die Exiſtenz Preußens einzuſetzen haben."

gar nicht einmal in Aussicht genommen hatte, abgetreten hatte, auch dann noch wollte das Haus nicht einmal die Kriegskosten bewilligen und wetteiferte mit Preußens Feinden, seine gerechten Forderungen an die Herzogthümer auf nichts herabzudrücken, den preußischen Truppen ihre Stellung in den Herzogthümern zu verleiden, den preußischen Namen unpopulär zu machen. Auf diese gerechten Beschwerden des Ministers, vornämlich in der Sitzung vom 13. Juni 1865, antwortete die Mehrheit des Hauses nur mit Hohn. Schultze-Delitzsch sagte, der Patriotismus seiner Partei sey nur latent und werde schon wieder zum Vorschein kommen, wenn erst das Ministerium Bismarck gestürzt wäre.

Ein Antrag des Abg. von Bonin sollte eine Ausgleichung anbahnen, weil er aber die Armeereorganisation anerkannte, nur eine geringe Verminderung der Armee verlangte und die Landwehrfrage nicht im Sinne der Mehrheit erledigen wollte, auch der Kriegsminister selbst sich nur mit Zurückhaltung darüber äußerte, verwarf ihn das Abgeordnetenhaus. Der Berichterstatter Gneist schloß am 5. Mai seine Rede mit folgenden Worten: „Der Kriegsminister ist nicht nur ein politischer, er ist auch ein religiöser Mann und deshalb wird er mir glauben, daß die Reorganisation mit dem Kainszeichen des Eidbruchs an der Stirn keine dauernde Institution des Landes werden wird, wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gibt.“ Der Kriegsminister antwortete: „Wenn der Referent sich erlaubt hat, gegen mich in einer parlamentarisch unerhörten Weise persönlich zu werden, so muß ich staunen, daß kein Ordnungsruf erfolgt ist. Aber ich muß bemerken, daß die Worte des Herrn Referenten das Zeichen der Ueberhebung und Unverschämtheit an der Stirne tragen.“ Der grade präsidirende Vicepräsident von Unruh hielt nicht für nöthig, einen Ordnungsruf ergehen zu lassen, „so lange er nicht zu erkennen vermöge, daß die Reorganisation neben der beschworenen Verfassung aufrecht erhalten werden könne. Wenn der Referent gefehlt, so habe der Kriegsminister

die Grenzen des parlamentarischen Gebrauchs so weit überschritten, daß er befürchte, ihn künftig nicht schützen zu können." Gneist erklärte, er habe den Kriegsminister nicht persönlich beleidigen wollen, er habe nur nicht voraussetzen können, daß der Kriegsminister, wenn er von der Verfassungswidrigkeit der Reorganisation überzeugt sey, an ihre Zukunft glauben könne. Hierauf nahm der Kriegsminister „seine durch das Verhalten des Vicepräsidenten, der ihn nicht geschützt, provocirte Aeußerung zurück."

Die Mäßigung des Ministeriums wurde von der Kammer nicht getheilt, die Sprache der letztern wurde vielmehr immer leidenschaftlicher. Als die Mehrheit des Abgeordnetenhauses am 30. Mai auch die Marinevorlage verwarf und der Regierung für die Flotte keinen Heller bewilligte, erinnerte Herr von Bismarck an den Eifer, mit welchem von derselben Seite her früher auf Verstärkung der Marine gedrungen worden sey. Professor Virchow aber antwortete: „Die Vorlage war gar nicht ernsthaft gemeint, sondern nur ein Scheinmanöver. Es ist eine Umkehr der Wahrheit, zu sagen, die Comission habe kein Interesse für die Marine an den Tag gelegt. Wenn der Herr Ministerpräsident den Bericht gelesen hat, weiß ich nicht, was ich von seiner Wahrhaftigkeit halten soll. Die Wahrheit ist, daß die Vorräthe im Staatsschatz abnehmen, daß die Mittel zur Fortsetzung der budgetlosen Verwaltung sich vermindern und daß man den Ausfall durch eine Anleihe ausfüllen will, um weiter am warmen Ofen sitzen zu können." Die Mehrheit lachte und lachte wiederholt, als Herr von Bismarck mit Ruhe frug, wohin es führen solle, wenn man Beleidigungen ausspreche, welche zwingen, persönliche Genugthuung zu fordern, und als er hinzufügte: „Es ließe sich davon reden, wenn es Ihnen erwünscht ist." Genug man lachte. Virchow nahm seine Worte nicht zurück und der Ministerpräsident entfernte sich. Der Präsident weigerte sich, Virchow wegen seiner beleidigenden Aeußerung zur Ordnung zu rufen, unter lautem Beifall der Mehrheit.

Herr von Bismarck ließ Virchow fordern, der aber das Duell ablehnte, wieder unter Zustimmung der Mehrheit und von Zustimmungsadressen aus dem Lande unterstützt. Virchow erklärte sich nur bereit, zu revociren, wenn auch Herr von Bismarck die in seiner Rede vorgekommene Vergleichung Virchows mit Hannibal Fischer (aus dem frühern Bankerott der deutschen Flotte bekannt) zurücknehmen wolle, was aber Bismarck verweigerte.

In Folge des Virchowschen Handels stellten von der Heydt und Genossen am 10. Juni im Abgeordnetenhause den Antrag, wenn der Präsident des Hauses eine persönliche Beleidigung in der Debatte zulasse, ohne einen Ordnungsruf ergehen zu lassen,*) soll es 15 Mitgliedern des Hauses erlaubt sein, den Antrag auf Ordnungsruf zu stellen und das Haus darüber entscheiden. Da sich der Präsident nicht als unparteiischer Präsident des Hauses, sondern als Parteichef benommen hatte, wurde er begreiflicherweise von seiner Partei geschützt und der Antrag verworfen.

Im Herrenhause wurde am 14. Juni von den Herrn von Below und von Frankenberg ein ähnlicher Antrag gestellt, wonach das Privi-

*) In den Motiven des Antrags hieß es: Die Reorganisation der Armee sollte nach dem fast unglaublichen Ausdruck eines Redners das Kainszeichen des Eidbruchs an der Stirne tragen, preußische Gerichtshöfe konnten der Servilität beschuldigt, verdiente Staatsbeamte der Corruption geziehen, Vertreter der k. Regierung gradezu verhöhnt, Mitglieder des Hauses mit wiederkäuenden Thieren verglichen werden, ohne daß der Präsident zur Wahrung der Ordnung eingeschritten wäre. Wenn aber diesen Fällen gegenüber, Beleidigungen, welche sämmtlich von Rednern der linken Seite ausgingen, einmal ein Mitglied der rechten Seite auch nur von einer berüchtigten Rede eines seiner Gegner sprach, wurde er vom Präsidium in der allerentschiedensten Weise rectificirt. Dient dem Präsidenten nicht mehr der parlamentarische Anstand, sondern sein subjectives Gefallen oder Mißfallen an den Worten der Redner zum Maßstabe, so ist parlamentarische Ordnung überhaupt nicht mehr vorhanden.

legium der Mitglieder beider Kammern, in der Debatte Perſonen ungeſtraft injuriren und verleumden zu dürfen, geſetzlich eingeſchränkt werden ſolle. Das bezog ſich zugleich auf die unverſchämte Verleumdung, die im Abgeordnetenhauſe gegen den preußiſchen Richterſtand geſchleudert worden war. In der Debatte machte von Senfft-Pilſach darauf aufmerkſam, daß die Sprachfrechheit im Abgeordnetenhauſe nur die der Preſſe abſpiegle. „Das Uebel liege in den vielen kleinen Fortſchrittsblättern, meiſt redigirt von jungen jüdiſchen Literaten. Dieſe Blätter ſuchten die Eheſcheidungen zu befördern, beleidigten die Beamten, ſchädigten die auswärtige Politik, höhnten alle Autorität. Eine jüdiſche Proklamation aus Königsberg leiſtet in dieſer Beziehung das Höchſte.“ Der Redner erinnerte, daß in England alle im Parlament geſprochenen Verleumdungen und Beleidigungen beſtraft würden. Herr von Bismarck bemerkte: „Das Privilegium, zu beleidigen und zu verleumden, ſolle nur ſo lange beſtehen, als das Sittengeſetz ſtark genug ſey, es zu verhindern; das ſey aber leider nicht mehr der Fall.“ Der Antrag wurde vom Herrenhauſe angenommen.

Am 12. Juni ſtimmte das Abgeordnetenhaus über den Etat ab und ſetzte ihn zu 144 Mill. Ausgaben und 151½ Mill. Einnahmen feſt. Die bisher enragirteſten Redner erkannten doch an, daß in Preußen eine Steuerverweigerung nicht am Platze ſey und daß ſie vom Volke verlaſſen werden würden, wenn ſie dieſelbe wagten. Dagegen verweigerte das Abgeordnetenhaus, wie bisher, nicht nur die Koſten für die Armeereorganiſation, ſondern auch die Kriegskoſten des däniſchen Krieges und die zur Vermehrung der Flotte erforderlichen Gelder und erklärte, Gelder aus dem Staatsſchatz zu entnehmen, für verfaſſungswidrig. Der Sinn dieſer widerſprechenden Abſtimmungen war: Das Haus wollte die Friedlichgeſinnten und Königstreuen im Lande nicht vor den Kopf ſtoßen, dem Könige die Mittel weiter zu regieren gewähren, aber dem Miniſterium in Bezug auf ſeine Hand-

lungen jede Anerkennung und jeden Credit verweigern, um es möglichst zu isoliren. Das Herrenhaus nahm auch diesmal den vom Abgeordnetenhause festgesetzten Etat nicht an, ging aber insofern von seinem frühern Verfahren ab, als es auch den Etat der Regierung nicht annahm, sondern die Regierung nur ersuchte, „die nothwendigen Ausgaben als Verwaltungsform festzustellen und diese, wie auch die Staatseinnahme für 1865 zur öffentlichen Kenntniß zu bringen."

Dem am 13. Juni gefaßten Beschlusse des Abgeordnetenhauses, die Kriegskosten zu verwerfen, gingen lebhafte Debatten voraus. Vergebens mahnten das Ministerium und die conservative Partei die Mehrheit des Hauses an die preußische Ehre, an das große preußische Interesse. Der Ministerpräsident constatirte, welchen peinlichen Eindruck es mache, daß dieses Haus einer großen nationalen Frage gegenüber keinen Boden zu finden wisse, als den einer sterilen Negation, und er glaubte hinzufügen zu dürfen, das sey nicht das Mittel, das Königthum zu beugen und die constitutionellen Einrichtungen zu stärken. Preußen habe in Verbindung mit Oesterreich die Elbherzogthümer von Dänemark frei gemacht und mit Deutschland vereinigt. Damit sey alles geleistet worden, was man so heiß ersehnt habe. Preußen habe es mit Oesterreich allein viel vollständiger erreicht, als es mit den übrigen deutschen Bundesstaaten oder mit 32 Mitbesitzern hätte erreicht werden können. Für Preußen gebe es keine bessere Politik als die, welche die Regierung handhabe, und wer dieser Politik entgegen sey, der unterstütze nur die Feinde des Vaterlandes.

Am 17. Juni wurde der Landtag zum sechstenmale geschlossen durch den Ministerpräsidenten. Derselbe erkannte in seiner Rede mit Befriedigung, daß wenigstens die Erneuerung des deutschen Zollvereins, neue Zollverträge mit Frankreich, Oesterreich, England und Belgien, ein neues Berggesetz, einige neue Eisenbahnen ꝛc. zu Stande gekommen seyen, bedauerte aber, daß die deutlich ausgesprochene Absicht

des Abgeordnetenhauses, „den gegenwärtigen Rathgebern der Krone Schwierigkeiten zu bereiten," viel Gutes verhindert habe, was durch Zusammenwirken des Hauses mit der Regierung hätte zu Stande kommen können. „Das Haus versagt der Regierung die Mittel zur Herstellung einer den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechenden Kriegsflotte, wie die unter der Mitwirkung früherer Landtage ins Leben gerufene und durch die kriegerischen Ereignisse des vorigen Jahres bewährte neue Heereseinrichtung, unter Gefährdung der äußeren Sicherheit des Landes. Aber die Regierung wird unbeirrt durch feindseligen und maßlosen Widerstand, stark im Bewußtseyn ihres guten Rechts und guten Willens, den geordneten Gang der öffentlichen Angelegenheiten und die Interessen des Landes nach Außen wie nach Innen kräftigst vertreten."

Unterm 5. Juli befahl der König, da die Vereinbarung mit dem Abgeordnetenhause nicht zu Stande gekommen sey, solle die Vorlage der Regierung in Bezug auf die Einnahmen und Ausgaben maßgebend bleiben.

Die enragirtesten Mitglieder des Abgeordnetenhauses vereinigten sich mit der Partei in Köln, welche früher schon dem Präsidenten Grabow durch eine Deputation einen Lorbeerkranz überschickt hatte, zu einer großartigen Demonstration gegen die Regierung. Das stand im Zusammenhange mit der fünfzigjährigen Feier der Einverleibung der Rheinprovinzen in den preußischen Staat. Diese Feier hatte kurz vorher, am 15. Mai, im Beiseyn des Königs selbst in Aachen stattgefunden und der König hatte in Köln den Grundstein zu einem Denkmal für seinen Vater gelegt, aber die radicale Partei hatte alles gethan, um den patriotischen Enthusiasmus bei dieser Gelegenheit zu dämpfen. Hatte man nun hier den König so auffallend kalt empfangen, so wollte man dagegen jetzt dem Abgeordnetenhause desto mehr Ehre anthun und lud die heimkehrenden Mitglieder der bisherigen Kammermehrheit zu einem großen Fest, wobei ihnen der

Dank des Landes ausgedrückt werden sollte, nach Köln ein. Eine Nachahmung des großen Reformbanketts, welches 1848 den Sturz Ludwig Philipps veranlaßt hatte. Die deutsche Fortschrittspartei äffte hier, wie immer, nur den Franzosen nach. Man hetzte zugleich die zahlreichen Arbeiter in Köln, daß sie sich versammelten und eine thatkräftige Unterstützung der Abgeordneten in Aussicht stellten, wenn diese etwa durch die Polizei in ihrem Freudenrausche gestört werden sollten. Diese unbesonnene Drohung veranlaßte aber gerade die vorragenden Celebritäten des Abgeordnetenhauses, dem Kölner Feste nicht anzuwohnen. Weder die Gemäßigten, wie Graf Schwerin, noch auch Präsident Grabow, Waldeck, Twesten ꝛc. wollten sich von einer Lärmerpartei fortreißen lassen, die das Abgeordnetenhaus eher compromittiren, als ehren zu können schien.

Der Kölner Kaufmann Classen-Kappelmann, der an der Spitze des Festcomites stand, miethete den Gürzenich, um in dessen großem und berühmten Saale das Fest abzuhalten. Im Auftrage der Regierung verboten der Kölner Polizeipräsident Geiger und der Bürgermeister des nahen Dorfes Lengerich das Fest. Als am 23. Juli etwa 60—70 Abgeordnete in Köln eingetroffen waren, konnten sie nur im Hotel Metz eine Dankadresse an Herrn Classen-Kappelmann unterzeichnen, während dieser Held des Tages unter dem nichtigen Vorgeben, es drohe ihm Verhaftung (was gar nicht der Fall war), über die belgische Grenze geflohen war. Zugleich unterzeichnete das Festcomite einen Protest gegen das Polizeipräsidium und Bürgermeisteramt. Unterdeß waren die für das Fest in Bereitschaft gehaltenen Speisen in den zoologischen Garten gebracht worden, wo das Fest der Polizei zum Trotz abgehalten werden sollte. So wie aber hier radicale Reden gehalten und Toaste ausgebracht wurden und man auf die Mahnung des Bürgermeisters nicht hören wollte, erschien Militär und trieb die ganze Versammlung aus dem Garten hinaus. Die Betheiligten gingen auf die andere Seite des Rheins nach Deutz

hinüber, wurden aber am Abend auch von hier durch den Bürgermeister und aufgestelltes Militär zurückgewiesen. Am andern Morgen fuhren sie den Rhein hinauf nach Ober-Lahnstein im Nassauischen, aber auch hier war bereits nassauisches Militär aufgestellt und sie mußten wieder abziehen.

Weil der Held des Tages, Herr Classen-Kappelmann, dringend in einem öffentlichen Aufruf zwar „nicht die hochgeehrten Herrn Landtagsabgeordneten, sondern die heißblütigen jüngern Männer mit den muskulösen Armen und schwieligen Händen" aufgefordert hatte, „jede Provocation, jede Widersetzlichkeit gegen Polizei und Militärgewalt zu meiden," erklärte der „Socialdemokrat," die Demokraten wollten von den Liberalen nichts mehr wissen. Er zählte den Aufruf des Herrn Classen-Kappelmann zu den „Aeußerungen der feigen Hunde, des elenden Gothaerthums. Wir verlangen, daß die Organe der Demokratie dem erbärmlichen Philisterthum, das durch die kräftige Haltung der zu seiner Unterstützung herbeigeeilten Arbeiter in Todesangst versetzt wurde, einen kräftigen Schlag auf die alte Schlafmütze und den dicken Schafschädel geben."

Am Rhein gedemüthigt, setzte die Partei des doctrinären Liberalismus ihre Agitation eifrig fort in den Mittelstaaten und in den Elbherzogthümern. Die gedachte Partei in Kiel nahm sich des augustenburgischen Erbrechts nur unter der Bedingung an, daß der Herzog ihr liberale Concessionen mache. Das geschah unter Vermittlung des eifrigen Nationalvereins und des kleinen Coburger Hofes. Damit schmeichelte man den Mittelstaaten, welche nichts sehnlicher wünschten, als sich durch einen neuen deutschen Kleinstaat zu verstärken und mit demselben gegen Preußen Front zu machen. Die Presse wurde nun angestrengt, um in den Elbherzogthümern und in allen Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands Preußen auf alle erdenkliche Art zu verdächtigen und zu verleumden. Mit der raffinirtesten Gewandtheit wurde der Streit

zwiſchen dem Miniſterium Bismarck und dem Abgeordnetenhauſe in Berlin benutzt, um alles Gehäſſige, was man dem preußiſchen Staat, der preußiſchen Machtſtellung überhaupt zudachte, einzig auf Herrn von Bismarck abzuladen, um den König und die guten Preußen glauben zu machen, es ſey nicht auf ſie, ſondern nur auf einen zufälligen Miniſter abgeſehen. Im Hintergrunde ſtand dann noch Oeſterreich, welches zwar ſehr nöthig fand, noch keineswegs mit Preußen zu brechen, jedoch jedes kleinſte Zugeſtändniß nach dem Maaße der Verlegenheiten abmaß, welche Preußen durch die Kieler Profeſſoren, durch den Auguſtenburger, durch die Bundesſtaaten und ihre Preſſe bereitet wurden.

Prinz Friedrich von Auguſtenburg benahm ſich gegen Preußen auffallend ſpröde, da es doch mehr in ſeinem Intereſſe gelegen wäre, ſeine Stärke und eine geſicherte Zukunft in der Abhängigkeit von und treueſten Anhänglichkeit an Preußen zu ſuchen, als im Trotz gegen Preußen und im Abhängigwerden von Parteien zweideutiger Geſinnung, von ſchwächern und unzuverläſſigen Freunden und von der ihre Front unaufhörlich wechſelnden Wiener Politik. Der Prinz hatte am 1. Juni 1864 eine dreiſtündige Unterredung mit Herrn von Bismarck, worin der letztere ihm auf die Anerkennung ſeines Erbrechts Hoffnung machte, wenn er den unvermeidlichen Forderungen Preußens zuſtimmen würde. Herr von Bismarck ſelbſt hat den Inhalt des Geſprächs veröffentlicht. „Der Erbprinz machte in allen Punkten Schwierigkeiten. Das Aufſichtsrecht über den Canal ſey ihm in ſeiner Ausdehnung nicht klar. Landabtretungen an Preußen werde er vor dem Landtage ſchwer verantworten können. Jedenfalls müßten dieſelben gering und genau begrenzt ſeyn. In Betreff einer Militärconvention ſagte er, die mit Coburg abgeſchloſſene gehe in manchen Punkten zu weit, es würden daher ſeinerſeits Abänderungen gewünſcht werden. Er könne mit dergleichen Bedingungen nicht vor den Landtag treten. Ueberhaupt hätten die Herzogthümer Preußen gar nicht

gerufen. Ohne uns würde der Bund die Befreiung der Herzogthümer mit mehr Leichtigkeit unter weniger lästigen Bedingungen bewirkt haben. Er betonte unsere Abhängigkeit von Oesterreich, welches jedenfalls mit zu entscheiden habe, und die Nothwendigkeit seinerseits keine Zusagen zu machen, deren Genehmigung durch die Stände er nicht versichert sey. Den Gesammteindruck der Unterredung muß ich dahin zusammenfassen, daß der Erbprinz uns nicht mit dankbaren Gefühlen betrachtet, sondern als unwillkommene Mahner, zu deren möglichst unvollständiger Befriedigung der Beistand der Stände und auch Oesterreichs in Bewegung zu setzen sey." Ein Jahr später mischte sich der Prinz in die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen ein, ohne jedoch etwas auszurichten. Seine Denkschrift war vom 31. März 1865 datirt.

Unterdeß wurden die Dänen im nördlichen Theile von Schleswig von der Kieler Partei drangsalirt mit demselben Terrorismus, mit dem früher die Deutschen von den Dänen geängstigt worden waren. Als Preußen zur Prüfung der Sachlage einen Commissär, Prinzen von Hohenlohe, hinschickte, lärmte die Presse gleich wieder, Preußen wolle die Dänen vertrösten, Nordschleswig an sie abtreten und um diesen Preis sich die deutschen Theile der Herzogthümer annectiren. Am 3. Juli 1865 erklärte der preußische Staatsanzeiger, Preußen werde allerdings nicht dulden, daß die augustenburgische Partei in Nordschleswig tyrannisire.

Je mehr und mehr machte sich im Lande eine s. g. augustenburgische Nebenregierung fühlbar. Prinz Friedrich hatte in Kiel ein vollständiges kleines Ministerium um sich für alle Geschäfts- und Verwaltungszweige, ein reichlich ausgestattetes Bureau für Preßangelegenheiten und Agitationen, inspirirt von Coburg und vom Nationalverein. Anstatt sich Preußen zu befreunden, ohne welches die Elbherzogthümer weder vom dänischen Joche befreit worden wären, noch künftig einen ausreichenden Schutz ihrer Deutschheit finden können,

that die Partei alles, um Preußen verhaßt zu machen, in der Presse zu verleumden, die Bevölkerung der Herzogthümer gegen Preußen aufzuhetzen, und ging im Undank und in der Frechheit so weit, wenn nicht zu veranlassen, doch gern zu dulden, daß in Gegenwart preußischer Soldaten das bekannte Volkslied mit folgendem Schlusse gesungen wurde: Schleswig-Holstein stammverwandt, schmeißt die Preußen aus dem Land! Unter den Agenten der Partei zeichnete sich der schlesische Jude May, Redacteur einer Zeitung in Altona, und der preußische Abgeordnete Frese aus, die, obgleich geborene Preußen und den Elbherzogthümern fremd, doch aufs keckste gegen Preußen agitirten. Herr von Zedlitz ließ den erstern (im Juli) festnehmen, den andern ausweisen. Sein österreichischer College im Condominat, Herr von Halbhuber, protestirte gegen ihre Verhaftung und die holsteinische Partei brachte dem Juden Ovationen. Herrn von Halbhubers Benehmen ließ allerdings auf einen tiefen Riß im Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich schließen und die Partei verfehlte nicht, damit zu prahlen, daß Oesterreich ganz auf ihrer Seite stünde. Herr von Zedlitz hielt seine Ordnungsmaßregel aufrecht, da ihm unzweifelhaft zustehe, preußische Unterthanen zu maßregeln, die so grob gegen preußische Ehre und preußisches Interesse frevelten. Würden österreichische Unterthanen sich in den Elbherzogthümern Aehnliches gegen Oesterreich erlauben, so werde er letzteres gerne unterstützen. Dabei wurde in Erinnerung gebracht, daß im Jahr 1851 ein Schneider Rusciak, der als österreichischer Unterthan damals gegen Oesterreich agitirte, augenblicklich von österreichischen Soldaten unter Commando des Feldmarschall-Lieutenant von Legeditsch ergriffen und nach Oesterreich fortgeschleppt worden war.

Am 6. Juli, als dem Geburtstag des Prinzen Friedrich, wurde demselben wieder durch Deputationen gehuldigt, größere Demonstrationen aber durften nicht stattfinden.

Man erfuhr, Preußen wolle die Einberufung der schleswig-

holſteiniſchen Stände nicht eher gut heißen, bis ſie dem Condominat den Eid der Treue würden geleiſtet haben, ein Riegel, welcher der Partei nothwendig vorgeſchoben werden mußte, wenn die antipreußiſche Agitation ſich nicht auch noch mit parlamentariſchem Anſehen und einem Schein der Geſetzlichkeit umkleiden ſollte. Auch die preußiſchen Kronjuriſten, welche damals ihr Gutachten abgaben, legten alles Gewicht einzig auf das Beſitzrecht Preußens in den Elbherzogthümern, wie es ihm in Gemeinſchaft mit Oeſterreich im Wiener Frieden durch Abtretung von Seiten Dänemarks zugefallen ſey. Demzufolge hatte kein Dritter ein Recht, in den Herzogthümern politiſch zu agitiren oder gar eine Nebenregierung zu errichten.

Indem aber die Meinungen Oeſterreichs und Preußens auseinander gingen, traten die Mittelſtaaten hervor, um wieder einmal die ihrige geltend zu machen. Schon am 14. und 15. Juli kamen die Herrn von Beuſt und von der Pfordten in Leipzig zuſammen, um einen Anſchluß der Mittelſtaaten an Oeſterreich gegen Preußen zu Gunſten des Auguſtenburgers vorzubereiten, und am 27. Juli trugen Bayern, Sachſen und Heſſen-Darmſtadt am Bundestage darauf an, der Bund ſolle von den beiden Großmächten Auskunft erbitten, wie es mit der Berufung der Stände in Schleswig-Holſtein ſtehe, ferner die Einverleibung Schleswigs in den deutſchen Bund bevorworten und einen Theil der Kriegs- und bisherigen Verwaltungskoſten übernehmen. Aber nicht gewohnt, ſich durch die Mittelſtaaten beſtimmen zu laſſen, verhandelten Oeſterreich und Preußen unter ſich. Der König von Preußen reiste nach dem Süden, offenbar in Erwartung einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Kaiſer von Oeſterreich zunächſt in Karlsbad. Als ſie nicht zu Stande kam, weil Oeſterreich die preußiſchen Anträge abwies, verſammelte der König von Preußen am 21. Juli zu Regensburg alle ſeine Miniſter um ſich und hielt einen Miniſterrath, deſſen Ergebniß man als ſehr kriegeriſcher Natur bezeichnete. Gleichwohl ſetzte der König ſeine ſüdliche Reiſe fort und

empfing am 24. Juli in Salzburg den Herrn von der Pfordten, der zu vermitteln kam. Vom 28. Juli an blieb der König mehrere Wochen im Bad Gastein, während der Kaiser von Oesterreich im Bad Ischl verweilte. Als Oesterreichs Unterhändler flog Graf Blome wiederholt hin und her.

Am 14. August einigten sich endlich Herr von Bismarck und Graf Blome auf folgende Punkte: 1) Die Verwaltung der Elbherzogthümer wird getheilt, Oesterreich übernimmt Holstein, Preußen Schleswig. 2) Beide beantragen am Bunde die Errichtung einer deutschen Flotte mit dem Bundeshafen Kiel. Bis der Bund entschieden haben wird, gehört der Kieler Hafen Oesterreich und Preußen gemeinsam. Das Commando im Hafen behält jedoch Preußen. 3) Beide beantragen, Rendsburg zu einer deutschen Bundesfestung zu machen; bis dahin bleibt die Besatzung halb preußisch und halb österreichisch. 4) 5) Preußen behält zwei Militärstraßen und eine Telegraphenverbindung in Holstein. 6) Die Elbherzogthümer schließen sich dem Zollverein an. 7) Der Nordostseecanal wird von Preußen gebaut und bleibt unter preußischer Aufsicht. 8) Lauenburg geht in den definitiven Besitz Preußens über, welches Oesterreich dafür mit 2½ Mill. dänischen Thalern entschädigt.

Nachdem dies abgemacht war, begab sich Kaiser Franz Joseph am 19. August nach Salzburg und erwartete dort den König von Preußen, der noch an demselben Tage ankam. Indem er aus dem Wagen stieg, empfing ihn der Kaiser mit zweimaliger herzlicher Umarmung und am folgenden Tage ratificirten sie den Gasteiner Vertrag vom 14.

Die auswärtigen Mächte verhielten sich dem Gasteiner Vertrage gegenüber ungefähr so, wie sie sich während des Dänenkriegs verhalten hatten. Sie ließen die Sache gehen, weil ihnen die Allianz Oesterreichs und Preußens zu sehr imponirte. Nur Bedenklichkeiten und Unzufriedenheiten ließen sie blicken. In England geschah das

wieder auf die gröbſte Art. Lord John Ruſſel äußerte in einem Rundſchreiben an die engliſchen Geſandten vom 14. September, der Gaſteiner Vertrag „trete alle Rechte, alte ſowohl wie neue, gleichviel, ob ſie ſich auf eine feierliche Uebereinkunft zwiſchen Herrſchern oder auf den Volkswillen ſtützen mochten, mit Füßen.“ Der franzöſiſche Miniſter Drouyn de Lhuys legte in ſeinem Rundſchreiben den Accent darauf, daß die Bevölkerung der Herzogthümer nicht befragt worden ſey. Auch ein ruſſiſches Rundſchreiben des Fürſten Gortſchakof drückte Bedauern ohne Nachdruck aus.

Der Gaſteiner Vertrag wurde von den Kabinetten der deutſchen Mittelſtaaten mit Zurückhaltung aufgenommen. Anträge am Bunde ließen auf ſich warten. Nur in der Preſſe wurde ſtark agitirt, am meiſten gegen Preußen, aber auch gegen Oeſterreich, weil daſſelbe Preußen zu viel nachgegeben habe. Die ſächſiſche Preſſe verſtieg ſich bis zu Drohungen. Der Sechsunddreißiger-Ausſchuß erließ am 3. September einen Aufruf an alle dermaligen ſtändiſchen Abgeordneten in Deutſchland, worin er ſie zu einer großen Verſammlung auf den 1. October nach Frankfurt am Main beſchied, „um über Rettung des öffentlichen Rechtszuſtandes in den Elbherzogthümern zu berathen und zu beſchließen, da durch die Gaſteiner Uebereinkunft der Regierungen von Oeſterreich und Preußen die klarſten Rechtsgrundſätze und namentlich das nur durch das Intereſſe Deutſchlands beſchränkte Selbſtbeſtimmungsrecht der Herzogthümer auf das ſchwerſte verletzt worden ſeyen.“ Am 6. September verſammelten ſich auch eine Anzahl ſchleswig-holſteiniſcher Abgeordneter in Kiel und 177 Delegirte der ſchleswig-holſteiniſchen Vereine in Neumünſter und legten beim Bundestage Proteſt ein gegen die Trennung der beiden Herzogthümer, indem ſie zugleich verlangten, daß Herzog Friedrich als allein berechtigter Landesherr anerkannt und daß die Stände einberufen würden, ohne deren Mitwirkung nichts Endgültiges über die Herzogthümer feſtgeſetzt werden könne. Dagegen wurde bemerkt, daß eine förmliche und definitive

Trennung der Herzogthümer gar nicht erfolgt sey, daß viele Institute, z. B. die Landesuniversität Kiel, beiden gemeinschaftlich bleiben, daß dem Bunde sein Recht, desgleichen auch den Ständen ihre künftige Einberufung vorbehalten und die Erbfolgefrage offen gelassen sey, daß sich aber die beiden deutschen Großmächte doch nicht wohl in den Fall bringen könnten, ihre Entschließungen vom Votum der schleswig-holsteinischen Stände abhängig zu machen.

In derselben ersten Woche des September machten die dänischen Bewohner Nordschleswigs ihren deutschen Mitbürgern eine kleine Diversion, indem ihrer 2000 Kopenhagen besuchten, wo sie mit brüderlichem Jubel empfangen wurden.

Oesterreich übernahm die ausschließliche Verwaltung Holsteins, entfernte aber den Herrn von Halbhuber, der sich gegen Preußen zu feindlich benommen hatte, und setzte den vom Kriege her in den Herzogthümern sehr populären General von Gablenz als kaiserlichen Statthalter ein. Derselbe betonte in seiner Proclamation vom 15. September, er wolle „die unter den Holsteinern so hoch ausgebildete Selbstverwaltung aufrecht erhalten und vor allem die Landeskinder dabei mitwirken lassen.“ In Schleswig behielt Herr von Zedlitz die Civilverwaltung, ihm wurde aber als Gouverneur des Landes General von Manteuffel übergeordnet, der gleichfalls am 15. September eine Proclamation erließ, worin er nur betonte, „die preußische Verwaltung schließe den Gedanken der Gerechtigkeit, der öffentlichen Ordnung und der Beförderung der gemeinen Wohlfahrt in sich.“ Er setzte einige Beamte in Schleswig ab, weil sie eine allzu feindliche Stellung gegen Preußen eingenommen hatten. Darüber wurde nun wieder ein großes Geschrei erhoben. Er nahm sodann Anlaß, in einer freimüthigen Anrede an die Beamten in Flensburg sich dahin auszusprechen, daß die Besorgniß, die beiden Elbherzogthümer sollten nunmehr getrennt seyn und bleiben, eine grundlose sey. Ebenso sey es nur eine gehässige Verleumdung, wenn

man ausſprenge, Preußen wolle Nordſchleswig wieder an Dänemark abtreten. „Wer den Gedanken an Landesabtretung hat, verſündigt ſich an Schleswig-Holſtein, er begeht gewiſſermaßen Landesverrath gegen dieſes. Mit ihrem Blute haben meines Königs Soldaten Düppel und Alſen erobert, mit ihren Armen erbauen ſie jetzt dort Feſtungswerke, von denen aus ſie das Land bis zur Königsau behaupten werden, und jede 7 Fuß breit Erde decke ich, bevor ſie abgetreten werden, mit meinem Leibe.“ Man hatte nämlich die Meinung verbreitet, Preußen werde dem franzöſiſchen Gedanken in Bezug auf Nordſchleswig nachgeben und eine engere Allianz mit Frankreich eingehen, um mit deſſen Willen weitere Annectirungen in Deutſchland vorzunehmen. In Bezug auf die Klagen, daß Schleswig und Holſtein, die ewig unzertrennlich bleiben ſollten, nun doch getheilt worden ſeyen, ſoll, einer damals cirkulirenden Anecdote zufolge, Herr von Bismarck geäußert haben, die Leute ſollten ſich nur beruhigen, denn wer Schleswig habe, der habe auch Holſtein.

Gleichwohl that die auguſtenburgiſche Partei alles Mögliche, um Preußen zu trotzen und der preußiſchen Verwaltung das äußerſte Mißtrauen zu bezeugen, als ob das ganze Volk ſich über den Gaſteiner Vertrag höchſt unglücklich fühle und an ſeiner Zukunft verzweifle. In dieſer Abſicht erklärten die Kieler Profeſſoren, „wegen Ungunſt der gegenwärtigen Zeit könne das 200jährige Jubiläum der Univerſität Kiel am 5. October nicht gefeiert werden.“ Sie hätten ohne Zweifel beſſer gethan, wenn ſie in Uebereinſtimmung mit der kerndeutſchen Rede des General von Manteuffel die Univerſität Kiel als Bollwerk deutſcher Wiſſenſchaft und deutſchen Geiſtes gegen die Dänen aufgefaßt und ſich des Schutzes erfreut hätten, den dieſelbe endlich durch das mächtige Preußen gewonnen habe.

Unterdeß vollzog der König von Preußen die Annectirung Lauenburgs, deſſen Stände ihm am 26. September perſönlich in Ratzeburg huldigten. Herr von Bismarck wurde zum ſpeciellen

Minister des kleinen Herzogthums ernannt und zum Grafen erhoben. Eine Zustimmung der preußischen Stände wurde nicht eingeholt.

Herr von Manteuffel hielt strenge Ordnung und duldete nicht, daß Beamte als Anhänger der augustenburgischen Partei gegen die neue preußische Regierung heimlich oder öffentlich agitirten. Als der Prinz von Augustenburg am 14. October einen kleinen Besuch in Eckernförde auf schleswiger Boden machte und von seiner Partei Illumination und Volksjubel für ihn als den rechtmäßigen Landesherrn vorausbestellt war, ahndete der preußische Gouverneur diese unkluge Demonstration mit Strenge, schickte Truppen nach Eckernförde, entfernte einige städtische Beamte und einen vorlauten Schulmeister, der eine Festrede gehalten hatte, und bedeutete dem Prinzen in einem Schreiben vom 18. October, wenn er nochmals ohne Erlaubniß des Königs den Boden Schleswigs beträte, werde er ihn verhaften lassen. Unter demselben Datum verbot Herr von Zedlitz in Schleswig ferner landesherrliche Attribute dem beizulegen, dem sie nicht gebührten, da nur Preußen und Oesterreich die Landesherrn seyen. Mithin dürfe der Prinz von Augustenburg nicht mehr Herzog und auch nicht mehr Friedrich VIII. genannt werden. Dasselbe Verbot erließ am 31. October Herr von Gablenz für Holstein und warnte vor augustenburgischen Demonstrationen. Der Prinz antwortete unterm 29. October Herrn von Manteuffel mit der Forderung, er solle die schleswig-holsteinischen Stände zusammentreten lassen, um die Ansicht des Landes zu erfragen.

Am 1. October kamen in Frankfurt am Main die vom Sechsunddreißiger-Ausschuß einberufenen Abgeordneten aller damaligen deutschen Ständeversammlungen zusammen, jedoch nur 200 bis 300. Die Oesterreicher hatten sich bis auf Einen gänzlich ausgeschlossen. Von den Preußen kamen nur 7 und gaben eine große Menge schriftliche Erklärungen ab, womit sie ihr Wegbleiben von Frankfurt rechtfertigten. Twesten, obgleich in der heftigsten Opposition

gegen Herrn von Bismarck und damals sogar in gerichtlicher Untersuchung, erklärte doch den Frankfurtern, da sie offenbar nicht blos gegen das gegenwärtige Ministerium in Preußen, sondern gegen den preußischen Staat überhaupt eine feindselige Stellung einnähmen und Preußens Macht zu schwächen trachteten, könne er nicht mit ihnen gehen. Der Geschichtschreiber Mommsen hatte vorher schon in einer verständigen Flugschrift die augustenburgische Partei von ihren Illusionen und Mißgriffen zurückzubringen versucht und nachgewiesen, daß der augustenburgische Particularismus weder mächtig genug sey, um gegen die Großmächte anzukämpfen, noch auch das deutsche Gesammtinteresse befriedigen könne. Jetzt erließ Mommsen noch ein Schreiben an den Sechsunddreißiger-Ausschuß in Frankfurt, worin er sagte, die Ohnmacht der Mittelstaaten habe sich während des dänischen Kriegs, sowie vor und nach dem Gasteiner Vertrage so deutlich offenbart, daß diese Mittelstaaten dem kleinstaatlichen Souveränetätsschwindel und augustenburgischen Particularismus keine Stütze mehr darböten. Damit sey auch die gänzliche Ohnmacht des Frankfurter Abgeordnetentags entschieden. Demselben fehle jetzt jede Befähigung, wie jede Berechtigung. „Wäre es zu erwarten, daß ein deutscher Abgeordnetentag in dem Sinne sich ausspräche, daß er die Beseitigung aller Sonderarmeen und alles jenes Souveränetätsschwindels forderte, der an dem Marke Deutschlands zehrt, daß er definitive ewige Unterordnung unter den preußisch-deutschen Großstaat den sämmtlichen Mittel- und Kleinstaaten und insbesondere jetzt den Elbherzogthümern vorschriebe, nur dann würde eine solche Versammlung befugt seyn, in der jetzt schwebenden Frage zu vermitteln.“ Da dies aber nicht zu erwarten sey, lehne er, Mommsen, die Theilnahme an den Frankfurter Verhandlungen ab. Mehr oder weniger war dies die Ansicht der ungeheuern Mehrheit der preußischen Abgeordneten. Auch aus Bayern kam ein Ablehnungsschreiben in Frankfurt an, unterzeichnet von 14 namhaften Abgeordneten, welche sich dahin aussprachen, die Versamm-

lung könne lediglich nichts nützen, sondern möglicherweise den Mittelstaaten Gefahr bringen. Somit war nun die kleine Versammlung in Frankfurt in die schwache Stellung heruntergebracht, in der sich 1849 das Rumpfparlament in der Paulskirche nach dem Ausscheiden der Oesterreicher und Preußen befand. Wenn auch einige Regierungen der Mittelstaaten es nicht ungern sahen, daß gegen Preußen in Versammlungen wie in der Presse agitirt werde, so waren sie doch durch das im Gasteiner Vertrage erneute Bündniß Oesterreichs mit Preußen zu sehr eingeschüchtert, um den Drohworten der Frankfurter Versammlung irgend welchen Nachdruck geben zu können oder nur zu wollen.

Trotz alledem faßte die Frankfurter Versammlung, welche 275 Mitglieder zählte, die kühnsten Beschlüsse, als ob sie die höchste Instanz im deutschen Bunde wäre. Nämlich: 1) Das Selbstbestimmungsrecht des schleswig-holsteinischen Volks bleibt in Kraft. Der Gasteiner Vertrag wird als Rechtsbruch von der Nation verworfen. 2) Sämmtliche deutsche Volksvertretungen, insbesondere das preußische Abgeordnetenhaus, sollen für die verletzten Rechte der Herzogthümer eintreten. 3) Sämmtliche deutsche Volksvertretungen sollen den Regierungen, „welche die bisherige Politik der Vergewaltigung fördern könnten," Steuern und Anlehen verweigern. 4) Die Versammlung läßt den Sechsundbreißiger-Ausschuß fortbestehen. Man behielt die Personen des bisherigen Ausschusses bei unter dem Vorsitz des Dr. Müller in Frankfurt. Am Schluß des October sollten die Abgeordneten sich abermals in Frankfurt versammeln, um weitere Beschlüsse zu fassen.

Man ließ sie gewähren. Die Abgeordneten wurden nicht gehindert, Reden zu halten und Beschlüsse zu fassen. Auch erfolgte keine Gegenerklärung von Seiten der Regierungen. Man spottete nur über den „Kinnbackenkrampf" jener Unverbesserlichen, die nicht mehr leben konnten, ohne unaufhörlich Reden zu halten, und ohne

unaufhörlich bei Zweckessen zu schwelgen. Die Duldung, die sie erfuhren, die völlige Nichtbeachtung ihrer Prahlereien gereichte ihnen zu einer schrecklichen Demüthigung, die sie aber nicht zu empfinden schienen. Sie sollten sich ausschwatzen dürfen, bis es aller Welt langweilig und zum Eckel würde. Als sie am 1. October Abends bei ihrer geselligen Zusammenkunft in einem großen Saale bei einander saßen, brach ein Schwarm Arbeiter herein, um sie gründlich zu verlachen und zu verhöhnen. Es waren Anhänger Lasalle's, wie man sagte, welche die Gelegenheit ergriffen, hier in Frankfurt, wie kurz vorher in Köln, recht augenfällig zu zeigen, daß das Volk, mit dem die „Volkspartei" immer prahle, von dieser Volkspartei, d. h. von den Professoren, Advocaten, reichen Industriellen und sonstigen gebildeten und studirten Kammerschwätzern gar nichts wissen wolle. Die übermüthigen Lasallianer wurden damals in Frankfurt zwar wieder zur Thüre hinausgeworfen, hatten aber ihren Zweck erreicht und die Illusion zerstört, als ob das Volk hinter den Abgeordneten stünde. Indessen hielten es Oesterreich und Preußen doch ihrer Würde angemessen, einige Vorkehrungen zu treffen, um die Wiederkehr so feindseliger Acte innerhalb der Bundesstadt zu verhüten. Beide Großstaaten gaben durch ihre Gesandten am Bundestage dem Frankfurter Senat gleichzeitig ihre Meinung kund. Die preußische Note war vom 6. October datirt und es hieß darin: „Wir können nicht dulden, daß vorzugsweise am Sitz des Bundestages auf die Untergrabung bestehender Autoritäten der ersten Bundesstaaten hingearbeitet wird, daß von dort aus Preßerzeugnisse in die Welt geschickt werden, welche sich durch Rohheit vor allen übrigen hervorthun. Der Verlauf des Abgeordnetentages hat gezeigt, daß die Phrase im gebildeten Theile der Bevölkerung immer weniger Anklang findet. Aber die Nachsicht des Senats bleibt deshalb nicht minder tadelnswerth." Die österreichische Note war vom 8. October datirt und es hieß darin: „Der Verlauf des am 1. October zu Frankfurt gehaltenen s. g. Abgeord-

netentags hat für jetzt nur die innere Haltlosigkeit dieses neuen Agitationsversuchs und die Zerfahrenheit der politischen Parteien in Deutschland bloßgelegt. Die eingelaufenen Absagebriefe, wie die unverkennbare Gleichgültigkeit des Publikums dürften selbst den Urhebern dieser bedeutungslosen Demonstrationen die Verkehrtheit des Unternehmens gezeigt haben, an den Entschlüssen der beiden ersten Mächte Deutschlands ihre anmaßliche Kritik zu üben. Allein wenn auch die gehörten Reden, sowie die Resolutionen der Versammlung in ihrer, gelinde gesagt, unpassenden Motivirung und halbrevolutionären Zuspitzung gerechter Mißachtung verfallen sind, so tilgt dieses Fehlschlagen doch nicht den verletzenden Charakter der Thatsache, daß die gegen Oesterreich und Preußen gerichteten Schmähungen und Beleidigungen, welche die demokratische Presse täglich anfüllen, in Frankfurt unter den Augen des Bundestages und der eigenen Truppen der beiden Mächte auf offener Tribüne wiederholt worden sind. Es darf ferner nicht außer Acht gelassen werden, daß jener Sechsunddreißiger-Ausschuß, welcher den Abgeordnetentag einberufen hat, auch diesmal erneuert worden ist als ein in Permanenz erklärtes Organ der deutschen Revolutionspartei. Die Regierungen Deutschlands werden gewiß sämmtlich mit uns darin einverstanden seyn, daß schon die bloße Existenz dieses Ausschusses eine vollkommen ungesetzliche und unconstitutionelle ist."

Die Wiener Generalcorrespondenz vom 20. October fügte in einem halbamtlichen Artikel hinzu: „Den deutschen Großmächten, sowie allen deutschen Regierungen steht nicht nur das unzweifelhafte Recht zu, sondern liegt geradezu die Pflicht ob, daß innerhalb des deutschen Staatenbundes von keinem dazu nicht berufenen Organe eine allgemeine politische Wirksamkeit gleichsam in Vertretung Deutschlands ausgeübt werde. Es ist nicht zu dulden, daß einzelne Abgeordnete, deren Befugnisse sich nur auf den Staat beschränken, für welchen sie gewählt sind, ihr Mandat eigenmächtig ausdehnen und

außerhalb ihres Landes in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete eine politische Thätigkeit äußern und daß einzelne Abgeordnete verschiedener deutscher Länder willkürlich zusammentreten, politische Beschlüsse fassen und sich ein Mandat für die Gesammtheit des Bundesgebiets anmaßen, welches ihnen Niemand verliehen hat."

Im Frankfurter Senat wurde die Angelegenheit behandelt, aber die Anträge der beiden deutschen Großmächte am 20. October durch Stimmenmehrheit abgelehnt.

Unterdeß fanden in Berlin und in Leipzig Versammlungen der Mitglieder des dortigen Nationalvereins statt, worin merkwürdigerweise beschlossen wurde, die neue vom Sechsunddreißiger-Ausschuß nach Frankfurt einberufene Versammlung zu beschicken, aber an den Forderungen Preußens an Schleswig-Holstein festzuhalten. In Berlin schlugen am 24. October Löwe und Duncker als Programm vor: wenn die preußischen Mitglieder des Nationalvereins auch beharrlich in ihrem inneren Verfassungskampfe fortführen, so erkennen sie doch an, das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner sey durch ihre Pflichten gegen Deutschland begrenzt, und da zur Zeit eine bundesstaatliche Centralgewalt nicht bestehe, Preußen aber die Hauptpflicht einer solchen, den Schutz der Herzogthümer zu Land und zur See übernehmen müsse, so sey Preußen so berechtigt wie verpflichtet, in den Herzogthümern diejenigen Rechte in Anspruch zu nehmen, welche nach der Reichsverfassung (von 1849) der definitiven Centralgewalt übertragen sind. Die Leipziger Versammlung vom 24. October, geleitet von Rose und Biedermann, stimmte mit diesem Berliner Programm im Wesentlichen überein und wollte Preußen seine Erfolge in den Herzogthümern gönnen, nur nicht kraft der Annexionspolitik, sondern kraft jener Reichsverfassung, welche Preußen an die Spitze eines geeinigten Deutschlands stelle.

Dieses Programm wurde auch in Frankfurt selbst in der Versammlung des Nationalvereins, die am 29. October wirklich statt

hatte, vollſtändig durchgeſetzt. Es hatten ſich ungefähr 400 Mitglieder eingefunden und darunter befanden ſich diesmal mehrfache Celebritäten des Berliner Abgeordnetenhauſes: Schultze-Delitzſch, Löwe von Calbe, Duncker ꝛc. Doch würden ſie mit ihrem Programme kaum durchgedrungen ſeyn, wenn ſich nicht auch nichtpreußiſche Norddeutſche und vorzüglich Mitteldeutſche unter Leitung des ſich diesmal für Preußen ſehr anſtrengenden Darmſtädter Metz jenes Programms eifrig angenommen hätten. Der endliche Mehrheitsbeſchluß lautete: „1) Der Nationalverein hält feſt an ſeinem Programm von 1862, wodurch er die Reichsverfaſſung als Ziel aufgeſtellt hat, ferner an dem Programm von 1860, worin er ſich bereit erklärte, Preußen die deutſche Centralgewalt zu übertragen unter der Bedingung, daß auch das deutſche Volk ſich dieſer Centralgewalt unterwerfen werde und daß die preußiſche Regierung Deutſchlands Intereſſe nach jeder Richtung thatkräftig wahrnehmen werde. 2) In Bezug auf Schleswig-Holſtein wahrt der Nationalverein das Selbſtbeſtimmungsrecht der Herzogthümer. Nur die Intereſſen Deutſchlands dürfen es beſchränken. Weil aber beim Mangel einer deutſchen Centralgewalt nur Preußen die deutſchen Küſten und Grenzen im Norden wirkſam vertheidigen kann, hält der Nationalverein die Baſis der am 26. März zwiſchen preußiſchen Abgeordneten und dem engern Ausſchuſſe der Schleswig-Holſteinvereine getroffenen Vereinbarung feſt.“ Um den Eindruck dieſer großen Conceſſionen an Preußen für ſüddeutſche Ohren abzuſchwächen, wurde ſchließlich noch die baldige Einberufung der Stände in Schleswig-Holſtein verlangt und über Willkürherrſchaft, Vergewaltigung und Rechtsloſigkeit geſcholten. Dieſe Beſchlüſſe erfuhren lebhaften Widerſtand. Ein Herr Bürgers aus Köln eiferte am lauteſten gegen die preußiſche Spitze. Als Schultze-Delitzſch die Stärkung Deutſchlands durch Preußen empfahl und den Particulariſten „klägliche Kleinſtaaterei“ vorwarf, ſchleuderte ihm Braunsfeld von Frankfurt eine „klägliche Großſtaaterei“ entgegen. Die Galerien

waren antipreußisch und die Reden für Preußen wurden meist mit Zischen beantwortet.

Die natürliche Folge war, daß sich viele bisherige Mitglieder des Nationalvereins, die den Mittel- und Kleinstaaten angehörten, von ihm lossagten. Der Verein war nur der Abklatsch des unglückseligen Frankfurter Parlaments von 1848, welches nur in hohlen Redensarten die deutsche Einheit proclamirte, während es in der Wirklichkeit durch und durch nur von particularistischen Interessen und Vorurtheilen beherrscht war, daher auch in bitterem Parteihaß auseinanderfiel. Die preußische, die österreichische und die mittelstaatliche Partei standen auf festem Boden, die Nationalpartei schwebte in der Luft. So damals, so jetzt.

Die preußische Partei trug diesmal in Frankfurt einen Sieg davon, der aber die mittelstaatliche Partei nur ärgerte und in ihrem Preußenhaß bestärkte. Ihr Aerger ergoß sich auch über Oesterreich, weil dasselbe sie im Stich ließ und zu Preußen neigte. Oesterreichische Blätter bemerkten spöttisch: da die Mittelstaaten auf dem Fürstentage 1863 sich so lau gegen Oesterreich verhalten hätten, gehe das letztere doch etwas sicherer mit Preußen. Auch glaubte man, wenn Oesterreich in Holstein rücksichtsvoller vorging als Preußen und gern den Schein behauptete, als widerstrebe es den preußischen Ansprüchen, so habe das nur bezweckt, den Preis zu steigern, den es für seine Anerkennung der letztern fordern würde.

Inzwischen bemerkte man doch kein rechtes Zusammengehen Oesterreichs mit Preußen. Die Frankfurter Senatsantwort wurde von Oesterreich zurückgewiesen, weil der Senat Preußen und Oesterreich dieselbe Antwort gegeben habe, da ihre Auffassung doch eine verschiedene sey. Ein weiterer Schritt der beiden Großmächte erfolgte in Frankfurt nicht. Preußen erklärte nur, der Senat befinde sich unter dem Einfluß derselben Partei, vor der es gewarnt habe. Zugleich zeigte sich eine große Animosität gegen Preußen in der öster-

reichischen Presse. Während der österreichische Gesandte in Paris, Fürst Metternich, Versuche machte, ein intimeres Verhältniß Oesterreichs zu Frankreich anzubahnen, um das Wiener Kabinet in seinen Conflicten mit Preußen und Ungarn zu stärken, wurde Preußen beschuldigt, es kokettire mit Frankreich, um Oesterreich zu schaden.

Im October 1865 wurde das Gutachten der preußischen Kronsyndici in Bezug auf das Erbrecht des Prinzen Friedrich von Augustenburg bekannt. Dasselbe besagte: 1) Der Vater des Herzog Friedrich, der noch lebende Herzog Christian August, hat auf das Erbrecht in den Elbherzogthümern zu Gunsten der Linie Glücksburg nicht nur für sich, sondern auch für seine ganze Familie entsagt und ist dafür von Dänemark mit 1⅛ Mill. Speciesthalern abbezahlt worden, laut der vom Herzog Christian August am 30. December 1852 unterzeichneten Acte. 2) Im Wiener Frieden trat der durch die europäischen Mächte und durch jene Acte des Herzogs Christian August selbst als rechtmäßiger Thronfolger in Dänemark und den Elbherzogthümern anerkannte Glücksburger, König Christian IX. die Elbherzogthümer an Oesterreich und Preußen ab, welche beiden Mächte mithin allein und ausschließlich im Besitz gedachter Herzogthümer sind. 3) Herzog Friedrich hat erst am 15. Januar 1859 in einem Schreiben an den König von Dänemark sein Erbrecht auf die Herzogthümer reclamirt, natürlich erfolglos. 4) Sein Vater hat erst am 16. Nov. 1863 eine Erklärung abgegeben, worin er sein eigenes (aber bereits verkauftes) Erbrecht diesem seinem Sohne Friedrich abtritt, wozu er als Unterzeichner der Acte vom 30. December 1852 nicht mehr berechtigt war. 5) Mithin ist der Erbanspruch des Herzogs Friedrich unbegründet und nur Oesterreich und Preußen üben gemeinschaftlich die Souveränetät in den Herzogthümern aus.

Gleichzeitig erschien die Flugschrift des Herrn von Treitschke: „Die Parteien und die Herzogthümer.“ Darin wurde dem Prinzen Friedrich vorgeworfen, er habe die ihm anfangs günstige Stimmung des

preußischen Hofes durch eigene Schuld verscherzt, indem er die preußischen Forderungen, auf die doch sogar Oesterreich eingegangen sey, zurückgewiesen habe. Es wäre besser für ihn gewesen, wenn auch gewissermaßen nur als Vasall Preußens zu herrschen, als ein Herrscher ohne Land zu bleiben. Er habe gegen Herrn von Bismarck „gemüthlich" geäußert, es wäre ihm lieber, die Preußen wären gar nicht in die Elbherzogthümer gekommen, wohin man sie auch nicht gerufen habe. Seine Presse habe diese Aeußerung erst weggeleugnet, dann wieder zugegeben und entschuldigt. Dieselbe Presse habe in den Herzogthümern selbst rastlos gegen Preußen agitirt und Verleumdungen über Preußen gehäuft. Er habe, von einem förmlichen Ministerium umgeben, in Kiel eine förmliche „Nebenregierung" etablirt und durch zahlreiche Organe in den Vereinen und Gemeinden des Landes agitiren lassen. Daß eine solche Nebenregierung existire, habe seine Partei geradezu geleugnet und doch stehe in dem Bericht des Sechsunddreißiger-Ausschusses an die Abgeordnetenversammlung, die am 1. October in Frankfurt am Main zusammentrat, ganz deutlich „für die Zwecke der herzoglichen Regierung in Kiel und im Einverständniß mit derselben sind 347,813 Gulden verwendet worden." „Also hat," so schließt die Flugschrift, „Prinz Friedrich einen ungewöhnlich hohen Grad von Unklugheit und Unaufrichtigkeit gezeigt," daß Preußen genöthigt war, sich von ihm zurückzuziehen.

Die schleswig-holsteinische Frage war aus einem Provisorium ins andere gerückt worden, und obgleich die Interessen, welche Oesterreich und Preußen dabei hatten, sich leicht hätten ausgleichen lassen, fehlte doch dazu der Wille in Wien. Oesterreichs und Preußens vereinigte Macht, an die sich auch die Mittelstaaten anzuschließen genöthigt sahen, war von so überwältigender Stärke, daß weder Rußland noch Frankreich wagen konnten, sie anzugreifen. Schon 1864 bot Preußen Oesterreich an, ihm Venetien zu garantiren. Ein festes Bündniß mit Preußen mußte auch Ungarn abhalten, sich gegen

Oesterreich zu empören, und Rußland, sich in die Angelegenheiten des Orients und zunächst der untern Donauländer einzumischen. Oesterreich konnte aus dem Bündniß mit Preußen den größten Nutzen ziehen, während ihm die Mittelstaaten in ihrer Schwäche und Uneinigkeit keinen solchen Vortheil boten. Das Ministerium Mensdorff in Wien aber wies die Garantie Venetiens durch Preußen mit Stolz zurück und ging intime Beziehungen zu denjenigen Renegaten der Paulskirche und der Gothaer ein, die ihr Asyl in Wien gesucht hatten. Diese Herrn glühten von Preußenhaß, vielleicht weil ihr Ehrgeiz durch Preußen nicht befriedigt worden war. Wenigstens läßt sich ein principieller Grund nicht finden, da ihren frühern Ansichten die preußische Politik jedenfalls mehr entsprechen mußte, als die österreichische.

Oesterreich, von so vielen Gefahren umringt, würde das ihm so nützliche preußische Bündniß nicht so keck und leichtsinnig von sich gestoßen haben, wenn es sich nicht in eine grobe Täuschung eingewiegt und durch ausländischen Einfluß hätte verführen lassen. Die Täuschung betraf die Stärke Preußens. Man bildete sich in Wien ein, dieselbe sey viel geringer, als sie es in der That war. Man las in österreichischen Militärzeitungen in scheinbar wissenschaftlichen Darlegungen, daß Preußen durchaus nicht im Stande sey, die normirte Kriegsarmee in voller Stärke aufzubringen. Man hätte in Wien Zeit genug gehabt, sich durch Nachforschungen in Preußen selbst eine richtigere Ansicht der Dinge zu verschaffen. Andererseits sprachen die Zeitungen mit der größten Zuversicht von der die preußische weit überwiegenden Militärmacht Oesterreichs, und wurde das Publikum in volle Sicherheit gewiegt, der Kaiserstaat werde nicht weniger als 800,000 Mann auf die Beine bringen und die Mittelstaaten würden die Million bald voll machen.

Der zum Kriege aufreizende fremde Einfluß ist im Verkehr des österreichischen Gesandten, Fürsten Metternich, mit dem Kabinet der

Tuilerien zu ſuchen. Hier wurde von öſterreichiſcher Seite an Frankreich eine große Conceſſion bewilligt, nämlich die freiwillige Abtretung Venetiens an Italien unter franzöſiſcher Vermittlung, damit endlich Italien beruhigt und Frankreichs Verpflichtungen gegen dieſes Land erfüllt werden könnten. Die Compenſation für Venetien ſollte Oeſterreich mit franzöſiſcher Erlaubniß in einer Wiedereroberung Schleſiens ſuchen und deshalb mußte der Krieg mit Preußen vom Zaune gebrochen und jeder erſte beſte Vorwand dazu ergriffen werden. Die gerechten Forderungen Preußens in den Elbherzogthümern wurden unter dieſen Umſtänden von Oeſterreich als Anmaßung erklärt und an dieſem Faden wurde weiter geſponnen, bis es zum offenen Bruch kam.

Während Oeſterreich ſelbſt um Frankreich buhlte, beſchuldigte es Preußen dieſer Buhlerei. Schon früher hatte man die Beſuche des Herrn von Bismarck in Frankreich als Vorboten eines preußiſchen Cavourismus erkennen wollen und den König von Preußen beſchuldigt, er wolle mit franzöſiſcher Hülfe der Victor Emanuel Deutſchlands werden. Je weniger das der König von Preußen wollte, um ſo mehr brachte ihn der Verdacht in Verlegenheit, denn er durfte, indem ihn Oeſterreich und die Mittelſtaaten bedrohten, nicht auch Frankreich gegen ſich ſtimmen. Nach allem, was bekannt worden iſt, hat er eine ſelbſtändige deutſche Politik behauptet und ſich weder an Frankreich verkauft wie Viktor Emanuel, noch Frankreich beleidigt.

Im Spätherbſt verweilte der preußiſche Miniſterpräſident einen Monat im Pyrenäenbade Biarritz, beſuchte auf dem Heimwege im Anfang des November den Hof der Tuilerien und hatte am 7. Oct. 1865 eine Unterredung mit Drouyn de Lhuys, dem franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Da arbeitete die ganze preußenfeindliche Preſſe ſich ab, ihm Pläne anzudichten, als wolle er, wenn Frankreich die Elbherzogthümer Preußen überlaſſe, dieſem Frankreich Conceſſionen machen auf Koſten des übrigen Deutſchland. Von

Wien aus wurden dem preußischen Premier die giftigsten Artikel der Presse sogar bis nach Biarritz täglich ins Haus geschickt und man klagte ihn an, eben so gehässig gegen Oesterreich gesinnt zu seyn, indem er namentlich das damalige Zustandekommen des österreichischen Anlehens in Paris habe verhindern wollen. Er selbst äußerte sich über diese Anklagen nach seiner Rückkehr nur mit Verachtung und Spott, da er gewiß die Mittel nicht gehabt habe, weder auf die Börse von Paris, noch auf die von Wien selbst einzuwirken. Eines seiner Organe warnte übrigens die österreichische Presse in Bezug auf ihre unfruchtbaren und nur Oesterreich selbst schädlichen Gehässigkeiten gegen Preußen.

Inzwischen blieb es beim Alten und die Mittelstaaten gaben ihren ohnmächtigen Widerstand gegen den Condominat und den Gasteiner Vertrag auf. Sachsen, Bayern und Darmstadt hatten am 27. Juli beim Bundestage die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und die Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände beantragt. Die Entscheidung darüber erfolgte erst am 18. November, indem Oesterreich und Preußen ihr ausschließliches Besitzrecht in den Elbherzogthümern wahrten und dem Bunde ruhiges Abwarten empfahlen, worauf die drei Antragsteller ferneres Vorgehen für fruchtlos erachteten und ihre Anträge zurückzogen.

Im Anfang des Jahres 1866 wurde in den Herzogthümern aufs gehässigste gegen Preußen agitirt, ohne dessen Hülfe doch deutsches Recht und die maritimen Interessen dort nicht geschützt werden konnten. Das liberale Gehetze ging von den Kieler Professoren aus, die den kleinstaatlichen Particularismus und den doctrinären Schwindel des Parlamentarismus verfochten und kein Verständniß der großen deutschen Frage hatten. Vergebens erklärten sich 19 Mitglieder der holsteinischen Ritterschaft, von Scheel-Plessen geführt, am 23. Jan. 1866 in einer Adresse für die Personalunion der Herzogthümer mit Preußen. Sie

wurden verhöhnt. Die auguſtenburgiſche Partei war die ſtärkere und machte neue Demonſtrationen. Der öſterreichiſche Statthalter wurde erſucht, die holſteiniſchen Stände einzuberufen, was er zwar am 11. Januar mit dem Bemerken ablehnte, der gegenwärtige Augenblick ſey noch nicht dazu geeignet, allein er drückte doch ein Auge zu, als die Partei auf den 23. Januar eine große Maſſenverſammlung nach Altona ausſchrieb. Dieſelbe kam wirklich zu Stande und war von den namhafteſten Mitgliedern des Nationalvereins beſchickt, die ſich auch dort hören ließen und die bekannten Forderungen für den Auguſtenburger und für die einberufenen Stände ſtellten. So der unvermeidliche Metz von Darmſtadt (als ſ. g. Commis voyageur des Nationalvereins, der überall dabei ſeyn mußte, in preußiſchen Blättern nach ſeiner jüdiſchen Abſtammung gewöhnlich Aaron genannt), Müller von Frankfurt a. M., Kolb ꝛc. General von Gablenz mißbilligte zwar die Verſammlung, nachdem ſie vorüber war, hatte aber nichts gethan, ſie zu verhindern. Deshalb nun erließ Preußen ſchon am 26. Januar eine Note an den preußiſchen Geſandten in Wien, Herrn von Werther, um Beſchwerde beim Wiener Kabinet zu führen. Durch die Altonaer Verſammlung ſey ein Wendepunkt in den Beziehungen des Wiener Kabinets zu Preußen eingetreten. „Man wolle wohl in Wien von der in Holſtein begünſtigten und gebildeten feindſeligen Stimmung gegen Preußen Gebrauch machen, wenigſtens ſey es nicht anders zu erklären. Wenn man zugelaſſen habe, daß die ſüddeutſchen Führer der Demokratie eine direkte Aufforderung zur Steuerverweigerung in das Land hineinſchleudern, ſo werde ein bisher durch ſeinen conſervativen Sinn ausgezeichnetes Land zum Heerde der Revolution gemacht. Schmerzlich berühre es den König Wilhelm, daß dies unter dem Schutz des öſterreichiſchen Doppeladlers geſchehe, der noch vor kurzem im blutigen Kampf neben dem preußiſchen Banner geweht habe. Sollte Oeſterreich auf ſein Recht in Holſtein wenig Werth legen, ſo ſey die Zukunft der Elbherzogthümer doch für Preußen eine

Lebensfrage. Deshalb müsse jede Ungewißheit schwinden und es völlig klar werden zwischen Oesterreich und Preußen."

Diese warme Ansprache fand in einer österreichischen Note vom 7. Februar eine kalte und ablehnende Antwort: „Der gegenwärtige Zustand der Herzogthümer sey nur ein provisorischer und deshalb müsse jedem anderweitigen Rechtsanspruch die freie Aeußerung zustehen." Am 12. März äußerte sich die Kreuzzeitung: „Nichts könnte sowohl für Oesterreich als für Preußen, als für ganz Deutschland ersprießlicher seyn, als die Allianz zwischen den beiden erstgenannten Mächten. Mit Graf Rechberg konnte man darauf hoffen. Graf Mensdorff dagegen läßt kein Verständniß mehr erwarten. Man setzt von Wien aus alle Hebel in Bewegung, um Preußen zu schädigen und zu verlästern, zumal durch die Presse von Madrid bis Petersburg. Wir sind nicht gemeint, auf die Dauer den unglücklichen Freier zu spielen. Die schleswig-holsteinische Frage nicht nur, auch die deutsche Frage konnte voll gelöst werden, wenn die Großmächte einig blieben. Aber Oesterreich will nicht mit uns gehen. So gehen wir allein." Um dieselbe Zeit regte die Norddeutsche allgemeine Zeitung die Reform des deutschen Bundes wieder an, dieser Gedanke wurde aber von der preußenfeindlichen Presse nur mit Hohn aufgenommen.

Weil unterdeß die Agitation für den Augustenburger in Holstein fortdauerte und von dem österreichischen Statthalter zwar mißbilligt, aber nicht ernstlich verhindert wurde und preußische Reclamationen desfalls erfolglos blieben, verordnete der König von Preußen am 11. März 1866, daß wer einer andern Autorität, außer dem im Wiener Frieden stipulirten Condominat in den Herzogthümern würde „gewaltsam Geltung verschaffen wollen," solle mit 5—10 Jahren Zuchthaus bestraft werden.

Eines Zwischenfalls muß hier noch gedacht werden, der zwar nicht unmittelbar auf den bevorstehenden Krieg einwirkte, doch die Haltung des Wiener Kabinets charakterisirt. Dieses Kabinet hatte

durch Sistirung der Reichsverfassung die Hoffnungen der Deutsch-Oesterreicher zerstört, überhaupt seinen deutschen Unterthanen den Rücken gekehrt, um sich liebkosend den bisher trotzigen Ungarn zuzuwenden. Diese waren nun zwar in eine aristokratische und liberale Partei gespalten, die erste unter des Grafen Apponyi, die andere unter Deaks Führung, jedoch in ihren nationalen Forderungen so einig, daß sie mehr verlangten, als der Kaiser gewähren konnte, weshalb die Unterhandlungen sich in die Länge zogen. Wie immer, wenn die Regierung mit dem deutschen und ungarischen Bestandtheil der Monarchie nicht harmonirte, drängten sich auch diesmal die Böhmen herbei, um durch ihren Eifer für die Regierung womöglich der slavischen Nationalität das Uebergewicht in der Monarchie zu verschaffen. Nun war Minister Graf Belcredi das Schooßkind der czechischen Partei und im Vertrauen auf den Einfluß dieses Ministers machte die Partei verwegene Versuche, die Deutschen in Böhmen zu unterdrücken. Sie verlangte, in allen Schulen Böhmens, auch den deutschen, solle die czechische Sprache gelehrt werden und als Landessprache den Vorrang über die deutsche Sprache haben.

Am 29. März trug Rieger (ein fanatischer Czeche mit deutschem Namen) beim Prager Landtage darauf an, daß die Universität czechisirt und degermanisirt werde. Der Regierungscommissär hatte nichts dagegen einzuwenden und die hohe böhmische Aristokratie, worunter auch große deutsche Herrn, die Fürsten von Fürstenberg und Taxis, Graf von Westphalen ꝛc. stimmten zu. „Wie muß da, schrieb die ostdeutsche Post, jedem Deutschen die Schamröthe ins Gesicht steigen, wenn er in den Reihen der Czechen Namen findet, die der deutschen Nation angehören, Söhne alter deutscher Geschlechter, die nicht einmal die Sprache verstehen, für deren Oberherrschaft sie stimmen."

Was Böhmen heute noch zu seinem Glücke fehlt, ist, daß seine Germanisirung noch nicht weiter vorgeschritten ist, Dank der Fahrlässigkeit der Habsburger und dem Egoismus der böhmischen Aristokratie, der

czechiſche Sklaven lieber waren als freie deutſche Bürger und Unwiſſenheit lieber als Wiſſen. Am meiſten hat ſich das Metternichſche Syſtem verſündigt, indem es noch im 19. Jahrhundert das deutſche Element im Kaiſerreich vernachläſſigte und zurückſetzte, und dagegen das ſlaviſche, ungariſche und italieniſche begünſtigte.

Wenn man erwägt, daß es Abſicht war, im bevorſtehenden Kriege Schleſien von Preußen abzureißen, ſo fällt dadurch einiges Licht in die Träumerei von der Wenzelskrone. Schleſien gehörte wie Mähren früher zu Böhmen. Das Phantom jener heiligen böhmiſchen Krone tauchte vielleicht aus dem Nichts nur hervor, um einen Anſpruch Böhmens an Schleſien zu begründen, wie man gleichzeitig in Ungarn immer von der h. Stephanskrone ſprach, deren Träger Croatien und Siebenbürgen anzuſprechen haben. Bei alledem mußte es auffallen, daß das Miniſterium Belcredi das Slaventhum und ſeinen feindlichen Gegenſatz gegen das Deutſchthum ſo ſtark betonen ließ, in einem Augenblick, in welchem Oeſterreich im Bunde mit den Mittelſtaaten und im Namen des deutſchen Bundes unter Vortragung der deutſchen Fahne den Krieg gegen Preußen begann. Zugleich bewies es, wie ſehr die Parteien in Deutſchland in Theorien, Sonderintereſſen und Nebendinge verrannt ſind, daß ſie auf die Vorgänge in Böhmen ſo viel wie gar nicht Acht gaben. Wären ſie wirklich von einem großen deutſchen Nationalgefühl durchdrungen und erfüllt geweſen, ſo hätten ſie die czechiſchen Inſulten nicht geduldet. Die Wichtigkeit, welche Böhmen für Deutſchland hat, ſofern es von Südoſten her bis tief in die Mitte Deutſchlands hereinragt, iſt überhaupt von den ſonſt klugen und überklugen, lauten und überlauten Leuten, die ſich den Deutſchen als Wortführer aufdrängen, noch viel zu wenig, eigentlich noch gar nicht gewürdigt worden.

Als in Wien die Kriegspartei ſiegte, verrieth die geſammte ſüddeutſche Preſſe wenig Verſtändniß von dem, was man in Wien wollte. Auch die Preſſe der deutſchen Mittelſtaaten ſchloß ſich der

österreichischen in wüthendem Preußenhasse, in blinder Preußenverachtung an, ohne irgend die Folgen für Deutschland zu bedenken, oder auch nur zu untersuchen, ob der Feind, gegen den alles loszog, auch wirklich so hassenswürdig sey, ob man es mit der deutschen Nationalität nicht am Ende in Berlin besser meine, als in Wien, und vor allen Dingen, ob es denn so gar leicht seyn würde, Preußen zu besiegen. Nur die historisch-politischen Blätter in München sahen heller in die Zukunft und warnten, obwohl vergeblich. Dieses achtbarste Organ des katholischen Deutschland äußerte sich über den Preußenhaß derer, die als Renegaten der Gothaer Partei jetzt zur Camarilla in Wien gehörten, sehr ungünstig und sagte: „Der Kaiser hatte von Anfang an einen richtigeren Blick als sämmtliche Führer und Wiener Marionetten der großdeutsch liberalen Partei, deren Wille zuletzt zu diesem unseligen Kriege den Ausschlag gegeben hat.“ Band XV. S. 215.

Der politische Horizont verfinsterte sich immer mehr. Man erfuhr preußischerseits, Oesterreich rüste heimlich, kaufe Pferde auf, und ziehe allmälig drei Armeecorps theils bei Krakau, theils in Oberschlesien und Mähren, theils in der nordwestlichen Ecke von Böhmen zusammen. Man forschte daher. Ein preußischer Offizier, Graf Waldersee, wurde am 6. März in Prag verhaftet, weil er unter falschem Namen Notizen über die militärischen Dislocationen in Böhmen gesammelt und sogar in der Festung Theresienstadt von den Befestigungen sollte Zeichnungen aufgenommen haben. Das letztere wurde entschieden von der preußischen Presse geleugnet. Man nahm ihm in Prag nur seine Papiere ab und schickte ihn über die Grenze zurück. Gleichzeitig waren in Folge der czechischen Agitationen beim Landtag in Prag in mehreren innern Bezirken Böhmens Unruhen ausgebrochen. Das gemeine czechische Volk war gegen die verhaßten Juden und, weil die Juden dort durchgängig deutsch reden, zugleich gegen die harmlosen Deutschen aufgehetzt worden, mißhandelte sie und

plünderte deren Häuser, so daß Militär einschreiten mußte. Die österreichische Presse versicherte, nur zu diesem Zweck allein seyen militärische Bewegungen in Böhmen vorgenommen worden. Die preußische Presse aber wies darauf hin, daß die Concentrirungen kaiserlicher Truppen gerade in den Grenzbezirken stattfinden, wo gar keine Judenkrawalle vorgekommen seyen.

Oesterreich hatte seinen Entschluß gefaßt und achtete nicht mehr auf die dringenden Vorstellungen Preußens, es möge den Bürgerkrieg vermeiden. Ein persönliches Schreiben des Königs von Preußen an den Kaiser Franz Joseph und ein anderes an den jungen König von Bayern blieben ohne Erfolg. Man hatte sich in Wien und München in den Traum eingewiegt, man habe eine solche Uebermacht, daß Preußen nothwendig unterliegen müsse. Man war geneigt, Venetien an Italien freiwillig gegen eine große Geldentschädigung zu überlassen und dadurch Frankreich zu beschwichtigen, während man Schlesien erobern und Oesterreich damit für Venetien entschädigen wollte. Am 11. März hielten die Marschälle zu Wien einen Kriegsrath und am 15. wurde der Befehl erlassen, demzufolge große österreichische Truppenmassen sich nach Böhmen bewegten. Die Zeitungen mußten rühmen, Oesterreich allein bringe 800,000 Mann auf die Beine. Feldmarschall-Lieutenant Benedek wurde zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Vollmacht ernannt. Um den ihm zugeneigten Bundesstaaten einen Vorwand zum Kriege gegen Preußen zu geben und deren Truppen mit den österreichischen vereinigen zu können, unterrichtete Oesterreich am 16. März diese Bundesstaaten, es werde demnächst beim Bundestage nach § 11. der Bundesakte eine Bundesexecution gegen Preußen beantragen.

So weit war Oesterreich schon vorgegangen, als Preußen erst am 19. März die Rüstungen Oesterreichs constatirte. Desgleichen die Rüstungen Sachsens, denn das arme Sachsen hatte sich vorschieben lassen und trotz aller gerechten Besorgnisse der Bevölkerung

nahm Miniſter von Beuſt eine kecke und herausfordernde Stellung ein. Miniſter von der Pfordten in Bayern, der für den Hauptagitator der antipreußiſchen Bewegung galt, war vorſichtiger, ſchonte die bayriſchen Truppen und übereilte ſich nicht, ſie ins Feld zu führen.

Am 24. März beſchwerte ſich Preußen in einem Rundſchreiben an die deutſchen Höfe über die bedrohlichen Rüſtungen Oeſterreichs, glaubte in dem allgemeinen deutſchen National- und Bundesintereſſe eine Bürgſchaft für Erhaltung des Friedens ſuchen zu müſſen und forderte zu einer Reform der Bundesverfaſſung, insbeſondere der Bundesheerverfaſſung auf, deren Schwerfälligkeit einer raſch eintretenden Gefahr nicht zu begegnen vermöge. Die Mittelſtaaten antworteten einfach mit Hinweiſung auf § 11. der Bundesverfaſſung, welcher jedem Bundesſtaat verbiete, den andern feindlich anzugreifen, und die Entſcheidung dem Bundestage vorbehalte. Die Antwort Sachſens war vom Grafen Beuſt auffallend ironiſch abgefaßt. Da nun Oeſterreich in ſeinem Stillſchweigen verharrte und ſeine Rüſtungen fortdauerten, verfügte Preußen am 28. März, ſeine zunächſt bedrohten Feſtungen in Schleſien und einſtweilen zwei Armeecorps in Kriegsbereitſchaft zu ſetzen. Hierauf erfolgte ſchon am 31. März von Seiten Oeſterreichs die Erklärung an Preußen: Sämmtliche umlaufende Gerüchte von öſterreichiſchen Rüſtungen ſeyen erlogen, Oeſterreich habe gar nicht gerüſtet und ſey weit entfernt von dem Gedanken, Preußen angreifen zu wollen. Es verlange daher, daß Preußen ſeine begonnenen Rüſtungen ſofort wieder einſtelle. Die Antwort Preußens lautete ablehnend: Preußen beabſichtige nicht entfernt, Oeſterreich anzugreifen, aber es ſey durch die öſterreichiſchen Rüſtungen gezwungen worden, ſich auf einen Angriff gefaßt zu machen, und ſeine Anordnungen hätten nur einen rein defenſiven Charakter. Es ſchenkte alſo den Verſicherungen Oeſterreichs keinen Glauben.

Alle Zeitungen waren überfüllt mit gegenſeitigen Anſchuldigungen

und absichtlichen Unwahrheiten. Das allgemeine Lügengewebe wurde noch verwickelter durch die Börsennachrichten, die auf Hausse oder Baisse spekulirten und demnach die Kriegsgerüchte dämpften oder steigerten. In den Mittel- und Kleinstaaten ließen sich die alten Neider Preußens und die gegen Bismarck erbitterten Liberalen zu der dummen Anschuldigung hinreißen, Graf Bismarck allein wolle Krieg und zwar Krieg um jeden Preis, um durch äußere Erfolge die Opposition im Innern zum Schweigen zu bringen. Er wolle, hieß es, für Deutschland werden, was Cavour in Italien, und suche sich daher auf Frankreich zu stützen, dem er das Saarbrücker Kohlenbecken als erste Abschlagszahlung abtreten wolle. Die preußischen Regierungsblätter erklärten dieses Gerücht für eine gemeine Lüge.

Preußen bewies gerade damals, daß es Deutschland gegen Frankreich schützen wolle. Das war der Sinn seines Antrags einer Bundesreform am 9. April, eingeleitet durch ein Umlaufschreiben vom 24. März. Graf Bismarck verlangte, die Bundesregierungen sollten einen Bundesreformplan entwerfen und einem neu einzuberufenden deutschen Parlament zur Berathung vorlegen. Das letztere sollte nicht aus Delegirten bestehen, sondern aus allgemeinen Wahlen auf breitester Grundlage hervorgehen und nur das passive Wahlrecht sollte Einschränkungen erleiden. Wie weit die Competenz des Parlaments gehen solle, wurde vorläufig nicht festgesetzt. Dieses Bismarck'sche Reformproject wurde von der Presse schlecht aufgenommen, sein patriotischer Sinn gar nicht verstanden. Wie Graf Bismarck das Berliner Abgeordnetenhaus behandelt hatte, ließ einem durch ihn einberufenen Parlamente wenig Hoffnung. Man staunte über seine Kühnheit, mit einem solchen Project hervorzutreten. Man nannte es ein Danaergeschenk und verwarf es, bis klügere Stimmen sich hören ließen, das Geschenk sey immerhin werthvoll, man solle es nur ergreifen und den kühnen Grafen in Berlin beim Wort nehmen.

Man glaubte, Preußen habe mit seinem Antrage nur einem ähnlichen Schritte Oesterreichs beim Bunde zuvorkommen wollen. Aber Bismarcks Umlaufschreiben vom 24. März sprach es schon mit großer Klarheit aus, daß die Bundesreform nur das Mittel, der Zweck aber die Aufrechterhaltung der bisherigen Selbständigkeit Deutschlands nach außen seyn solle. Das Umlaufschreiben wies auf die Nothwendigkeit hin, den Stand der Bundesmilitärverhältnisse zu verbessern und der preußischen Militärmacht einen raschen und energischen Beistand von Seiten der übrigen Bundescontingente zu sichern. Was Preußen für sich fordere, fordere es nur für das gesammte Deutschland, für das große Nationalinteresse. „Das Schicksal Preußens würde das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, denn wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, würde Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv Antheil nehmen. Wenn der deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen den großen europäischen Kriegen, die aus mehr als einer Ursache jeden Augenblick auftauchen können, entgegengehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksale Polens nicht schützen werde." Die Weltgeschichte wird Act davon nehmen, daß diese ernsten Worte fast überall nur mit Hohn aufgenommen und gar nicht verstanden wurden.

Es handelte sich in der That um die größte Gefahr nicht blos für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Sollte Oesterreich einen Krieg gegen Preußen provociren, um diesen seinen Nebenbuhler für immer zu demüthigen, vielleicht zu vernichten, und ließen sich die Mittelstaaten und die liberalen und demokratischen Parteien bethören, dazu mitzuwirken, so lag es auch im Interesse Rußlands, Dänemarks und Englands, die Seemacht Preußens in der Ost- und Nordsee im Keime zu ersticken, so machte sich Frankreich für seine Rücksicht auf Oesterreich durch die preußische Rheinprovinz und durch eine Erneuerung

des Rheinbundes bezahlt, Preußen fiel dann unvermeidlich in die ruſſiſche Vaſallenſchaft. Oeſterreich ſelbſt, wenn auch ſiegreich, würde die Hegemonie in Deutſchland nicht erringen, denn Rußland würde ſein Schwert über das nordöſtliche, Frankreich über das ſüdweſtliche Deutſchland ausſtrecken. Die Elbherzogthümer würden ganz aus der deutſchen Machtſphäre hinausfallen, von einer deutſchen Marine würde keine Rede mehr ſeyn.

Dieſe Erwägungen rechtfertigen vollkommen Bismarcks mahnendes Rundſchreiben. Aber Neid und Parteileidenſchaft machten die Deutſchen blind.

In der Weſerzeitung las man folgenden Artikel aus München, 14. April. Ein Mitglied der öſterreichiſchen Geſandtſchaft äußerte ſich dieſer Tage: „Wenn Graf Bismarck glaubt, er habe Oeſterreich durch ſeinen Reformantrag am Bunde und durch ſein Bündniß mit Italien Schach geboten, ſo iſt er in arger Täuſchung; es koſtet dem öſterreichiſchen Kabinet nicht mehr Kühnheit, als der Reformantrag dem Grafen Bismarck, um binnen wenigen Tagen die preußiſchen Plane gründlich zu beſeitigen. Das öſterreichiſche Kabinet wird dieſe Kühnheit zeigen, wenn Bismarck nicht bald andere Bahnen einſchlägt. Wir überbieten Preußens Reformantrag mit der Forderung eines conſtituirenden Parlaments, dem wir einzig und allein in Bezug auf die Centralgewalt (d. h. die Hauptſache!) Beſchränkungen auferlegen, und ganz Deutſchland ſteht begeiſtert an unſerer Seite, ja ſelbſt die Regierungen der Mittelſtaaten, wenn ihnen auch die Kühnheit unſeres Plans nicht ſonderlich behagen mag; wir geben Italien Venedig und das Feſtungsviereck, ein höchſt unſicherer Beſitz, der uns weit mehr koſtet, als er einträgt. Das preußiſch-italieniſche Bündniß wird dadurch eine Todtgeburt, und das dann endlich bis zur Adria freie Italien, das uns ſchon einmal 600 Millionen geboten, übernimmt mit Vergnügen 1000 Mill. von Oeſterreichs Schulden, und wenn Oeſterreich, getrieben und entſchuldigt durch die Lage, einen kühnen

Griff in das Kirchenvermögen macht, hat es noch weitere 1000 Mill. Gulden und ist dann in jeder Hinsicht befähigt, Preußen auf den Sand zu setzen." In der Wiener „Neuen Presse" erschien am 15. April ein Artikel, der dasselbe Project guthieß.

Damit stimmt überein, was im Herbst von einer gut unterrichteten Feder aus Baden geschrieben wurde. In der „Badischen Antwort auf das Pamphlet über den angeblichen badischen Verrath" wird mitgetheilt, es seyen, als noch niemand an Krieg dachte, von Seite Oesterreichs an Bayern Anträge gemacht worden, die an einer Absicht Oesterreichs, einen Krieg zu provociren nicht zweifeln ließen. *)

Oesterreich gab sich einer verhängnißvollen Täuschung hin. Kaum erst nach dem Krimkriege zum Dank für sein Vorgehen gegen Rußland von Frankreich verrathen und um die Lombardei gebracht, hoffte es von demselben Frankreich Beistand gegen Preußen, da seine natürliche Politik doch nur der innigste Bund mit eben diesem Preußen seyn konnte. Halten beide deutschen Großmächte zusammen und schließen sich ihnen die Mittelstaaten an, so können sie ein Heer von 1½ Millionen trefflicher Krieger ins Feld stellen. Wer in Europa vermöchte ihnen zu widerstehen? Sie eroberten Schleswig, auf das sie kein Recht hatten, ohne daß Rußland, England und Frankreich einen Widerspruch wagten. Wenn sie beschließen, binnen einem

*) Indem der Verfasser die Beschuldigungen Oesterreichs gegen Baden zurückweist, sagt er Seite 7: „Man war in Wien bereits daran, noch direkter die Niederlage von Königgrätz den Bayern in die Schuhe zu schieben, wenn nicht der angegriffene Staatsmann am 3. und 4. September nach Wien eine Antwort gerichtet hätte, die Andeutungen über weitere Mittheilungen und Schritte enthielt, welchen man in Wien doch aus dem Wege zu gehen suchte, weil dieser Premier eben im Besitze von Anträgen und Vertragsentwürfen erschien, welche noch weiter als Felonie und Verrath gingen, da sie zu derjenigen Zeit gemacht wurden, wo man laut und entrüstet erklärte, an eine Friedensstörung nicht im mindesten zu denken."

halben Jahre ſoll die Lombardei wieder öſterreichiſch ſeyn, ſo iſt ſie es. Wenn ſie beſchließen, die Donau bis ins ſchwarze Meer ſoll öſterreichiſch ſeyn, ſo iſt ſie es. Wenn ſie beſchließen, binnen ſechs Monaten ſoll kein Ruſſe mehr im Königreich Polen ſtehen, ſo ſteht keiner mehr drin. Das ungeheure Gewicht ihrer Kriegsſtärke drückt jeden Widerſtand nieder, woher er auch kommen mag. Oeſterreich kann alſo im Bunde mit Preußen das ganze untere Donauland beherrſchen und ſeinen ganzen alten Einfluß auf Italien wiedergewinnen und braucht ſich auch nicht im mindeſten vor einer Hand voll Magyaren und Czechen zu geniren. Wenn es dagegen ſich Preußen zum Feinde macht, ſo erhalten alle alten Feinde Oeſterreichs, Rußland, Italien, Frankreich und die Oppoſition der Magyaren und Czechen ein enormes Uebergewicht. Gleichwohl nahm Oeſterreich die Miene an, als habe es Preußen gar nicht nöthig, ärgerte, reizte und bedrohte Preußen. Eine kaum erklärbare Politik, da doch die trügeriſche Verlockung, Schleſien wieder zu gewinnen, die reellen Vortheile eines Bündniſſes mit Preußen in keiner Weiſe aufwiegen konnte. Die Wiener Burg war nicht gut berathen, als ſie den Magyaren und Czechen auf Koſten der Deutſchen ſo viel nachgab. Sie war noch übler berathen, als ſie Allianzen mit dem Ausland gegen die verbrüderte deutſche Macht ſuchte. Belcredi galt als fanatiſcher Czeche, Graf Mensdorff als ein Lebemann, der kaum zwei Stunden des Tags den Geſchäften widmete und ſich von den unzuſtändigſten Perſonen, von Nichtöſterreichern, von abgefallenen Gothaern berathen ließ, wie v. Gagern und v. Biegeleben aus Darmſtadt, v. Meyſenbug aus Kurheſſen, v. Wydenbruk, der auguſtenburgiſche Agent. Unter ſolchen Einflüſſen und unter dem Eindruck der ungariſchen und böhmiſchen Preſſion ſchien das Wiener Kabinet alle beſſere Beſinnung zu verlieren. Ungarn und Böhmen wetteiferten, dem Kaiſer alle ihre Streitkräfte gegen Preußen anzubieten, einen Krieg gegen Preußen als ungeheuer populär auszuposaunen und ſo viel möglich die deutſchen Oeſterreicher gegen die

deutſchen Preußen zu hetzen, damit ſich beide verbluten möchten und ſie ſelber ſpäter um ſo ſicherer ihr ſelbſtändiges magyariſches und czechiſches Reich gründen könnten.

Gleichzeitig erſchienen mehrere Geſchichtswerke, in denen die preußiſche Politik während des 7jährigen Krieges und des Basler Friedens in der gehäſſigſten Weiſe in Erinnerung gebracht wurde, um darzuthun, daß es die Hauptaufgabe der öſterreichiſchen Politik ſeyn müſſe, Preußen zu demüthigen, womöglich zu vernichten. Der Griffel der Geſchichte, beſtimmt, um Fürſten und Völker zu belehren und vor alten Thorheiten und Sünden zu warnen, wurde hier mißbraucht, um alten Haß zu ſchüren, alte Dummheit als Weisheit zu empfehlen. Die betreffenden Werke waren das Leben des Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen von v. Vivenot in Wien, und die Geheimniſſe des ſächſiſchen Kabinets, in Dresden erſchienen.

Einen ſeltſamen Eindruck machte es, daß, nachdem Oeſterreich dem jungen Prinzen in Paris ſeinen vornehmſten Orden, das goldne Vließ geſchickt hatte, Preußen ihm wetteifernd auch noch den ſchwarzen Adlerorden ſchickte (im März 1866). Leider ſollte das Kind von Frankreich daraus nicht die Einigkeit der beiden deutſchen Großmächte, ſondern das Gegentheil erkennen.

Unterdeß dauerte der heikle Notenwechſel zwiſchen Wien und Berlin fort. Am 7. April leugnete Oeſterreich ſeine Rüſtungen und ſpielte auf eine mündliche Aeußerung des Grafen Bismarck gegen den öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, Grafen Karolyi an, wonach Bismarck ſich über den Gaſteiner Vertrag leicht hinwegſetzen zu wollen erklärt haben ſollte. Preußen antwortete am 15. April, es weiſe die Anſchuldigung Bismarcks als unwahr zurück, beharre dabei, daß Oeſterreich wirklich an den Grenzen gerüſtet habe, rechtfertigte dadurch ſeine Gegenrüſtungen und verlangte, wenn es Oeſterreich ernſt ſey, Preußen nicht angreifen zu wollen, ſo ſolle es auch zuerſt wieder abrüſten. Hierauf erwiderte Oeſterreich in kaum erwarteter Weiſe

entgegenkommend, es wolle am 25. seine Abrüstung beginnen, wenn Preußen verspreche, vom folgenden Tage an dasselbe zu thun. Preußen erklärte sich dazu bereit und so hoffte man, der Friede werde erhalten bleiben.

Am 21. April verwies auch der Bundestag den preußischen Bundesreformantrag an einen Ausschuß und am 22. zeigten sich die in Augsburg tagenden Minister der Mittelstaaten einstimmig geneigt, den preußischen Antrag nicht abzulehnen. Bismarcks Organ, die nordd. allg. Zeitung, schrieb am 24. zur Motivirung des preußischen Antrags: „Schon am Ende des Jahres 1862 aus Anlaß des Fürstencongresses in Frankfurt hat die preußische Regierung erklärt, daß sie nur in einer ‚aus direkter Betheiligung der ganzen Nation hervorgehenden Nationalvertretung' die Bürgschaft zu erblicken vermöge, daß nicht die wahren Bedürfnisse und Interessen particularistischen Bestrebungen zum Opfer gebracht würden. ‚Nur eine solche Vertretung,' heißt es wörtlich in der die Ablehnung der österreichischen Reformvorschläge begründenden Denkschrift des Kgl. Staatsministeriums vom 15. September 1863; ‚nur eine solche Vertretung wird Preußen die Sicherheit gewähren, daß es nichts zu opfern hat, was nicht dem ganzen Deutschland zu Gute komme.' Kein noch so künstlich ausgedachter Organismus von Bundesbehörden kann dies Spiel und Widerspiel dynastischer und particularistischer Interessen ausschließen, welches sein Gegengewicht und sein Correctiv in der National-Versammlung finden muß. In dieser Versammlung, die aus dem ganzen Deutschland nach dem Maßstabe der Bevölkerung durch direkte Wahlen hervorgeht, wird der Schwerpunkt, so wenig wie außer Deutschland, so auch nie in einen einzelnen, von dem Ganzen sich innerlich loslösenden Theil fallen; darum kann Preußen mit Vertrauen in sie eintreten. Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volks sind wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes; wo dieses

Element zu ſeiner wahren Bedeutung kommt, wird Preußen niemals befürchten dürfen, in eine ſeinen eigenen Intereſſen widerſtrebende Politik hineingezogen zu werden. — Als etwas Neues, Unerwartetes kommt alſo auch dem Inhalt nach der Antrag, welchen die preußiſche Regierung nunmehr in der Bundesverſammlung geſtellt hat, nicht; er iſt nicht, wie man es von fortſchrittlicher Seite darzuſtellen ſucht, die Folge einer Wandlung der Anſichten des jetzigen Leiters der preußiſchen Politik, nicht ein bloßes Auskunftsmittel in einer ſchwierigen Verwicklung, ſondern der ſachgemäße, nicht blos von den Mitgliedern des gegenwärtigen Miniſteriums, ſondern von den preußiſchen Staatsmännern der verſchiedenſten Parteiſtellung gebilligte Ausdruck für die deutſche Politik Preußens. Graf Bismarck hatte nicht ſobald die Leitung des Miniſteriums übernommen, als er demſelben Ausdruck zu geben verſuchte, und iſt daher derſelbe bereits in den am 18. December 1862 der Bundesverſammlung übergebenen Ausſchußverhandlungen niederlegt."

Preußen machte dem Neuneraus̈ſchuß der Bundesverſammlung am 11. Mai in Bezug auf die Bundesreform noch nähere Mittheilungen. 1) Das deutſche Parlament ſollte in den Organismus des Bundes eingefügt und periodiſch einberufen werden. „Es wird durch dieſe Combinirung erzielt, daß die Beſchlußfaſſung der Nationalvertretung auf den dafür ſpeziell bezeichneten Gebieten der künftigen Bundesgeſetzgebung die bisher erforderliche Stimmeneinheit unter den Bundesgliedern zu erſetzen haben würde." 2) Zu jenen Gebieten gehören die im Artikel 64 der Wiener Schlußacte unter dem Namen „Gemeinnützige Anordnungen" zuſammengefaßten Materien: das Münz-, Maaß- und Gewichtsweſen, Civilprozeßordnung, Patentgeſetzgebung, Wechſelrecht ꝛc. 3) Dazu das Verkehrsweſen, Land- und Waſſerſtraßen, Eiſenbahnen, Telegraphen, Poſt, Waſſerzölle. 4) Freizügigkeit, Regulirung der Auswanderung im nationalen Intereſſe. 5) Zoll- und Handelsgeſetzgebung. 6) Schutz des deutſchen Handels

im Ausland und zur See. 7) Gründung einer deutschen Kriegsmarine mit den erforderlichen Kriegshäfen ꝛc. 8) Revision der Bundeskriegsverfassung zur bessern Zusammenfassung der deutschen Wehrkräfte.

Am 7. Mai brachte die Kreuzzeitung einen vom Präsidenten von Gerlach verfaßten Artikel, der dringend zum Frieden mahnte und worin es hieß: „Dem berechtigten preußischen Berufe der Machtentfaltung in Deutschland steht der eben so berechtigte österreichische Beruf der Machterhaltung in Deutschland gegenüber. Dieser Dualismus ist der lebendige Grundcharakter, die reale Basis der Verfassung von Deutschland. Er hat Deutschland fünfzig Jahre Frieden, blühenden Wohlstand und Freiheit von fremder Einmischung verschafft, Preußens Ehre und Macht ist ein Kleinod nicht blos Deutschlands, sondern auch Oesterreichs, und Oesterreichs Ehre und Macht ein Kleinod Preußens. Jede Wunde Preußens ist aber auch eine Wunde Oesterreichs und jede Wunde Oesterreichs eine Wunde Preußens. Krieg zwischen Preußen und Oesterreich wäre ein grundverderblicher Krieg und würde, abgesehen vom materiellen Unheil, ganz Deutschland und insbesondere Preußen und Oesterreich in ihren wesentlichen Lebensorganen schwer, vielleicht tödtlich beschädigen. Louis Napoleon würde wie Italiens, so auch Deutschlands Lehensherr werden. „Morituri te salutant“ riefen nach Sueton Gladiatoren dem Kaiser Claudius zu, als sie zu seiner Belustigung einander zerfleischen sollten.“

Nachdem Oesterreich sich am 25. April zur Abrüstung bereit und Preußen seinerseits diesem Beispiel zu folgen erklärt hatte, erklärte Oesterreich schon wieder, es könne nur im Norden abrüsten, nicht aber im Süden, weil Italien so große Rüstungen an der Grenze von Venetien und Tirol mache. Dagegen erklärte wieder Preußen, wenn Oesterreich nicht ganz abrüste, werde es ebenfalls gerüstet bleiben. Italien aber erklärte, es sey ihm gar nicht eingefallen

zu rüſten, und auch Napoleon III., den man in Mitſchuld zog, leugnete, etwas von italieniſchen Rüſtungen zu wiſſen. Gern aber nahm Victor Emanuel die Erklärung Oeſterreichs zum Vorwand, um ſeine ſchon im Stillen begonnenen Rüſtungen jetzt ganz offen, und im größten Maßſtab zu vollenden, verſicherte jedoch, er werde ſich nur vertheidigen, nicht angreifen. Miniſter Rouher ſprach ſich in demſelben Sinn in der franzöſiſchen Kammer aus. Unterdeß lehnte Oeſterreich am 26. April auch die von Preußen gemachten Vorſchläge in Bezug auf Schleswig-Holſtein ab und ſprach ſich ſo unverblümt für den Prinzen von Auguſtenburg aus, daß Preußen in dieſer Abweichung vom Gaſteiner Vertrage und Wiener Frieden die feindſeligſte Abſicht Oeſterreichs erkennen mußte. Das hatte nun zur Folge, daß von keiner Seite abgerüſtet, ſondern die Rüſtungen vielmehr bis zum äußerſten Maaß geſteigert wurden. Nun kamen auch die Mittelſtaaten in Bewegung und Sachſen begann zuerſt ſeine Rüſtungen, als ob es von Preußen bedroht wäre. Man war hier viel zu hitzig. Vergebens warnte der Magiſtrat von Leipzig, der am 5. Mai für Sachſen Neutralität verlangte. Preußen beſchwerte ſich, Sachſen rief am 5. Mai die Entſcheidung des Bundes an und der Bundestag erklärte ſich am 9. Mai mit zehn Stimmen gegen fünf für Sachſen. Schon am 2. Mai hatte die Wiener „Preſſe“ die Mittelſtaaten vor einem preußiſchen Uſurpationsverſuch gewarnt und geradezu eingeſtanden, Oeſterreichs ungeheuere Rüſtungen ſeyen gegen Preußen und nicht gegen Italien gerichtet, denn es komme ihm gar nicht darauf an, gegen eine gute Entſchädigung Venedig abzutreten, das ihm nur viel koſte und es beſtändig mit einem neuen Kriege bedrohe. Für Oeſterreich ſey es weit räthlicher, mit Hülfe Deutſchlands Preußen zu unterdrücken.

Das war ganz im Sinne des Plans, Venetien gegen Schleſien zu vertauſchen.

Ein Zwiſchenfall, der nur die Erhitzung der Gemüther in Deutſch-

land bewies, war der Mordversuch auf Graf Bismarck, einen Tag nach der Rede von Auxerre am 7. Mai. Blind, ein junger Oekonom, der in Hohenheim bei Stuttgart studirt hatte, Pflegesohn eines 1848 berüchtigten und nach England geflohenen deutschen Demokraten, reiste nach Berlin, lauerte dem Ministerpräsidenten auf offener Straße auf und feuerte aus einem Revolver zwei Schüsse von hinten auf ihn ab, ohne zu treffen. Der Minister, ein großer und starker Mann, packte ihn und warf ihn nieder. Im Ringen konnte Blind den Revolver noch dreimal hart am Leibe seines Gegners abdrücken, was dem letztern jedoch nur Contusionen verursachte. Blind fand Gelegenheit, sich in der nächsten Nacht den Hals durchzuschneiden und starb. Ein Brief von ihm beurkundete, daß er durch den Mord Bismarcks habe den Frieden erhalten und Deutschland retten wollen. So wiederholte sich hier abermals die ungeheure Verblendung Oskar Beckers. Junge Leute, die wirklich für Deutschlands Einheit schwärmten, ließen sich durch die Lügen derer, die um keinen Preis eine wollten, zum Fanatismus gegen die Einzigen entflammen, die eine nationale Einheit, Macht und Größe zu fördern geneigt und fähig waren.

Die Mehrheit des Berliner Abgeordnetenhauses und die demselben anhängende Fortschrittspartei in Preußen sah nur mit verbissenem Grimme der Entfaltung der preußischen Fahne zu. Nie stellte sich eine Volksvertretung ein kläglicheres Armuthszeugniß aus, als die preußische, indem sie dem eigenen Staat keine mächtige Stellung nach außen und keine Waffenehre mehr gönnen wollte, sondern gleichsam mit dem ohnmächtigen Gekläff eines Hundes dem edlen Roß, das den vaterländischen Helden zum Siege trug, in die Ferse beißen wollte. Das Abgeordnetenhaus bewilligte keinen Heller für die Armee. Es erkannte nicht einmal den rechtmäßigen und ehrenvollen Erwerb des Herzogthums Lauenburg für Preußen an, weil die Regierung das Haus nicht zuvor um Erlaubniß gebeten habe. So in der Abstimmung am 3. Februar 1866. Als der Krieg mit

Oesterreich unvermeidlich herannahte und der König von Preußen durch die zuerst von Oesterreich begonnenen Rüstungen, durch die hartnäckige Feindseligkeit und Ungerechtigkeit Oesterreichs in Verweigerung dessen, was Preußen mit Recht und zum Vortheile von ganz Deutschland in den Elbherzogthümern zu fordern hatte, sich zu Gegenrüstungen gezwungen sah, erklärten am 5. Mai alle vier Wahlbezirke von Berlin, der Belehrung des Juden Jacoby folgend, der Krieg, den Preußen beginnen wolle, sey unberechtigt und unsittlich. Preußen habe gar kein Recht auf Schleswig-Holstein, nur die Elbherzogthümer selbst und das künftige Parlament hätten über die Zukunft der ersteren zu entscheiden. Die Volkspartei solle den Krieg verwerfen und ihr ganzes Interesse wie bisher dem Kampfe gegen die Regierung zuwenden. Das hieß ein zweites Olmütz verlangen. Oesterreich allein war viel mächtiger als Preußen und wurde noch durch die Mittelstaaten verstärkt. Oesterreich wollte den Krieg und eben so begierig waren die Mittelstaaten, von den Herrn v. Beust und v. d. Pfordten dazu angereizt. Nichts erschien damals wahrscheinlicher, als ein Sieg Oesterreichs und der Mittelstaaten über Preußen, und in einem so bedenklichen Momente wurde die Regierung vom Abgeordnetenhause nicht unterstützt, sondern im Stich gelassen und verhöhnt.

Auch in den Provinzen wehte dieser Berliner Wind. Eine Volksversammlung in Königsberg proclamirte am 9. Mai ebenfalls das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner, verwarf die preußischen Ansprüche in den Elbherzogthümern und verwarf auch das von Graf Bismarck angekündigte deutsche Parlament. Die Einigung Deutschlands sey nicht auf dem Wege Bismarcks, sondern nur auf dem der Freiheit zu erzielen. Die Volkspartei solle daher fortfahren, Bismarck zu bekämpfen. In ähnlichem Sinn richteten die Stadtverordneten in Königsberg, Stettin, Köslin, Kolberg, Magdeburg am 24. Mai grobe Adressen an den König, worin sie einen

gründlichen Wechsel des Systems und der Personen der Regierung forderten. Der Ausschuß des Nationalvereins in Berlin erklärte am 14. Mai, Bismarck solle erst in der preußischen Verfassungsfrage nachgeben und die Volkspartei gewähren lassen, ehe er an ein deutsches Parlament und an eine deutsche Verfassung zu denken habe. Die letztere existire schon, nämlich die Reichsverfassung von 1849, von der allein Heil zu erwarten sey. In dieser Weise sah sich die preußische Regierung, indem sie zum Kriege gegen übermächtige Feinde rüstete, zugleich im Innern umheult von s. g. Volksvertretern, die, als ob sie im Bunde mit dem Feinde stünden, alles thaten, um die Regierung zu schwächen, das Heer zu entmuthigen.

Auch in den Mittelstaaten arbeitete der Nationalverein gegen Preußen. Seit Bismarck ein Parlament wollte, wollten es die nicht mehr, die es früher am hitzigsten reclamirt hatten. Der deutsche Liberalismus bewährte wieder seine unverbesserliche Ideologie, seine totale Unfähigkeit, eine Sache praktisch anzugreifen. Er schwärmte für das Parlament, so lange niemand da war, der es hätte verwirklichen können. Kaum trat ein Mann von Energie auf, der es verwirklichen konnte, so wendete sich alles von ihm ab. Man wurde an Schillers Worte erinnert:

> Da rufen sie den Geist an in der Noth
> Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.

Die norddeutsche Zeitung, Bismarcks Organ, in ihrer Nummer vom 26. Mai beschuldigte Oesterreich, es habe sich über das Ministerium Bismarck keineswegs zu beklagen gehabt, welches vielmehr mit Oesterreich gegangen sey. Dieses gute Einvernehmen sey erst 1863 durch den plumpen Reformplan Oesterreichs gestört worden, der Preußen in eine untergeordnete Stellung habe herabdrücken wollen. Die ganze österreichische Politik dränge auf die Schwächung

Preußens hin und ſuche auf Koſten Preußens in Deutſchland eine Entſchädigung für das, was es in Italien verloren habe, oder noch ferner werde aufgeben müſſen. Zu dieſem Behufe reize Oeſterreich auch die deutſchen Mittelſtaaten gegen Preußen auf und weil man dort für den Prinzen von Auguſtenburg ſchwärme, ſchmeichle jetzt Oeſterreich der auguſtenburgiſchen Partei und begünſtige einen Prätendenten, deſſen Recht es früher nicht anerkannt und den es factiſch außer Beſitz geſetzt habe.

Siebentes Buch.

Diplomatie der Mittelstaaten.

Wenn der Krieg ausbrach, war die Theilnahme der Mittelstaaten für Oesterreich von großer Wichtigkeit, denn sofern sie nur Streitkräfte genug aufstellten, mußte Preußen sie abzuwehren suchen, konnte also nur weniger Truppen gegen Oesterreich selbst verwenden. Ihrer Zustimmung war Oesterreich diesmal ziemlich sicher. Sie waren nämlich wie Oesterreich selbst in der Täuschung befangen, Preußen werde ohne viele Mühe besiegt werden können. Sie rechneten auf eine Revolution in Preußen. Die Erbitterung gegen Bismarck in Berlin und in allen preußischen Provinzen war, wie sie meinten, so hoch gestiegen und die Abneigung in Preußen vor dem Kriege selbst im Heere so allgemein, daß es an einer Volkserhebung und am Sturze des Grafen Bismarck nicht fehlen könne, wodurch der ganze Krieg verhindert werden würde. Aber wenn er auch zum Ausbruch käme, zweifelten sie nicht, die Macht Oesterreichs schon allein sey der preußischen weit überlegen.

Hieraus erklärt ſich zweierlei, einmal daß die Mittelſtaaten in ſo übereilter Weiſe den Aufforderungen Oeſterreichs zur Kriegsdrohung, ja zur förmlichen Kriegserklärung gegen Preußen Folge leiſteten, und zweitens, daß ſie mit ihren Rüſtungen und der Vereinbarung und Durchführung eines Operationsplans ganz und gar nicht eilten und faſt unglaublich, ja ſträflich langſam damit vorgingen. Am meiſten muß man ſich darüber wundern, daß Hannover und Kurheſſen ſo eifervoll der öſterreichiſchen Kriegsluſt durch ihre Abſtimmungen am Bundestage dienten und doch für den Krieg nicht frühe genug rüſteten und ſich vom Ausbruch des Kriegs überraſchen ließen, da gerade ſie, zwiſchen den beiden Hälften Preußens eingekeilt, am nächſten bedroht waren. Sie hätten ſich entweder an die Feinde Preußens gar nicht anſchließen, oder ſich frühe genug ausreichend rüſten und, wenn ſie zu ſchwach waren, ſich noch rechtzeitig auf das Gebiet ihrer Bundesgenoſſen zurückziehen müſſen.

Der böſe Genius des blinden Königs von Hannover war ein Graf Platen aus Holſtein. Der vielgehaßte Graf Bories war nur ein ehrlicher Conſervativer, ſtrenger Bureaukrat und Verächter der liberalen Kundgebungen geweſen, daneben ein ausgeſprochener Feind Preußens, aber kein Intrigant. Durch „Intriguen niedern Ranges," wie ein ehrenwerther Ariſtokrat aus Hannover geſagt hat,*) kam Platen in die höchſte Gunſt, ſtellte ſich aber niemals der Kammer blos und wirkte immer nur „hinter den Couliſſen." Ihm geſellte ſich eine entſprechende Camarilla zu, welcher der König unglücklicherweiſe ſein Ohr lieh. Preußen bot dem König die volle Erhaltung ſeiner Souveränetät an, wenn er ſich dem preußiſchen Bundesreformplan anſchlöße. Man erfuhr, Oeſterreich habe dagegen dem König von Hannover die bündigſten Verſprechungen gemacht und ihm durch

*) Hannovers Schickſal vom Juni bis September 1866. Als Manuſcript gedruckt. Hannover, Helwing 1866.

den Prinzen Solms ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers übersandt, worin gestanden habe: „Hannover wird nicht untergehen, so lange noch ein österreichischer Soldat auf den Beinen steht.“ Das glaubten nun die guten Hannoveraner. Erst hinterdrein hat man gesagt, ein solcher Brief des Kaisers und ein solches Versprechen habe gar nicht existirt und das Gerücht davon sey nur ausgestreut worden, um die Hannoveraner zu beruhigen. Wahr ist, daß am 16. März Oesterreich die ihm vertrauten Mittelstaaten bereits instruirte, es werde die Frage der Elbherzogthümer, unbekümmert um den Gasteiner Vertrag, dem Bunde zur Entscheidung zuweisen, und sofort, da ein Conflict mit Preußen nicht ausbleiben könne, die Aufstellung von einem Bundesarmeecorps fordern. Von Hannover wird am Schlusse dieser österreichischen Note gehofft, daß es zustimmen werde. Der Prinz Solms kam erst am 20. Mai nach Hannover mit dem Auftrage, die noch in Holstein verweilende österreichische Brigade Kalik für den Kriegsplan dem König von Hannover zur Verfügung zu stellen.

Unter die zahllosen Lügen, welche später die antideutsche Hydra gegen Preußen ausspie, gehörte auch die, Preußen habe den König von Hannover erst von Rüstungen abgehalten und dann plötzlich überfallen. Aus den preußischen Depeschen und aus den Antworten des Königs von Hannover und des Grafen Platen ist nun *) unwiderleglich nachgewiesen, daß Preußen den König von Hannover keinen Augenblick in Zweifel gelassen hat, welche Gefahr er laufe, wenn er sich der kriegslustigen Partei anschlösse. Hannover erklärte wiederholt, es wolle sich neutral verhalten. Preußen fügte sich darein, drängte den König von Hannover nicht zu einem Bündniß, sondern verlangte nur, Hannover solle, wenn es neutral bleiben wolle, seine Armee im Friedensstande lassen und nicht rüsten. Dennoch behielt der König

*) Die Verhandlungen zwischen Preußen und Hannover. Berlin 1867.

von Hannover, als die neuen Rekruten in die Regimenter eintraten, die ganze alte Mannſchaft zurück und ließ die ſ. g. Reſerviſten, die ſonſt um dieſe Zeit beurlaubt wurden, diesmal nicht fort. Preußen erklärte ſogleich, wenn er wolle, daß ſeine Neutralität von Preußen anerkannt würde, habe er ſofort die Reſerviſten zu entlaſſen. Dieſe Erklärung gab der preußiſche Geſandte am 10. April perſönlich ab und König Georg „war voll Danks für dieſe freundliche Eröffnung," gab ihr aber keinerlei Folge, ſondern unterhandelte mit Oeſterreich, welches die Brigade Kalik aus Holſtein zurückziehen und mit 6000 holſteiniſchen Freiwilligen ein Lager bei Stade beziehen laſſen wollte, um ſich hier mit der hannöverſchen Armee zu vereinigen. Dann wollte man mit 50,000 Mann wo möglich gegen Berlin operiren. Schon in den erſten Tagen des Mai wurden 10,000 neue Gewehre von Hannover nach Stade geſchickt und die Beurlaubten der letzten drei Jahrgänge einberufen. Graf Bismarck ſchrieb ſofort am 9. Mai eine Depeſche nach Hannover, worin es hieß: „Es hätte in der Hand der hannövriſchen Regierung gelegen, durch einen entſchiedenen Anſchluß an uns oder wenigſtens durch eine wirkliche und loyale Neutralität uns die Möglichkeit zu geben, ſeine Intereſſen mit den unſrigen zu vereinigen. Wenn ſie ſtatt deſſen vorzieht, durch ihre Haltung den letzten und entſcheidenden Druck auf uns auszuüben, und uns dadurch zu zwingen, nur noch unſere Sicherheit zu Rathe zu ziehen, und auch auf dem Gebiete deutſcher Reformbeſtrebungen jede Rückſicht auf bisher gemeinſame Prinzipien fallen zu laſſen, ſo müſſen wir ihr die ganze Verantwortlichkeit für die unausbleiblichen Folgen zuſchreiben." Graf Platen antwortete am 14., wenn der Krieg wirklich ausbräche, wünſchte Hannover neutral zu bleiben und ſey bereit, wegen der Neutralität mit Preußen zu unterhandeln, aber nur für dieſen Kriegsfall, ſofern alsdann „die Grundſätze des deutſchen Bundesrechts ihre thatſächliche Geltung nicht mehr finden würden." Hannover wollte ſich alſo bis zum letzten Augenblick das Rüſtungsrecht vorbehalten gemäß

seinen Verpflichtungen gegen den Bund, so lange der Krieg noch nicht begonnen habe. Preußen verlangte eine bestimmtere Erklärung und warnte abermals, Hannover möge doch ja „nicht auf die Niederlage Preußens spekuliren, indem Hannover in diesem Falle leicht zu Compensationen benutzt werden könnte.“ Der preußische Gesandte drängte, wurde aber hingehalten und unterdeß wurde das verleumderische Gerücht verbreitet, Preußen habe einen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, dem zufolge die Rheinlande an Frankreich, Hannover und Sachsen dagegen an Preußen fallen sollen. Eine Depesche des Grafen Bismarck vom 28. Mai erklärte dieses Gerücht sogleich für eine Lüge. Allein Hannover ließ sich auf keine Verständigung mit Preußen mehr ein. Der Stadesche Plan wurde als zu gewagt aufgegeben, aber der Entschluß, an Oesterreichs Seite den Krieg zu führen, festgehalten. Nachdem Hannover schon am 14. Juni zu dem verhängnißvollen Bundesbeschluß mitgestimmt hatte, der den Krieg unvermeidlich machte, schlug Preußen am folgenden Tage in einer unter diesen Umständen staunenswürdigen Langmuth dem König von Hannover noch einmal einen Vergleich vor und sicherte ihm seinen Besitzstand und seine Souveränetätsrechte zu unter einziger Bedingung der Abrüstung und des Anschlusses an den preußischen Bundesreformantrag. Hannover antwortete am nächsten Tage, 16. ablehnend.

Mithin hat Preußen seinerseits die größte Aufrichtigkeit und großmüthigste Schonung gegen Hannover bewiesen und waren die späteren Anschuldigungen, es habe Hannover überrascht, eben so erlogen, wie die von der Vertauschung der Rheinlande, durch die man Preußen des Verraths an der deutschen Nation zu bezüchtigen die Stirne hatte, während grade in Wien die Vertauschung Venetiens gegen Schlesien eifervoll gewünscht und deshalb der Hof der Tuilerien beschmeichelt wurde.

Die Verblendung war so groß, daß man nur von Siegen träumte und sogar schon die Beute vertheilte. Was mehrere Zeitungen

bereits vorſchlugen, wurde ſpäter durch Actenſtücke beſtätigt, die man in Hannover und Frankfurt gefunden hat. Eine Landkarte war im voraus verfertigt worden, wonach Preußen verlieren ſollte: Schleſien an Oeſterreich, Thüringen an Sachſen, einen Theil Weſtphalens an Hannover, Henneberg an Meiningen, das Eichsfeld an Kurheſſen, Rheinpreußen an Naſſau, Darmſtadt und Bayern, Hohenzollern an Württemberg.

In Kurheſſen war die Mißregierung ſchon aus dem vorigen Jahrhundert geerbt, in welchem der Landgraf ſeine Unterthanen Stück für Stück für hundert Thaler als Soldaten ans Ausland verkaufte. Als Wilhelm I., der alte Kurfürſt, nach Napoleons Sturz reſtaurirt wurde, behielt er nicht nur den altmodiſchen Titel Kurfürſt bei, welcher, da es jetzt nichts mehr zu küren gab, auch nicht mehr in die Zeit paßte, ſondern er führte auch Puder und Zöpfe wieder ein und war ein entſetzlicher Geizhals. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm II. brachte monatelang an der Spielbank in Baden-Baden zu und ſeine ganze Regierung war eine Reihe von Scandalen (Drohbriefe, Maitreſſenwirthſchaft ꝛc.). Unter deſſen Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. hat ſich die Mißregierung womöglich noch geſteigert. Sein Miniſter Haſſenpflug, der lutheriſche Frömmelei zur Schau trug, diente nur dem katholiſchen Oeſterreich gegen das proteſtantiſche Preußen. Die innere Tyrannei, Verfaſſungsbruch ꝛc. wäre nicht möglich geweſen, wenn der Kurfürſt nicht immer von Wien aus geſchützt worden wäre. Oeſterreich hatte dabei nur die Abſicht, Heſſen gegen Preußen zu hetzen, denn Heſſen und Hannover dienten ihm als Pfahl im Fleiſche Preußens. Oeſterreich wollte um jeden Preis die Kleinſtaaterei gegen die immer auf Preußen ihre Hoffnung ſetzenden Einheitsbeſtrebungen aufrecht erhalten.

Die kurheſſiſche Mißregierung wurde hauptſächlich von der demokratiſchen Partei ausgebeutet. Eine ſolche Fürſtenwirthſchaft war in der That geeignet, auch den ruhigſten Bürger abzuſchrecken, oder

zu erzürnen, so daß ihm schweizerische und nordamerikanische Zustände annehmlicher erscheinen mußten, als die Kostspieligkeit und Nichtswürdigkeit deutscher Winkelmonarchien. Oesterreich und der kleinstaatliche Particularismus hatten aber nur Furcht vor Preußen, nicht vor der Demokratie und ließen diese letztere gern gewähren. Nur im Jahr 1862, als Oesterreich mit dem Liberalismus kokettirte, hinderte es Preußen nicht, endlich dem Wahnsinn, der in Kassel mit einem abermaligen Verfassungsbruche drohte, durch den bekannten „Feldjäger" ein Ziel zu setzen. Im Ganzen aber gewannen die Stände kein Terrain und Kurhessen konnte aus seiner langen Drangsalirung erst durch die großen Erfolge Preußens im Kriege erlöst werden. Der Kurfürst gab nur scheinbar dem Drängen Preußens nach und ließ die Stände in stets vergeblicher Erwartung zappeln. Niemals ist ein edler deutscher Volksstamm für seine lange Treue und Geduld von seinen Fürsten mit schnöderem Undank belohnt worden und wenn es noch eines Zeugnisses bedürfte, wie gewissenlos das alte Metternichsche System und der davon unzertrennliche Bundestag gewesen ist, so würde es die lange Duldung beweisen, welche jenes volksverachtende System dem Hofunfug in Kassel hat angedeihen lassen.

Nicht ganz so grell trat die Mißregierung im Herzogthum Nassau an den Tag. Daß der Herzog sich um die Stände nicht kümmerte, wäre weniger aufgefallen, denn andere Fürsten thaten es auch nicht. Aber das Volk in Nassau litt ökonomisch außerordentlich durch die Verschwendungen eines Hofes, der sich das halbe Land als Domäne angeeignet hatte und damit den eigenen Unterthanen Concurrenz machte. Eine Staatswirthschaft ohne Gleichen, gegen die schon der berühmte preußische Minister, Freiherr von Stein, als nassauischer Ritter vergebens protestirte.*)

*) In Oppermanns Flugschrift „Freiherr Karl v. Stein und das Kleinstaatenthum" lesen wir, daß in dem kleinen Herzogthum die jährliche

Die freie Stadt Frankfurt am Main hatte während der langen Dauer der deutschen Bundesverfassung als Sitz des Bundes-

---

Ausgabe für auswärtige Angelegenheiten allein im Jahr 1864 212,000 fl. 15 kr. betragen habe. Welche Lächerlichkeit, daß so ein Zwergstaat Gesandtschaften im Ausland unterhält, und welche Rücksichtslosigkeit gegen die armen Unterthanen! Da die staats- und volkswirthschaftliche Monstrosität im Herzogthum Nassau einzig in ihrer Art ist, verdient sie genauer bekannt zu werden. Oppermann bemerkt: „In Nassau beschäftigte sich das Volk bisher vorzugsweise mit der Erzeugung von Holz, Getreide, Wein und der Gewinnung von Bergwerksprodukten; außerdem wurde dasselbe durch das Vorkommen so vieler Thermen und Mineralquellen — man zählt deren in Nassau nicht weniger als 135 — angewiesen, in der Ausbeutung der letzteren eine vorzügliche Nahrungsquelle zu suchen. - Die Domaine begnügte sich nicht damit, an diesen verschiedenen volkswirthschaftlichen Thätigkeiten ‚Antheil' zu nehmen: — sie nahm einen Zweig derselben (Mineralwasserdebit) monopolistisch vollständig in Beschlag und trat bezüglich der anderen, in Folge ihres großen ‚Besitzes', ihrer bedeutenden ‚Hülfsmittel' und der ihr mehr oder weniger zur Verfügung stehenden ‚Staatsanstalten' und ‚Staatsdiener', vorab der Forst- und Finanzbeamten, derartig wuchtig concurrirend auf, daß sie auf den ‚Markt' und die ‚Preise' nicht blos Einfluß gewann, sondern dieselben nicht selten geradezu ‚beherrschte'. Wenn also — einestheils die Domaine durch ihren ‚Besitz' die ergiebigsten Ländereien der wirthschaftlichen Thätigkeit des Volks vorenthielt, anderntheils dem letztern — mit kolossalen Kräften und unterstützt von der ganzen Staatsmaschine, in ihrer Eigenschaft als Bergwerksbesitzer, als Badewirth, als Wein-, Frucht-, Holz- und Mineralwasserhändler in den wichtigsten Branchen des Verkehrs die großartigste und verderblichste Concurrenz machte — war es da ein Wunder, daß die Population so langsam anwuchs; daß die Auswanderung so starke Dimensionen annahm; daß die Vermehrung des Nationalwohlstandes weder mit den natürlichen Quellen des Reichthums noch mit der Entwicklung anderer Staaten irgendwie im Verhältniß stand! — Waren Brod und Holz billig — so mußte dies der ‚Domaine' ‚sehr fatal' seyn — sie wollte ja aus ihren Frucht- und Holzvorräthen ‚hohe Einnahmen' ‚machen'; waren Brod und Holz theuer — so

tages große Vortheile genossen und wenn der Senat deshalb in unverbrüchlicher Treue und Ergebenheit den Winken aus der Wiener Burg gehorchte und dem Metternichschen System, durch welches der Bundestag allein geschaffen war und allein erhalten werden konnte, eifervoll anhing, so war das nur pflichtschuldige Dankbarkeit. Daß sich auch die Wiener Judenwirthschaft und Judenpresse in der Frankfurter abspiegelte, war ganz natürlich. Wer hätte es ferner den reichen Frankfurtern verdenken sollen, wenn sie mit den vielen Diplomaten in der Bundesstadt, namentlich mit den einflußreichen, gern Geschäfte machten, gern ihre Protection suchten, gern eine gewisse Vertraulichkeit von ihrer Seite mit glänzenden Diners und eleganten Aufwartungen erkauften, wenn der Geldsack dem Ordensstern nachlief und der Ordensstern auch wieder dem Geldsack. Frankfurt ist eine rührige Stadt und hat rechtschaffene Bürger von Alters her, aber das damals herrschende Geldprotzenthum mit seinen diplomatischen

---

waren die Zeiten für sie ‚sehr angenehm' — — ihre Beutel füllten sich ja stattlich mit den vom Volk in Kummer und Noth aufgebrachten Gulden. Welch ein unheilvoller, welch ein unnatürlicher Zustand! Litt das Volk, das außerdem stets den Stachel des ihm in der Domaineneigenthumsfrage zugefügten Unrechts lebhaft und bitter empfand, so gingen die ‚Geschäfte' des Regentenhauses flott. Und dieses durch die Geschäfte der eigenen Herrscherfamilie in seinem Erwerb so ungemein gehemmte Volk mußte von Jahr zu Jahr mehr Steuern aufbringen. Zu den alten, an und für sich ‚fehlerhaften' und außerdem in der Praxis so ungleich vertheilten Steuern trat die Besteuerung des Biers und des Branntweins. Namentlich wurde die Gewerbesteuer, die dem Handwerkerstand fortwährend zu den heftigsten Beschwerden Anlaß gab, zu einer ‚Schraube ohne Ende'. Die Stempelerhöhungen waren schon 1816 von Stein als eine ‚für die Armuth drückende, unerträgliche Last' bezeichnet worden; die nassauische Regierung suchte jedoch die Stempelgelder immer mehr in die Höhe zu treiben — — während sie 1856 erst 232,276 fl. betrugen, erreichten sie 1864 schon die Summe von 418,160 fl. Die Steuern in Nassau waren höher als die in Preußen."

Affectationen und mit seiner Judenpresse schändete den altreichsstädtischen Charakter und gab sich zum verächtlichen Werkzeuge der schlechtesten Politik her, die zwar immer von der Wiener Leitung des Bundestags unzertrennlich gewesen war, im letzten Stadium der Bundeszeit aber eine moralische Häßlichkeit offenbarte, wie man sie vorher kaum für möglich gehalten hätte. Um nämlich die Unnatur der Bundesverfassung und die österreichische Leitung des Bundes trotz der für Oesterreich selbst so verhängnißvollen Mißregierung in Wien zu verewigen, legte die diplomatische Agitation und die inspirirte, tonangebende Presse in der Bundesstadt die letzte Scham ab, und verband mit dem Extrem von Lästerung und Lügenhaftigkeit in den Ausschleuderungen ihres Kothvulkans gegen Preußen zugleich den Unverstand, an den Sieg einer solchen Tendenz, wie die ihrige, zu glauben, und das sittliche Gericht, das über sie kommen mußte, nicht zu fürchten.

Das Königreich Sachsen hatte sich, wie es schien aus alter Gewohnheit, ganz an Oesterreich angeschlossen. Wir haben niemals glauben können, daß der so ernste und verständige König Johann sich einzig durch die Schönrednerei des Herrn von Beust zu einer Politik habe überreden lassen, die für ein protestantisches, hochgebildetes und Preußen so nahe liegendes Land jedenfalls unnatürlich war und unzuträglich werden mußte. Dagegen belehrte uns die Geschichte, wie zähe die sächsische Dynastie, seitdem sie im protestantischen Lande katholisch wurde, an den katholischen Traditionen hängt, die es mit dem katholischen Großstaat verknüpfen. Die Furcht, von Preußen verschlungen zu werden, erschien seit der Theilung von 1815 gerechtfertigt. Wenn man nun aber zu schwach ist, um sich gegen einen mächtigern Nachbar vertheidigen zu können, ist es gefährlich, denselben zu reizen, indem man sich mit dessen Feinde verbündet. Das protestantische sächsische Volk ist dem schlesischen und brandenburgischen Nachbar nahe verwandt, dem böhmischen gar nicht. Seine Sprache,

seine Bildung, sein Glauben, seine gewerblichen Interessen ziehen es zur Gemeinschaft mit Preußen hin, nicht mit Oesterreich. Sachsen war im gleichen Falle wie Mecklenburg, welches seit fast zwei Jahrhunderten unter preußischem Schutz sein dynastisches Interesse, seine selbständige Verwaltung, sein altes Recht, Sitte und Herkommen ungekränkt bewahrt hat. Das Beispiel Mecklenburgs nachzuahmen, wäre Sachsens natürliche Politik gewesen.

Inzwischen triumphirte am sächsischen Hofe die Politik des Herrn von Beust. Wir haben ihn einen Schönredner genannt, weil wir in der That sonst nichts an ihm zu rühmen wissen. Wenn es nur Redensarten in der deutschen Welt gäbe, nur Kammerreden und schön stylisirte Depeschen, und nicht auch Blut und Eisen, so könnte sich Deutschland geehrt fühlen, dem Herrn von Beust die Kaiserkrone anzutragen. Da nun aber Deutschland noch nicht ganz von der Phrase erobert ist, da die Phrase im Gegentheil, wie niemand mehr wird leugnen können, die preußenfeindlichen Höfe verblendet und über die Thatkraft Preußens getäuscht hat, so kann man Herrn von Beust von seiner Schuld an dem Unglück, in welches er den König Johann hat hineinführen helfen, nicht ganz frei sprechen.

Im Königreich Bayern war der vielgeliebte König Maximilian II. noch im besten Lebensalter plötzlich am 10. März 1864 gestorben. Dieser Herr hatte sich mit Vorliebe der schleswig-holsteinischen Frage gewidmet und seinen Minister, den Herrn von der Pfordten, beauftragt, das Erbrecht des Prinzen von Augustenburg als Staatsrechtslehrer in einer gründlichen Exposition und als Vertreter Bayerns am Bundestage geltend zu machen. Ihn leitete dabei das reinste Wohlwollen für die Holsteiner und Schleswiger, mit denen sein Vertrauter, der nunmehrige General v. d. Tann, einst gegen die Dänen gekämpft hatte. Im Uebrigen konnte er als Regent des ersten und größten unter den deutschen Mittelstaaten nicht wohl eine andere, als mittelstaatliche Politik befolgen. Die Vermehrung der deutschen Klein-

ſtaaten durch einen neuen nordalbingiſchen Staat mußte ihm lieber ſeyn, als jede andere Entſcheidung über die Herzogthümer. Nun verſtand es grade Herr von der Pfordten, mit großer, lange geübter Virtuoſität, trotz aller entgegen ſtehenden Schwierigkeiten, immer wieder die ſ. g. Triasidee geltend zu machen. Das lockere Conglomerat der Mittelſtaaten ſollte ſich nämlich, zu immer größerer Bedeutung erwachſend, zwiſchen Preußen und Oeſterreich einſchieben, indem es deren Rivalität nährte.

Eigentlich hätte ſich nun Bayern immer nur lauernd und neutral zu den mit einander hadernden deutſchen Großmächten ſtellen ſollen, es neigte aber mehr Oeſterreich zu als Preußen und darin liegt der ſicherſte Beweis, daß v. d. Pfordten Preußen für mächtiger und aggreſſiver hielt, als Oeſterreich. Nur weil er bei Preußen ſchon ein Uebergewicht der Stärke erkannte, legte er das Gewicht Bayerns in die Wagſchale Oeſterreichs.

Ludwig II., Sohn und Nachfolger des verewigten Maximilian, war bei ſeiner Thronbeſteigung erſt neunzehn Jahre alt. Dieſer junge liebenswürdige König galt im Anfang nicht für den, der über die bayriſche Politik verfüge. Er wurde nicht einmal von ſeinem greiſen, damals in Italien verweilenden Großvater berathen. Er ließ das Miniſterium gewähren, ſeine Neigungen waren einer Welt der Harmonieen zugewendet und nicht dem diplomatiſchen Schachſpiel auf der Landkarte des deutſchen Bundes. Der ſächſiſche Componiſt Richard Wagner, der berühmte Gründer der ſ. g. Zukunftsmuſik, hatte mit ſeinen Opern ihm das Herz abgewonnen. Die Anmaßung und Habſucht des großen Künſtlers, ſein Verſuch, alte demokratiſche Freunde in einflußreiche bayriſche Aemter zu bringen, und die Hoffahrt, mit welcher er auf das bayriſche Volk herunter ſah, führten eine ſolche Aufregung im Volk herbei, daß er München verlaſſen mußte und nach der Schweiz ging, immer aber noch mit dem König in Verbindung blieb. Unterdeß war Herr v. d. Pfordten das Factotum der aus-

wärtigen Politik Bayerns und schloß sich in der mittelstaatlichen Politik eng an Herrn von Beust in Dresden an, dessen hitziger Eifer übrigens seiner ruhigen Besonnenheit zur Folie diente. Beust konnte sich nicht frühe genug in den Krieg stürzen, er betrieb die Mobilisirung der sächsischen Armee schon in dem Augenblick, als Oesterreich rüstete, lange bevor in Preußen gerüstet wurde. V. d. Pfordten verzögerte die bayrischen Rüstungen. Das Natürlichste schien im Frühjahr 1866 für Bayern wie für die Mittelstaaten überhaupt eine bewaffnete, eine aufmerksame Neutralität zu seyn, aber nicht eine blinde Parteinahme. Die bayrische Parteinahme war nun freilich nicht ganz so blind, wie die hannöversche und sächsische. Bayern zauderte, wog die Opfer ab, die es bringen sollte, rechnete mit Oesterreich.

Im Königreich Württemberg war die Stimmung feindlich gegen Preußen. Der hochselige König Wilhelm I. hatte zwar im Jahr 1840 seine Politik in der deutschen Frage in einer Weise klar und bestimmt gezeichnet, welche Preußen so günstig als immer möglich war*). Allein er selbst war später davon wieder abgegangen und

*) Der König schrieb an einen hohen Verwandten:

„Stuttgart den 22. März 1842. Aus Ihrem Briefe, der dem Bericht beilag, ersehe ich, daß Tettenborn dem Blittersdorf die nämlichen Nachrichten gegeben hat, welche mir Latour schon vor einiger Zeit mittheilte; aus beiden geht das lebhafte Interesse hervor, uns mit Preußen zu entzweien, indem sie uns mißtrauisch machen. Es kann durchaus nicht in dem wohlverstandenen Interesse von Preußen liegen, Süddeutschland zu schwächen, denn es würde diejenigen Hülfsmittel verringern, auf welche es nothwendigerweise zugewiesen ist; dies sind österreichische Insinuationen, die Blittersdorf durchschauen muß, wenn er sich nicht mit Wissen täuschen will. Preußen steht und fällt mit Süddeutschland, nicht so Oesterreich, dem alles an der Schwäche von Deutschland liegt, um es desto bequemer für seine Privatzwecke benutzen zu können. Ich bin nicht blind für die wirklichen Fehler der preußischen Politik, aber in Hauptsachen sind sie gezwungen, im deutschen Interesse zu handeln — nicht so Oesterreich — und wenn ich noch

hatte ſich im Jahr 1850 entſchieden Oeſterreich zugewandt, hauptſächlich, weil er beſorgte, Preußen könnte von Hohenzollern aus immer mehr feſten Fuß in Süddeutſchland faſſen. Im Uebrigen war er ſtets ein eifriger Förderer und Anhänger des preußiſchen Zollvereins geblieben und ſein Mißtrauen gegen Oeſterreich, ſeine Unzufriedenheit mit dem Dank Oeſterreichs hatten mehrmals wieder bei ihm überhand genommen. Sein Sohn und Nachfolger Karl I., vermählt mit der Großfürſtin Olga, Tochter des Kaiſer Nikolaus, alſo Nichte des Königs von Preußen, glaubte ſich, indem der Conflict zwiſchen den beiden deutſchen Großmächten anwuchs, wie es die geographiſche Lage ſeines Landes mit ſich brachte und es Baden ſogar ungern thun mußte, an die Politik der Mittelſtaaten anſchließen zu müſſen, und ſein Miniſter Freiherr von Varnbüler trat ſofort den Herren von der Pfordten und von Beuſt an die Seite. Wenn er es mit beſonderm Eifer zu thun ſchien, indem ihm ſogar einmal ein vae victis entfiel, ſo übereilte er doch die Mobiliſirung nicht, wie Beuſt, ſondern hielt damit zurück, wie v. d. Pfordten. Neben der Regierungspreſſe wetteiferte die katholiſche und demokratiſche in einem Echauffement gegen Preußen, welches nicht ganz natürlich war.

Großherzog Ludwig III. von Heſſen-Darmſtadt ließ ſeinen

---

daran gezweifelt hätte, ſo würden mich die Unterredungen mit Fürſt Metternich, vorigen Herbſt, davon ganz überzeugt haben. Sein übel verdeckter Grimm gegen den König von Preußen, ſeine Verhöhnung jedes echt deutſchen Nationalgefühls, ſeine römiſche Tendenz ſind alles Schlagbäume zwiſchen ihm und uns, die wohl mit Höflichkeit übertüncht werden können, aber auch veranlaſſen müſſen, ihn immer mehr in ſeinen römiſchen Jeſuitismus verſinken zu ſehen, und wenn die Welttrompete ſich einſt hören läßt und ſein Staat in ſeiner ganzen natürlichen Schwäche erſcheint, wenn Deutſchlands Wiedergeburt vor ſich gehen ſoll, ſo muß Oeſterreich untergehen, iſt mein Wahlſpruch ſo lang ich lebe.“ Man hat die Echtheit des Briefes bezweifelt, nirgends aber in authentiſcher Weiſe ſeine Unechtheit nachgewieſen.

Minister v. Dalwigk gleichfalls eifervoll mit Herrn von Beust gehen und war auch mit seinen Truppen bei der Hand. Sein Bruder Alexander, der schon 1859 in der österreichischen Armee in Italien gedient hatte, wurde durch österreichischen Einfluß Chef des achten Armeecorps.

Dagegen war der Großherzog Friedrich von Baden einem Kriege gegen den König von Preußen, seinen Schwiegervater, abgeneigt und mußte nur, weil er durch die geographische Lage seines Landes dazu gezwungen war, sich an seine Nachbarn anschließen. Man sagte, es sey ihm mit Verlust von Land und Leuten gedroht worden, wenn er sich nicht füge. An die Stelle des preußenfreundlichen Minister von Roggenbach war nicht lange vorher in Baden v. Edelsheim eingetreten, der sich mit dem württembergischen Minister v. Varnbüler an die Herrn v. d. Pfordten und v. Beust anschloß, ohne daß unter der Oberfläche dieses Bündnisses die Preußenfreundlichkeit in Baden nicht fortgedauert hätte.

Der badische Minister von Roggenbach machte nach seinem Austritt aus dem Ministerium eine Reise nach Berlin und besprach sich hier mit dem preußischen Ministerpräsidenten, um zu constatiren, daß eine ansehnliche Partei in Baden den Krieg gegen Preußen mißbillige und daß nur die gefährdete Lage des Landes unter seinen Nachbarn schuld sey, wenn die badische Regierung sich gezwungen sähe, mit Bayern und Oesterreich zu gehen. Nach dem großen Siege der Preußen in Böhmen wurde alsbald ein Brief Roggenbachs an den Grafen Bismarck vom 1. Juli als authentisches Actenstück abgedruckt. Darin hieß es: „Der Uebertritt der großherzoglichen Regierung in die Reihen ihrer eignen größten und gefährlichsten Feinde, unter die Zahl der zur Erhaltung österreichischer Herrschaft in Deutschland und des für die nationalen Interessen des deutschen Volks unverträglich und unmöglich gewordenen Bundesrechts verbundenen Staaten entbindet mich jeder schonenden Rücksicht gegen dieselbe. Der Um-

ſtand, daß ein ungerechtfertigter Druck durch Badens Nachbarſtaaten es dem patriotiſchen Fürſten dieſes meines Heimathlandes unmöglich gemacht hat, ſich dieſer ſchändlichen Verbindung aller ſelbſtſüchtigen und vaterlandverrätheriſchen Leidenſchaften zu entziehen, enthält für mich eine weitere Aufforderung, meinerſeits wenigſtens nach Kräften die Regierungen zu bekämpfen, welche ſich nicht entblödeten, dieſe Vergewaltigung eines ihrer Mitfürſten unter dem Vorwande eines von ihnen mißdeuteten Bundesrechtes zu vollziehen. Der einfachen Aufgabe, wie ſie heute für jedes ehrliche deutſche Herz und jedes deutſche Gewiſſen liegt, gedenke ich in vollem Maße Genüge zu thun. Laſſen wir dieſe Verkennung der Stellung deutſcher Bundesfürſten, wie ſie die letzten Bundesbeſchlüſſe offenbarten, den letzten Mißbrauch ſeyn, den habsburgiſche Intrigue mittelſt des vom Wiener Kabinet ſchlau gefügten Bundesrechts vollbrachte. Ich meinerſeits wenigſtens bin der Meinung, daß ähnlicher Frevel wie dieſer von den Mittelſtaaten muthwillig über ihre Völker und Deutſchland gebrachte Bundeskrieg künftig verhütet werden muß. Dazu iſt nothwendig, daß das Syſtem des im Jahr 1815 von Oeſterreich zu ſeinem Dienſt geſchaffenen und ſtets zum Dienen bereiten deutſchen Bundes gebrochen und ſtatt deſſen ein deutſcher Staat gegründet werde, ſtark genug, ſich künftig dem zerſetzenden Einfluſſe dieſer fluchwürdigen Politik des Wiener Hofes zu entziehen."

Das öſterreichiſche Syſtem von 1815, das Herr von Roggenbach endlich gebrochen wünſcht, iſt von einem ſeiner Vorgänger, dem badiſchen Miniſter Freiherrn von Blittersdorf, in einem Schreiben vom 5. November 1847 an den damaligen Bundestags-Präſidenten, Grafen von Münch-Bellinghauſen, eben ſo treu als offenherzig dargelegt worden. Es lautete: „Erwäge ich den Gang, den das öſterreichiſche Kabinet ſeit 25 Jahren in allen Bundesangelegenheiten conſequent eingehalten hat, ſo iſt es mir nicht zweifelhaft, daß daſſelbe kein in ſich geſchloſſenes Deutſchland mit nationalen Tendenzen und

gemeinschaftlicher centraler Action will und wollen kann. Ein solches Deutschland könnte sich nur auf Kosten des Particularismus der einzelnen Bundesstaaten bilden und, da Oesterreich seinen Particularismus nicht mit dem Interesse Deutschlands verschmelzen und in demselben aufgehen lassen kann, eben so wenig aber auch von Deutschland wird ausscheiden wollen, so ist es selbstverstanden, daß der K. K. Hof der Bildung eines solchen neuen Deutschlands entgegen seyn muß. Hierin begegnet sich das Interesse Oesterreichs mit den Interessen der Dynastien der minder mächtigen Bundesstaaten."

Im Frühjahr 1866 nun, in dem Zeitpunkt, von dem wir reden, wurde von den sämmtlichen mittelstaatlichen Kabinetten die deutsche Frage noch völlig aus dem Gesichtspunkt des Herrn von Blittersdorf beurtheilt und wetteiferten ihre Minister, jenes verderbliche österreichische System aufrecht zu erhalten.

Neben den Regierungen stand noch das Volk und das Volk war seit geraumer Zeit gewöhnt, sich durch seine Stimmführer in den Kammern und in der Presse laut vernehmen zu lassen. Aber wie verhielt sich die mittelstaatliche Presse zur deutschen Frage? Auch sie in ihrer ungeheuern Mehrheit, auch wo sie nicht direct von Oesterreich subventionirt war oder particularistische Interessen offiziell und halboffiziell in Hof- und Staatszeitungen vertrat, auch wo sie ganz unabhängig war, ergriff Partei für Oesterreich und zwar in der leidenschaftlichsten Weise. Nur wenige periodische Blätter mahnten zur Besonnenheit und machten klar, was für Interessen auf dem Spiel standen, die das Volk aufs blödsinnigste zu verscherzen im Begriffe war.

Die Mittelstaaten bilden immer noch den ältesten und echtesten Kern der deutschen Nation. Um so mehr hätte ihren Bevölkerungen daran liegen sollen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um das Urrecht der Deutschen, eine einige Nation zu seyn, herzustellen und stark genug zu werden, um sich durch ihre Einigkeit des Auslandes zu er-

wehren, das uns schon so viele Provinzen geraubt und uns seit Jahrhunderten so schamlos ausgeplündert und bevormundet hat. Aber die Bevölkerungen waren schon viel zu lange an die Kleinstaaterei gewöhnt. Die alte deutsche Eiche ist hier verfault, von den parasitischen Wurzeln der modernen Souveränetäten durchfressen. Um diese Souveränetäten zu schaffen, verkaufte man sich schon unter Ludwig XIV. an Frankreich, um sie zu erweitern, unter Napoleon. Die Rheinbundzeit wurde hier, wenn man es auch nicht eingestehen wollte, doch von vielen als das verlorene Paradies betrachtet, in dem auf allen Bäumen Kronen von Napoleons Gnaden wuchsen.

Im geraden Widerspruche damit standen die mittelstaatlichen Sänger-, Turner- und Schützenbünde, die jährlichen Versammlungen aller denkbaren Vereine, wo deutsche Männer zu tausenden und aber tausenden mit dreifarbigen deutschen Fahnen und Bändern zusammenströmten, in unzähligen Festreden und Liedern das einige Deutschland hoch leben ließen und gegen die Viel- und Kleinstaaterei olympische Donner schleuderten. Was ist bei diesem vielen Spektakel herausgekommen? Was war das Wesen der ganzen tumultuarischen Bewegung für die deutsche Einheit in den Mittelstaaten? Was? — Wind, Schwindel, Lüge, Eitelkeit der Redner, Gourmandise der Zweckesser, Kinnbackenkrampf. Mit Recht haben schon öfter wahre deutsche Patrioten sich vor dieser hohlen Aufgeblasenheit der Phrase auf deutschem Boden entsetzt.

Als Thaten an die Stelle der Worte treten sollten, stockte die stürmische Bewegung zur Einheit augenblicklich und die Bevölkerungen zeigten sich auf einmal wieder so particularistisch als möglich und erklärten sich fanatisch für den Krieg gegen Preußen, um unter der Führung Oesterreichs das Metternichsche System, die schlechte Bundeswirthschaft und durch sie vor allem die Viel- und Kleinstaaterei aufrecht zu erhalten, sollte es auch mit Abtretungen an Frankreich und vielleicht auch an Rußland erkauft werden müssen. Denn wenn

Oesterreich gesiegt hätte, würde es an Compensationen für das Ausland nicht gefehlt haben, da das alsdann vollkommen wiederhergestellte Metternichsche System wiederum den letzten Rest deutscher Einheitsbestrebungen mit Hülfe des Auslandes zu unterdrücken sich bemüht haben würde.

Die ältesten und echtesten deutschen Volksstämme in den Mittelstaaten hatten die Wahl, Preußens Bundesreformanträge zu unterstützen und eine einheitliche Erstarkung der großen deutschen Nation mit anbahnen zu helfen, oder Deutschland zwischen österreichischer Corruption, magyarischer und czechischer Anmaßung, kleinstaatlicher Mißregierung, oder einem neuen Rheinbund, oder russischem Protectorat vollends zu zerreißen. Die Vertreter dieser edlen deutschen Volksstämme in der Presse wählten unbedenklich das letztere.

Wenn man den Franzosen zumuthete, sie sollten ihr großes einiges Reich in dreißig selbständige Staaten vertheilen, in Königreiche, Großherzogthümer, Herzogthümer, freie Städte, und jeder von seiner kleinen Residenz aus sollte den andern anfeinden, beschimpfen und sich mit dem Ausland gegen ihn verbünden, so würden die Franzosen nicht einmal begreifen, was man ihnen zumuthete, denn das Bedürfniß, trotz aller inneren Parteien nach außen einig zu seyn, und der Nationalstolz sind ihnen zur andern Natur geworden. In Deutschland aber hörte man im Frühjahr 1866 noch tausendstimmig den Ruf: Wir wollen kein einiges Deutschland haben! Wir wollen den Bundestag, die Kleinstaaterei behalten! Wir wollen uns vor allen Nationen Europas blamiren! Wir schämen uns gar nicht, wir wollen unvernünftig seyn!

Die mittelstaatliche Presse umnebelte den Verstand der Bevölkerungen, auf die sie Einfluß übte, durch eine unglaubliche Menge von Selbsttäuschungen, Vorurtheilen, aber auch absichtlichen Entstellungen und Lügen. Diese betrafen zunächst Preußen. Nicht nur wurde die Macht Preußens, die Stärke und Trefflichkeit der preußi-

ſchen Armee bis zur Verachtung unterſchätzt, ſondern die inneren Zuſtände Preußens wurden durchweg als faul geſchildert. Freilich gingen dieſe Verleumdungen zunächſt vom Berliner Abgeordnetenhauſe aus und wurden von der mittelſtaatlichen Preſſe nur adoptirt. Aber die Vertreter und Zuſchneider der öffentlichen Meinung in den Mittelſtaaten hätten beſonnener prüfen ſollen. Ein Süddeutſcher, der ſchon Jahre lang in Preußen gelebt hatte, ſagte die Wahrheit, aber man wollte ihn nicht hören. „Preußen," ſo lautete ſein Bericht, „iſt ein in mächtiger Vorwärtsbewegung begriffener Staat. Die Symptome, dieſen Eindruck zu erzeugen, begegneten mir auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Hineingeſtellt in das regſame und reiche Rheinland, in den bedeutendſten Fabrikbezirk des Continentes, erfüllte die Macht und Leichtigkeit, mit der ich den Fortſchritt auf allen Gebieten des nationalen Volkslebens ſich entwickeln ſah, mich oft mit Bewunderung. Nahm ich hierzu die Sittlichkeit und die Solidität der preußiſchen Adminiſtration, wie ſie meiſt ebenſo mit ſicherem Takt die Gefahr gemüthlichen Schlendrians, wie das läſtige Weſen einer kleinlichen Bureaukratie zu vermeiden verſteht, ſah ich, mit welchem Fond von Gemeinſinn, Tüchtigkeit und Hingabe die communalen Angelegenheiten, namentlich in den weſtlichen Provinzen, von den Bürgerſchaften geleitet werden, überhaupt jenen in ſich geſchloſſenen Zug männlicher Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit, ſo verſtärkte ſich mir jener Eindruck. Nahm ich weiter hiezu die volksthümliche Organiſation des preußiſchen Heerweſens, welche daſſelbe in vielem Betracht zu einer Volksſchule geſtaltet, die Umſicht und Intelligenz ſeiner Leiter, den eigenthümlichen, aber geſchichtlich gegründeten und ſchon mit der Muttermilch eingeſogenen, uns Süddeutſche öfters abſtoßenden, weil uns ſchier unverſtändlichen national-preußiſchen Patriotismus, den blühenden Stand der preußiſchen Finanzen, betrachtete ich die Freiheit, in der auch das religiöſe Leben in der Fülle ſeiner Unterſchiede und Gegenſätze ſich bewegt, die Entwicklung des öffentlichen Unterrichts,

so ergaben sich mir weitere gewichtvolle Momente zur Bestätigung jenes Eindrucks."

Das alles konnte man in Süddeutschland recht gut wissen, ebenso wie man die zerrütteten Zustände Oesterreichs kannte. Aber man log sich in die Bewunderung Oesterreichs und in die Verachtung Preußens hinein, ohne auch nur zu bedenken, daß sich jede Lüge selbst bestraft.

Die zweite große Lüge betraf den Grafen Bismarck. Die mittelstaatliche, wie die österreichische Presse wurde nicht müde, ihn zu beschuldigen, er wolle Deutschland an Frankreich verrathen, mit den Rheinprovinzen die französische Hülfe erkaufen. Davon war nun kein Wort wahr; im Gegentheil wurde von österreichischer Seite aufs eifrigste der Austausch Venetiens gegen Schlesien unter französischer Vermittlung und im Bündniß mit Frankreich betrieben, und wie Herr von der Pfordten und sein Anhang die Sache ansah, sollte bald aus den Münchner Verhandlungen des 18. Juli erklärt werden.

Die dritte große Lüge, mit welcher die mittelstaatliche Presse die Augen der Bevölkerung verblendete, war das rein erkünstelte Echauffement für die deutsche Bundesverfassung und das Bundesrecht. Preußen sollte dagegen gefrevelt haben. Aber Preußen hatte nichts gethan, als in engster Verbindung mit Oesterreich gegen Dänemark ohne den Bund vorzugehen. Wenn dadurch die übrigen Bundesglieder gekränkt wurden, so war doch Oesterreich dabei eben so schuldig als Preußen. Die übrigen Bundesglieder hätten aber über die Form hinwegsehen und die Sache ins Auge fassen dürfen. Die Eroberung Schleswigs, die der Bund als solcher nie gewagt hätte, war ja der größte Gewinn für Deutschland und verdiente von allen Deutschen den wärmsten Dank. Auch war das ganze Bundesrecht eine Fiktion. Jeder wußte, daß die letzte Entscheidnng immer nur von Oesterreich oder Preußen oder von beiden zugleich und nicht vom Bunde ausgehen konnte, und

nahm darnach seine Stellung. Niemand hat für den Bund gekämpft, jeder nur entweder für Oesterreich oder für Preußen.

Damit hing die vierte große Lüge zusammen, die den Besitz von Schleswig-Holstein betraf. „Statt deren Befreiung vom dänischen Joche," schreibt Hermann von Schmettau, „als eine deutsche Nationalangelegenheit anzusehen, und die Erwerbung Schleswigs, welche das Frankfurter Parlament vergebens für Deutschland erstrebt hatte, mit allgemeiner Theilnahme zu begrüßen, war man im Gegentheil unzufrieden, daß die Herzogthümer blos an die beiden Großmächte abgetreten waren, und nicht an den Bund, als ob das nicht ganz auf das nämliche für das deutsche Volk hinausgelaufen wäre. Die Fürsten freilich mochten scheel sehen, daß sie über dieselben nicht mitzusprechen hatten. Sie hatten deswegen nur sich allein anzuklagen, denn man hatte sie aufgefordert, die Insel Fehmarn, die zu Holstein gehörte, zu erobern, sie hatten es abgelehnt, und die Ehre war drei preußischen Compagnieen vom 48. Regiment zu Theil geworden. Sie durften sich nun nicht beklagen, daß man ohne sie Frieden schloß. Ob nun aber der Bund, oder Oesterreich und Preußen für Deutschland etwas eroberten, dem deutschen Volke im Großen und Ganzen konnte es ganz gleichgültig seyn, die Eroberung kam ihm immer zu Gute. — Der Neid darüber war ganz ungerechtfertigt."

In demselben großen deutschen National- und Bundesinteresse lag es, die preußischen Februarforderungen in Bezug auf die Elbherzogthümer anzuerkennen und dankbar anzunehmen. Denn das konnte jeder voraus wissen, daß der kleine Augustenburger die deutsche Grenze im Norden nicht schützen, eine deutsche Marine nicht gründen könne, sondern daß es dazu der Macht Preußens bedürfe. Aber die Juristen des Particularismus, mit denen damals der verblendete Liberalismus Hand in Hand ging, klügelten das Recht und Interesse der deutschen Nation hinweg und nahmen die Miene an, als ob das durch Verzichtleistung des Vaters längst hingeschwundene Erbrecht eines

kleinen Fürsten das Palladium seyn solle, um das allein alle Deutschen sich zu schaaren hätten. Man konnte die große Sache des Vaterlandes nicht kleinlicher auffassen.

Die demokratische Presse allein hatte auf ihrem Standpunkt Recht, indem sie die Flamme des Preußenhasses nur anblies und schadenfroh das große Lügengewebe noch mehr entstellte und verwirrte, denn ihr kam es nur darauf an, daß überhaupt alles drüber und drunter ginge und in Deutschland tabula rasa gemacht werde.

Dagegen hatte die particularistische Presse zwar ein bestimmtes Ziel vor Augen, war aber vollkommen blind gegen die Gefahren, denen sich die kleinstaatliche Politik aussetzte, indem sie so kriegerisch vorging. Sie cultivirte so recht den Hochmuth, der vor dem Falle kommt. Sie hätte klüger, vorsichtiger in ihren Aeußerungen seyn sollen.

Die ultramontane Presse verfuhr ungerecht und ebenfalls unklug. Sie hätte wohl erwägen dürfen, daß die Könige von Preußen seit den Kölner Wirren den Katholiken ihres Reichs gerecht geworden sind, daß auf allen katholischen Universitäten und Priesterseminarien in Preußen katholischer Geist gepflegt wird und katholische Gelehrte, unbehindert von der protestantischen Regierung, segensreich wirken. Sie hätte nicht vergessen sollen, daß die Jesuiten in Preußen geduldet, die barmherzigen Schwestern hoch geehrt sind, während in Wien und Prag, wie auch in den Mittelstaaten tumultuarische Kundgebungen gegen die frommen Ordensbrüder und Ordensschwestern den Kirchenhaß und die brutalste Intoleranz verriethen. Trotz des Concordates ist die fromme Gesinnung in Oesterreich durch die Frivolität des Metternichschen Systems und durch die Judenpresse systematisch vergiftet und ein Haß gegen die Kirche liberale Modesache geworden, kaum weniger als in Italien. Auch in den Mittelstaaten wurden die Bischöfe von einer schadenfrohen Bureaukratie und Presse stets unter dem Daumen gehalten und wo sie muthig die Kirche vertheidigten,

wie in Freiburg, grauſam gemaßregelt. Und trotz alle dem zog die ultramontane Preſſe im Frühjahr 1866 mit dem joſephiniſchen Oeſterreich und mit dem kirchenfeindlichen Particularismus gegen Preußen zu Felde und blieb nicht dahinten im Verbreiten wahnſinniger Verleumdungen und Lügen.

Die evangeliſche Preſſe der Mittelſtaaten blamirte ſich vielleicht noch mehr, denn die Katholiken konnten am Ende ſagen: wir ſind eben Katholiken und können nichts Proteſtantiſches leiden, alſo auch die preußiſche Regierung nicht. Die Proteſtanten im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland aber mußten wiſſen, daß auf dem Feſtland von Europa Preußen der einzige Großſtaat ſey, der die evangeliſche Kirche ſchütze und aufrecht erhalte, und daß, wenn Preußen zu Grunde ginge, von einer Seite die römiſche, von der andern die griechiſche Kirche die kleine proteſtantiſche überwältigen würden. Auch konnte die evangeliſche Geiſtlichkeit in den Mittelſtaaten wiſſen, wie redlich die zwei letzten Könige von Preußen ihr Verſprechen: „wir wollen dem Herrn dienen!“ gehalten haben und in welchem Wohlſtand die evangeliſche Theologie und Kirche ſich in Preußen befindet, nachdem die gottloſe Hegelei überwunden iſt. Trotz alle dem hörte man viele proteſtantiſche Pfarrer der Mittelſtaaten von der Kanzel herab in die ſinnloſe Lüge einſtimmen, Preußen ſey der Angreifer, ſey im Unrecht, begehe einen himmelſchreienden Frevel. Erſt die Schrift von Fabri aus Barmen mußte ihnen beweiſen, auf welchen Irrweg ſie gerathen waren.

Zu den großen Lügen der Preſſe, die wir bereits charakteriſirt haben, geſellten ſich unzählige kleine und jeden Tag wurden neue ausgeheckt, ſo daß das leichtgläubige Publikum ſich gegen Preußen entrüſtete und daß, wer damals die Reden mit anhören mußte, die bereits die Schulknaben nachſchrieen, ſich nur wundern mußte, warum Oskar Becker und Blind nicht noch mehr Nachfolger erhielten. Hier nur einige der damals tagtäglichen Lügen zur Probe: Bismarck habe

in Biarritz Deutſchland an Napoleon verrathen, nicht nur die preußiſchen Rheinprovinzen, ſondern auch Rheinheſſen und Rheinbayern an Frankreich verkauft. Bismarck habe dem franzöſiſchen Kaiſer zu ſeiner Rede in Auxerre Glück gewünſcht. Bismarck betreibe eine Revolution Ungarns, Bismarck habe dem König von Italien 30 Millionen vorgeſchoſſen. Der König von Preußen ſey ganz verdüſtert, er wolle den Frieden, er ſehe das ſchrecklichſte Unglück voraus. Die Königin Auguſta, ſeine erhabene Gemahlin, habe ihn fußfällig angefleht, ſich von Bismarck zu trennen. Ebenſo der Kronprinz. Viermal habe der Kaiſer von Rußland in gleichem Sinn an ihn geſchrieben, aber der König ſey wie von böſem Zauber befangen und höre immer noch auf Bismarck. In ganz Preußen herrſche die tiefſte Niedergeſchlagenheit. Alles fürchte ſich vor dem Kriege; von der Landwehr erwarte man offenen Widerſtand, wenn marſchirt werden ſollte. Da die preußiſche Kammer kein Geld für den Krieg bewilligt habe, fehle es an der Ausrüſtung, an Monturen, an Schuhen. Ueberhaupt ſey die budgetloſe Regierung in Geldnoth. Dagegen heben ſich die Courſe in Oeſterreich, ſtehe dort alles wohl, herrſche die allgemeinſte Begeiſterung für den Krieg und ſey man bereit, mit beinahe einer Million der auserleſenſten Krieger dem Unweſen in Preußen ein für allemal ein Ende zu machen.

Man erkennt daraus, gegen welche ungeheure Vorurtheile Preußen zu kämpfen hatte, aber leider auch, wie wenig man ſich in unſern conſtitutionellen Ländern, politiſch reif zu ſeyn, rühmen durfte.

Preußen erklärte dem Bundestage am 1. Juni wiederholt, ſeine Rüſtungen ſeyen durchaus nur defenſiv und würden augenblicklich abbeſtellt werden, wenn Oeſterreich und Sachſen abrüſteten. Aber noch an demſelben Tage that Oeſterreich in ſeiner Gegenerklärung einen raſchen Schritt zum Kriege vorwärts, indem es Preußen gradezu beſchuldigte, daſſelbe habe mit Italien ſchon lange einen Angriff auf Oeſterreich verabredet, weshalb ſich Oeſterreich nunmehr ganz

dem deutſchen Bund in die Arme werfe und denſelben auffordere, die Entſcheidung in der Frage der Elbherzogthümer zu übernehmen. Zugleich kündigte es an, es werde, um auf die Stimme des Volks zu hören, die holſteiniſchen Stände einberufen. In der That erfolgte dieſe Einberufung auf den 11. Juni nach Itzehoe. Preußen legte am 3. Juni Proteſt ein, weil die Berufung auf den Bund dem Gaſteiner Contract zuwider ſey. Wenn aber Oeſterreich dieſen Vertrag breche, ſo kehre es damit nur auf den Standpunkt des Wiener Friedens zurück, alſo zum gemeinſchaftlichen und ungetheilten Condominat. Dadurch werde Preußen berechtigt, Holſtein gemeinſchaftlich mit den Oeſterreichern zu beſetzen, wie es ſeinerſeits auch den Oeſterreichern nicht verwehre, Schleswig mit zu beſetzen.

In Folge deſſen rückten die Preußen ſchon am 7. Juni ins Holſteiniſche ein. Herr von Gablenz, der öſterreichiſche Gouverneur daſelbſt, wich mit ſeiner einzigen Brigade unter Proteſt, aber ohne Schwertſtreich vor der Uebermacht der Preußen zurück, räumte die Feſtung Rendsburg und Kiel, von wo auch die holſteiniſche Landesregierung und Prinz Friedrich von Auguſtenburg flüchteten. Leſſer, Mitglied der Regierung und beſtimmt, den Landtag in Itzehoe zu eröffnen, hatte ſich ſchon dahin begeben, als die Preußen ihm zuvor kamen und ihn verhafteten. Mithin unterblieb der Landtag. Indem aber der preußiſche Gouverneur, General von Manteuffel, die Regierung Holſteins zugleich mit der von Schleswig übernahm, verſprach er beiden Herzogthümern einen gemeinſchaftlichen Landtag. Die Oeſterreicher concentrirten ſich in Altona, verließen dieſe Stadt aber ſchon am 11. Juni und eilten durch das Hannöveriſche auf der Eiſenbahn nach Süden.

Oldenburg, welches ſich eng an Preußen anſchloß, verfehlte nicht bei dieſem Anlaß eine Erklärung beim Bundestage abzugeben, worin es ſeine Erbanſprüche an die Elbherzogthümer in Erinnerung brachte.

Noch mitten im Gedränge der Ereigniſſe ſuchte Preußen eine

rechtliche Ausgleichung. In einem Rundschreiben an die Vertreter Preußens im Auslande vom 4. Juni sagte Graf Bismarck: „Am 7. Mai bot meine Depesche dem Wiener Kabinet die Möglichkeit einer Annäherung dar. Sie war ein Symptom cordialen Gefühls und wachsender Hoffnungen auf die Erhaltung des Friedens. Aber vergebens haben wir auf eine Auslassung darüber gewartet. Im Gegentheil sind wir gezwungen, die Erklärung der österreichischen Regierung beim Bundestag am 1. Juni als die Antwort auf unsere versöhnlichen Eröffnungen zu betrachten. In dieser Erklärung übergibt Oesterreich nach einer rückblickenden Darlegung, die mit den Thatsachen nicht übereinstimmt und gegen Preußen beleidigend ist, dem Bundestage die Entscheidung über die schleswig-holsteinische Frage und gibt zugleich Kenntniß von einem Acte der Souveränetät in Holstein, nämlich die Einberufung der Stände, welche es für sich allein zu unternehmen von dem Augenblicke an nicht berechtigt ist, wo es sich selbst durch die Verweisung auf den Bundestag vom Gasteiner Vertrage entbindet und dadurch an Stelle der jüngsten geographischen Theilung das alte Verhältniß des Mitbesitzes setzt. — Nicht allein wurde in Wien der gänzliche Mangel aller und jeder Bereitwilligkeit bekundet, in selbst vertrauliche Verhandlungen einzutreten und die Möglichkeit einer Verständigung zu discutiren, sondern Auslassungen einflußreicher österreichischer Staatsmänner und Rathgeber des Kaisers sind dem Könige von einer authentischen Quelle mitgetheilt worden, welche keinen Zweifel läßt, daß die kaiserlichen Minister Krieg um jeden Preis wünschen, theils in der Hoffnung auf Erfolg im Felde, theils um über innere Schwierigkeiten hinwegzukommen, ja selbst mit der ausgesprochenen Absicht, den österreichischen Finanzen durch preußische Contributionen oder durch einen ‚ehrenvollen' Bankerot Hülfe zu verschaffen."

Am 9. Juni erklärte Preußen am Bundestage, derselbe habe kein ursprüngliches Recht zur alleinigen Entscheidung der schleswig-hol-

steinischen Frage. Abgesehen davon, daß Schleswig den Bund nichts angehe, sey auch in Bezug auf Holstein die Competenz des Bundes noch nicht festgestellt. Das kaiserliche Kabinet selbst habe in dem mit Preußen gemeinschaftlich am 11. Februar 1864 abgegebenen Separatvotum und in einer Depesche vom 10. Januar desselben Jahres an den kaiserlichen Gesandten in München seine Zweifel und Bedenken gegen die Ausdehnung der Competenz des Bundes geäußert. Preußen habe in seiner Depesche vom 7. Mai sich bereit erklärt, die schleswig-holsteinische Angelegenheit in Verbindung mit der Bundesreform und unter Mitwirkung einer nationalen Vertretung zu behandeln, die dem Einfluß particularer Interessen das Gegengewicht halten und die Bürgschaft gewähren würde, daß die von Preußen gebrachten Opfer schließlich dem gesammten Vaterlande und nicht der dynastischen Begehrlichkeit zu gute kommen. Unter den gegenwärtigen Umständen aber muß Preußen Einspruch dagegen erheben, daß über eigene, durch blutige Kämpfe und durch internationale Verträge erworbene Rechte ohne seine Zustimmung Verfügung getroffen werde.

Schon am folgenden Tage, am 10. Juni, legte Preußen den Mittel- und Kleinstaaten einen neuen Bundesreformplan vor. Darnach sollten Oesterreich und die Niederlande vom Bunde ausgeschlossen bleiben. Ein neuer Bundestag sollte nach dem Reichswahlgesetz von 1849 gewählt werden, das Bundesparlament nach dem schon frühern Vorschlage durch allgemeine Wahlen. Die Landmacht des Bundes sollte im Norden unter preußischer, im Süden unter bayrischer Führung stehen. Die Leitung der Marine behielt sich Preußen vor. Diesem Plan widerstrebte die Mehrheit der Mittelstaaten.

Am 9. Juni nahm der Bundestag mit Zustimmung Preußens einen bayrischen Antrag an, wonach sowohl die österreichischen als preußischen Truppen aus den Bundesfestungen Mainz und Rastatt abziehen und durch bayrische und kleinstaatliche Truppen einstweilen ersetzt werden sollten, was auch sofort geschah. Die Annahme dieses

Antrags bewies, daß Oesterreicher und Preußen in Gemeinschaft nicht mehr dem Bunde dienen konnten, also der Ausbruch des Kriegs zwischen ihnen nahe bevorstehe.

Nunmehr beantragte Oesterreich am 11. Juni, der Bund solle nach Artikel 19 der Wiener Schlußakte gegen die Selbsthülfe Preußens in Holstein einschreiten und das ganze Bundesheer mobil machen. Am 14. stimmte der Bundestag wirklich mit neun gegen sechs Stimmen diesem Antrag bei. Die Zustimmenden waren: Oesterreich, Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover, beide Hessen, Nassau und die 16. Kurie. Hierauf erklärte Herr von Savigny, der preußische Bundestagsgesandte, durch diesen Beschluß werde der Bundesvertrag gebrochen, und stellte seine amtliche Thätigkeit ein. Herr von Kübeck aber, der österreichische Präsidialgesandte beim Bunde, erklärte diesem sogleich, nach Artikel 1 der Bundesakte und Art. 5 der Wiener Schlußakte habe Preußen kein Recht aus dem Bunde auszutreten, welcher aufrecht erhalten werden müsse.

In Bezug auf die Abstimmung vom 14. Juni am Bundestage erklärte Graf Bismarck: „Unter den Stimmen, welche sich zu Gunsten der von Oesterreich vorgeschlagenen Mobilisation ausgesprochen haben, befand sich auch die 16. Kurie, welche aus sechs kleinen Staaten besteht. Unter denselben hatten drei, nämlich Lippe, Waldeck und Reuß-Schleiz, dem Repräsentanten der Kurie vorgeschrieben, gegen den Antrag zu votiren. Der vierte, Schaumburg-Lippe hat sich nach einer offiziellen Mittheilung des Fürsten der Abstimmung enthalten. Es war also nur das 6000 Einwohner zählende Lichtenstein, welches seine Instruction zu Gunsten Oesterreichs abgegeben, und Reuß-Greiz, dessen Abstimmung noch nicht verificirt worden ist. In jedem Falle aber war die Majorität der Kurie für die Verwerfung des österreichischen Antrags. Ungeachtet dieser Evidenz votirte der dermalige Vertreter der Kurie, Herr von Strauß, Gesandter des Fürsten von

Lippe, für den Antrag. Dieſes Votum iſt demnach ein Falſum und war für den Bundesbeſchluß vom 14. entſcheidend, denn ohne dieſes Votum wären acht gegen acht Stimmen geſtanden, da von denen, welche für Oeſterreich ſtimmten, noch das Votum hätte abgezogen werden müſſen, welches Braunſchweig und Naſſau gemeinſchaftlich abgegeben haben, indem das eine gegen das andere ſtimmte. Dieſe Thatſachen werden dazu beitragen, den Verfall zu erklären, in welchem ſeit langer Zeit die Bundesinſtitutionen durch Parteigeiſt, Intriguen und Beſtechlichkeit gerathen ſind.“ Man kann nur hinzufügen, daß, wenn auch ſolche Fälſchungen nicht*) vorgekommen wären, eine Bundes-

*) v. Strauß berief ſich in einem Flugblatt auf einen Vertrag vom Jahr 1816 unter den Kuriatmitgliedern, wonach (§. 5) in dringenden Fällen der Votant der Kurie mit der Mehrheit ſtimmen dürfe. Auch ſey der Landesherr des Votanten mit ihm zufrieden geweſen. Reyſcher, die Urſachen des deutſchen Krieges, 4. Auflage S. 68 bemerkt dazu: „Die Mehrheit innerhalb der Kurie war für alsbaldige Beſchlußfaſſung; von den vieren, welche dieſelben bildeten, waren 2 für, 2 gegen den öſterreichiſchen Antrag; bei Stimmengleichheit hatte aber der Geſandte nach dem Uebereinkommen der Kurie der Mehrheit der Bundesverſammlung ſich anzuſchließen und dieſe war für den Antrag. Ueberſehen iſt hiebei nur, daß Reuß jüngere Linie, indem es für Verweiſung in den Ausſchuß ſtimmte, offenbar gegen den öſterreichiſchen Antrag auf alsbaldige Mobiliſirung war; folglich ſtanden auf Seite der Gegner des Antrags 3 Stimmen innerhalb der Kurie und der Geſandte hatte nicht für, ſondern gegen den Antrag zu ſtimmen, vermehrte ſomit die Anzahl der Gegner, während die Mehrheit auf 8 herabſank. Dieſe hob ſich aber wieder auf die nothwendige Anzahl von 9, indem Baden, das ſich der Abſtimmung enthielt, nach der Geſchäftsordnung des Bundes der Mehrheit beizuzählen war. Aber konnte und durfte denn der Präſidialhof die wichtige Sache überhaupt ſo in der Kürze abmachen und Deutſchland für ſeine eignen Intereſſen in einen Krieg verwickeln? Oeſterreich hatte am 11. Juni den Antrag auf Mobilmachung ſämmtlicher nicht zur preußiſchen Armee gehörigen Armeecorps des Bundesheeres geſtellt und ſchon am 14. war der Beſchluß gefaßt, ohne daß auch nur eine Commiſſion darüber

verfassung von vorn herein nichts taugte, in welcher Abstimmungen in so kleinen Bruchtheilen vorgeschrieben waren. Was ist an einer Allianz des Löwen mit dem Hasen, des Adlers mit dem Zaunkönig irgend Natürliches?

Graf Bismarck erließ schon am 15. ein Rundschreiben an die Vertreter Preußens im Auslande, worin er den Wortlaut der Artikel 54 und 63 in der Wiener Congreßakte in Erinnerung brachte. Hier heißt es: Die Bundesstaaten verpflichten sich, unter keinerlei Vorwand einander mit Krieg zu überziehen. Entsteht unter ihnen Streit, so hat der Bundestag zu entscheiden, aber nur durch Vermittlung und gelingt ihm diese nicht, so wird der Handel an eine Austregalinstanz gewiesen, welcher die Parteien sich ohne Appellation zu unterwerfen haben. Von dieser Vorschrift, schreibt Graf Bismarck, sey der Bundestag notorisch abgewichen, weshalb Preußen den Bundesvertrag für gebrochen und sich jeder Verpflichtung gegen den Bund für entbunden erachte.

Freiherr von Werther, der preußische Gesandte in Wien, erhielt bereits am 12. Juni seine Pässe, worauf auch dem Grafen Karolyi, österreichischen Gesandten in Berlin, die seinigen übergeben wurden.

Am 16. forderte der Bundestag mit zehn gegen fünf Stimmen Oesterreich und Bayern auf, Sachsen und Hannover zu Hülfe zu kommen, da sie bereits von Preußen angegriffen waren. Oesterreich erklärte sich bereit dazu.

Somit mußte der Krieg beginnen. Hinter der Einstimmigkeit der Mittelstaaten mit Oesterreich verbarg sich aber der alte Particularismus. Die Mittelstaaten haben nämlich nie weder einem Groß-

---

gehört war. Mit Recht bemerkte der preußische Gesandte, daß das Bundesrecht Bundesgliedern gegenüber keine Kriegserklärung kenne, sondern nur ein Exekutions-Verfahren, das aber an bestimmte Normen und Voraussetzungen geknüpft sey, welche in diesem Falle nicht beachtet worden."

staat, noch einander selbst getraut.*) Bayern wollte sich für Oesterreich nicht opfern, es verlangte erst Bürgschaften von ihm und es verlangte sie ohne Mitwissen und eventuell auf Kosten seiner nächsten Nachbarn und Bundesgenossen. In dem geheimen Vertrage, den es am verhängnißvollen 14. Juni mit Oesterreich einging, verpflichtete es sich, zum Kriege gegen Preußen 40 bis 50,000 Mann unter dem alleinigen Oberbefehl des Prinzen Karl von Bayern zu stellen. Unter dessen Befehl sollte auch das achte Bundesarmeecorps gestellt werden. Der Operationsplan werde dem k. k. Oberkommando mitgetheilt werden. Oesterreich verpflichtete sich, keinen einseitigen Frieden mit Preußen zu schließen, sondern Bayern an den Friedensunterhandlungen Theil nehmen zu lassen. Am 15. Juni sollte die bayrische Armee in Franken concentrirt seyn. — Die übrigen süddeutschen Bundesgenossen hatten von diesem geheimen Vertrage Bayerns keine Kunde und wurden, als sie sie erhielten, sehr vor den Kopf gestoßen, indem sie einen § fanden, nach welchem sich Bayern eventuelle Entschädigungen und Gebietsvergrößerungen (natürlich nur auf Kosten seiner schwächeren Nachbarn) ausbedungen hatte. Innerhalb der antipreußischen Coalition walteten daher verschiedene und zuweilen sogar entgegengesetzte Interessen vor. Daher wurde auch in der militärischen Leitung der Coalition Einheit des Befehls vermißt. Prinz Karl hatte von Benedek, dem Oberfeldherrn, keine Befehle anzunehmen, sondern ihm nur Mittheilungen zu machen. Prinz Alexander von Hessen sollte allerdings vom Prinzen Karl Befehle annehmen, sowie

*) Der hochselige König Wilhelm I. von Württemberg, ein Herr von großem Verstande, erzählte dem Verfasser einmal, wie oft und vergeblich er die Mittelstaaten zu einer gemeinsamen Wahrnehmung ihrer Interessen ermahnt habe, und Seine Majestät bediente sich dabei folgender Vergleichung: „Wenn ich sie endlich einmal in einer Schüssel beisammen hatte und hineingriff, um Eisen zu fassen, griff ich nur in Sand und lief mir beständig nur der Sand zwischen den Fingern durch."

auch wieder die obersten Führer des württembergischen und badischen Contingents, Generallieutenant von Hardegg und Prinz Wilhelm von Baden, unter dem Befehl des Prinzen von Hessen standen. Allein diese Contingente, oder vielmehr deren Souveräne, mußten mit Rücksicht behandelt werden. Baden hatte sich nur ungern mit in den Krieg hineinziehen lassen. Sonderinteressen und politische Bedenken mußten um so gewisser auf die Kriegführung im westlichen Deutschland einwirken, als die Dinge in Böhmen so schnell zur Entscheidung kamen.

Sehr zum Vortheil der Diplomaten, welche insgeheim die Fäden lenkten, schob die öffentliche Meinung alle Schuld auf die armen Generale, Verdächtigungen und Verunglimpfungen, die fast einstimmig von der Presse unterstützt wurden. So las man in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von der Aktion oder vielmehr Nichtaktion des 7. und 8. Bundesarmeecorps: „Fünf Kriegsherrn und fünf Kriegsministerien mit ihrer bureaumäßigen Vielschreiberei waren zu viel des Guten für die Aktion. Fünf Generalstäbe, fünf Intendanturen! Woher sollte da der feste einheitliche Plan, die standhafte Vorbereitung desselben, die rasche Ausführung von Maßregeln, die schnelle Bewältigung unvorhergesehener Umstände, die unverzügliche Ergänzung des Materials kommen? Der Erfolg hat bewiesen, wie ungenügend das Aufgebot, wie unvollständig und unzweckmäßig die Ausrüstung war. Die Reichsarmee von 1756, welche so viel Spott erfahren, ist nur in einer verstärkten Auflage wiedergekehrt. Statt der 70,000 Mann, welche Bayern wenigstens hätte stellen sollen — sein Bundescontingent ist auf 66,231 Mann berechnet — verfügte sein Oberbefehlshaber über höchstens 45,000 Mann, und bei Württemberg und Baden wird das Verhältniß ein ähnliches gewesen seyn. Anzuerkennen ist, daß zahlreiche Prinzen der bedrohten Höfe nicht zu Haus blieben, sondern nach dem Parade- und Uebungslagerleben auch die Drangsale und Gefahren des Krieges kennen lernen wollten. Leider aber haben wir

auch von Prinzen gehört, die sich aus Etiketterücksichten nicht unterordnen wollten."

Die Oppositionspresse nahm von der Zögerung Anlaß, das Bundesmilitärwesen überhaupt anzugreifen. Der Stuttgarter Beobachter (Nr. 175) erinnerte an die unermeßlichen Summen, welche das Kriegswesen seit 50 Jahren verschlungen hatte, um sich am Ende als unfähig zu erweisen. Eine Menge neue Einrichtungen und Verbesserungen seyen im preußischen Heere, seit dem Bürgerkrieg in Nordamerika auch im Unionsheere vorgenommen worden, um diese Fortschritte der Kriegskunst hätten sich aber die mittel- und kleinstaatlichen Regierungen nicht gekümmert. Das vereinigte 7. und 8. Armeecorps sey viel stärker gewesen, als die kleinen ihnen entgegengeschickten preußischen Corps, und doch sey man nicht vorwärts gekommen.

Am wichtigsten war, daß Herr von der Pfordten trotz alles scheinbaren Echauffements für Oesterreich sich doch in einem gewissen Sinne neutral zu halten wußte. Er glaubte, wenn Oesterreich siegen würde, durch den Vertrag vom 14. Juni gedeckt und eines Erwerbs für Bayern sicher zu seyn, wollte aber Oesterreich keine großen Opfer bringen. Er beeilte sich also nicht, die Preußen anzugreifen; er wartete erst die große Entscheidung in Böhmen ab und konnte sich, wenn etwa Oesterreich unterliegen sollte, dadurch, daß er im Kampf gegen Preußen nicht allzu hitzig vorging, dessen Schonung erkaufen. Daher die Langsamkeit der bayrischen Rüstungen, die verhältnißmäßig geringe Zahl der bayrischen Offensivarmee und das lange Zaudern. „Noch Herrn des Eisenbahnnetzes, konnten die Bayern in wenigen Stunden in Eisenach und Koburg seyn, die schwachen Koburger Truppen entwaffnen und den Hannoveranern den Weg frei machen. Statt dessen durften sich die Bayern wochenlang nicht rühren und ihre Offiziere angelten in den Dörfern der Rhön aus langer Weile Forellen."

Achtes Buch.

Verhalten der auswärtigen Mächte.

Man war am begierigſten zu erfahren, welche Stellung Frankreich zu den kämpfenden Mächten in Deutſchland einnehmen würde.

Napoleon III. hatte bisher mit großem Geſchick und Erfolge Frankreich im Innern regiert und den franzöſiſchen Einfluß nach außen in einer viel energiſcheren Weiſe geltend gemacht, als es vor ihm die Bourbonen und Orleaniden gethan hatten. Im Krimkriege war es ihm gelungen, den Ruhm der franzöſiſchen Waffen wieder über den aller andern Nationen zu erheben und den ruſſiſchen Koloß zu demüthigen. Ja er hatte die Genugthuung, daß ſich das nämliche, ſonſt ſo ſtolze und übermüthige Rußland jetzt um ſeine Freundſchaft bewarb, um ſich an Oeſterreich für deſſen Verhalten im Krimkriege zu rächen. Obgleich es nun nicht im Intereſſe Frankreichs liegen konnte, Rußland zu einer Schwächung Oeſterreichs behülflich zu ſeyn, ſo konnte doch Rußland grade damals, nachdem es ſeine

Kräfte im Krimkriege erschöpft hatte, zunächst an die Wiederaufnahme seiner orientalischen Eroberungspläne nicht denken und der Kaiser der Franzosen konnte deshalb die neue russische Freundschaft benutzen, um in Italien den französischen Einfluß an die Stelle des österreichischen zu setzen. Er unterstützte daher den kleinen König von Sardinien, half ihm mit Heeresmacht, siegte im Feldzug von 1859 über Oesterreich, nahm ihm die Lombardei ab und schenkte sie dem Sardinier, duldete sodann die Wühlereien der Mazzinisten und ihrer englischen Freunde, durch welche die Fürsten in Mittel- und Unteritalien vertrieben wurden, und flickte dann das neue Königreich Italien zusammen, welches von nun an nur noch ein Vasallenstaat Frankreichs seyn konnte und sich gefallen lassen mußte, daß Savoyen und Nizza Frankreich förmlich einverleibt wurden und eine starke französische Besatzung in Rom blieb, um den Papst zu schützen.

Nachdem Napoleon III. erst Rußland und nachher Oesterreich gedemüthigt hatte, schien es nahe zu liegen, daß er auch trachten würde, Preußen zu demüthigen und somit die Manen seines großen Oheims an den Coalitionsmächten von 1813 zu rächen. Allein er hat wohl kaum daran gedacht, so wenig wie an eine Rache an England, denn er mußte wie England gegen Rußland, so Preußen gegen Oesterreich zu benutzen suchen.

Napoleon III. war vorsichtig und keineswegs in der Lage, entscheidend durchgreifen zu können, wie sein Oheim. Er mußte in seiner äußern Politik, wie in seiner innern, große Parteien, die er einzeln nicht überwinden konnte, eine durch die andere neutralisiren. Er hatte sich in Frankreich selbst zwischen die Bourbons und die rothe Republik eingeschoben, und mußte daher fortwährend die Rückschritts- durch die Fortschrittspartei und wieder diese durch jene im Zaume halten. Er bediente sich der klerikalen Partei gegen die demokratische und dieser gegen jene und wirkte auf die eine durch die Kaiserin Eugenie, auf die andere durch seinen Vetter Prinz Napoleon ein.

Ja er legte einen Werth darauf, daß die Parteien in diesen beiden ihm nahe stehenden Persönlichkeiten seinen guten und bösen Genius erkennen und immer zweifelhaft bleiben sollten, welchem von beiden er am Ende nachgeben werde. Indem er die Parteien in dieser Ungewißheit ließ und, wenn er sie auch ärgerte, doch einer jeden immer wieder Hoffnung machte, hielt er sie am sichersten von extremen Demonstrationen und Wagnissen ab. Ganz die nämliche Politik nun hielt er auch gegenüber den Mächten des Auslands inne und blieb immer in der Schwebe zwischen England und Rußland, wie zwischen Preußen und Oesterreich, schmeichelnd bald dem einen, bald dem andern, so daß keiner recht wußte, woran er mit ihm war, es aber auch nicht mit ihm verderben wollte. Nie gab er einen Anlaß, ihn für einen unbedingten Feind zu halten, sondern ließ Jedem noch die Aussicht auf seine Freundschaft. Auch scheint er, bald direct, bald indirect, die rivalisirenden Mächte abwechselnd in Versuchung geführt zu haben, sey es, um sie dahin zu treiben, daß sie ihm ein Opfer bringen sollten, sey es auch nur, um ihre gegenseitige Eifersucht fort und fort zu nähren.

Mit welcher überlegenen Schlauigkeit der Kaiser der Franzosen jeden zufälligen Anlaß rasch zu benutzen verstand, um Oesterreich und Preußen, wenn sie sich vereinbaren wollten, wieder zu trennen, erhellt am besten aus der Intrigue von Villafranca. Kaiser Franz Joseph war bei Solferino geschlagen worden, aber sein Festungsviereck war unversehrt und schreckte die Franzosen zurück. Die Preußen marschirten bereits an den Rhein, um Oesterreich Bundeshülfe zu leisten, und Napoleon III. hätte in Eile mit dem größten Theil seiner Armee nach Frankreich zurückkehren müssen, da Marschall Pelissier im Lager von Chalons weitaus nicht stark genug gewesen wäre, die Preußen aufzuhalten. Oesterreich war mit Preußen damals so weit einig, daß ersteres selbst am Bundestage in Frankfurt beantragte, den Prinz-Regenten von Preußen zum Oberbefehlshaber der gesammten Bundes-

macht zu ernennen. Der Regent mußte aus einem rein formellen Grunde diese Ehre ablehnen, weil der Bundesfeldherr verantwortlich ist, ein regierendes Haupt aber nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Den Umstand dieser Ablehnung benutzte nun Napoleon III. mit Blitzesschnelle, um dem Kaiser von Oesterreich ein tiefes Mißtrauen gegen die Absichten des Prinz-Regenten beizubringen und dadurch die nahe Gefahr, von welcher Frankreich durch die preußische Armee bedroht war, zu beseitigen. Die Zeitungen meldeten, und es ist nie widerlegt worden, Napoleon III. habe zu Villafranca dem Kaiser Franz Joseph einen Vermittlungsvorschlag vorgelegt, welcher angeblich von Preußen an England und Rußland gebracht worden seyn sollte, des Inhalts, daß, wenn Oesterreich sich diese Vermittlung hätte müssen gefallen lassen, es mehr in Nachtheil gekommen wäre, als wenn es den Frieden annahm, den ihm Frankreich anbot. Durch diese grobe Täuschung ließ sich Franz Joseph verführen, den voreiligen Frieden von Villafranca abzuschließen. Seine Proclamation sagte ganz deutlich, er halte sich für verrathen von Preußen, denn es hieß darin: „Ohne Bundesgenossen weiche ich nur den ungünstigen Verhältnissen der Politik. Ich habe mich entschlossen, der Wiederherstellung des Friedens ein Opfer zu bringen, nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß durch directe, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen, jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem Eintreten der drei am Kampfe nicht betheiligt gewesenen Großmächte in die Verhandlung, mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moralischen Drucke ihres Einverständnisses unterstützten Vermittlungsvorschlägen zu erwarten gewesen wären."

Die angebliche Vermittlungsnote Preußens, mit welcher Franz Joseph seinen Entschluß entschuldigte und motivirte, existirte gar nicht. Er hatte sie sich aufbinden lassen, ohne ihre Echtheit zu untersuchen. Die echte preußische Note vom 24. Juni, worin England und

Frankreich wiederholt ersucht worden waren, sich einer Vermittlung anzuschließen, enthielt durchaus nichts, was Oesterreich hätte berechtigen können, ihr die gehässige Deutung zu geben, die ihr zu Villafranca untergeschoben wurde. Am 7. Juli fand Preußen dieselben Friedensbedingungen, die am folgenden Tage Franz Joseph von Napoleon annahm, als sie ihm von Napoleon III. mit der Bitte, zu vermitteln, notificirt wurden, zu hart für Oesterreich und lehnte die Vermittlung ab. Ehrlicher konnte Preußen nicht handeln und in demselben Augenblicke ließ sich Kaiser Franz Joseph durch ein gefälschtes Aktenstück täuschen und hinreißen, einen so nachtheiligen Frieden zu schließen, den ihm Preußen nie zugemuthet haben würde, und zum Ueberfluß noch dasselbe Preußen in der oben citirten Proclamation aufs ungerechteste zu verdächtigen und tödtlich zu beleidigen. Herr von Schleinitz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, ließ durch den preußischen Gesandten in Wien mit größter Bestimmtheit erklären: „1) Daß Seitens Preußen keinerlei Bedingungen einer Mediation formulirt oder dergleichen, die von einer andern Macht formulirt gewesen wären, acceptirt worden sind; 2) daß das dem österreichischen Circulär beigefügte, seitdem durch die Zeitungen veröffentlichte Project uns gänzlich unbekannt gewesen ist.“ Nur England wollte aus Vorliebe für die italienische Agitation, daß Oesterreich nicht nur die Lombardei, sondern auch Venedig verlöre, und man überredete den Kaiser Franz Joseph, Preußen sey mit dieser Ansicht Englands einverstanden. Die österreichische Verblendung war staunenswürdig. Wenn Preußen wirklich der englischen Ansicht gewesen wäre, so hätte es entweder seine Armee gar nicht mobil gemacht, oder wenigstens nicht an den Rhein, sondern — nach Böhmen geschickt.

Napoleon III. hatte die deutschen Großmächte glücklich wieder auseinander gebracht und spann nun, immer mit überlegener Klugheit, den Faden fort. Preußens Rüstungen hatten ihn genirt, aber es jetzt

etwa anzugreifen, wagte er nicht. Es genügte ihm völlig, wenn nur die beiden deutschen Großmächte uneinig blieben. Nach einer Turiner Quelle soll er schon in Villafranca dem Kaiser Franz Joseph insinuirt haben, er möge sich mit Frankreich gegen Preußen verbinden und mit Frankreichs Hülfe die Hegemonie in Deutschland erringen, die ihm nur Preußen streitig mache. Damit werde Deutschland die Einheit wiedererlangen, nach der es sich so sehr sehne. Es versteht sich von selbst, daß Frankreich für diese Durchführung des Nationalitätenprincips in Deutschland, wie für die in Italien eine Belohnung vorausseţte und daß ihm das unter Oesterreich wieder vereinigte Deutschland das linke Rheinufer abtreten müßte, wie ihm das unter Sardinien vereinigte Italien Savoyen und Nizza hatte abtreten müssen. Kaiser Franz Joseph war auf diese Verführung nicht eingegangen und es wurde höchlich von ihm gerühmt, daß er lieber die italienische Lombardei, als ein deutsches Bundesland habe preisgeben wollen.

Als König Wilhelm I. von Preußen im Herbst 1861, in Erwiderung des Besuchs in Baden den französischen Kaiser in Compiègne besuchte, soll dieser dasselbe Locklied Preußen vorgesungen haben, welches er zwei Jahre früher Oesterreich vorsang. Das Nationalitätenprincip solle auf Deutschland angewandt werden, Preußen an die Spitze Deutschlands treten und Oesterreich beseitigt werden. Die Vortheile einer Verbindung mit Frankreich wurden damals Preußen so sehr ans Herz gelegt, daß der Gedanke an eine französisch-preußische Zolleinigung Wurzel fassen konnte. Aber schon ein halbes Jahr vor der Zusammenkunft in Compiègne hatte die Opinion nationale (vom 5. März 1861) den Wunsch hingeworfen, das Kohlenbecken von Saarbrücken mit Saarlouis, Zweibrücken und Landau, die erst im zweiten Pariser Frieden von Frankreich seyen abgerissen worden, möchten demselben zurückgegeben werden. Preußen hörte mit tauben Ohren zu und ging auf die Versuchung nicht ein.

Als 1863 der Aufstand in Polen ausbrach, kam wieder Oester-

reich an die Reihe, von Paris aus beschmeichelt und verlockt zu werden, um es wieder, wie in Villafranca zu einer Cooperation gegen Preußen zu verleiten. Ohne Oesterreich konnte Frankreich nichts gegen die Russen in Polen unternehmen, ein unabhängiges Königreich Polen nicht herstellen. Wenn auch Oesterreich sein Galizien aufopfern mußte, so konnte es reichlich auf Kosten Preußens und durch die Hegemonie in Deutschland entschädigt werden. Man hörte, es sey ihm Schlesien angeboten worden, wogegen Frankreich seine Belohnung auf dem linken Rheinufer zu erhalten begehrte.

Man würde jedoch den Kaiser der Franzosen unbillig beurtheilen, wenn man eine Politik, die ihn seine Gegner zu neutralisiren nöthigte, für gemeine oder kleinliche Intrigue halten wollte. Er hat mehr Verstand und Voraussicht als die meisten seiner Zeitgenossen. Sein Blick umfaßt nicht bloß die nächsten Nachbarn, sondern in großartiger Combination die Stellung der Welttheile gegen einander. Er allein vor allen europäischen Regenten erkannte die Nothwendigkeit eines Zusammenhaltens und einer solidarischen Verpflichtung der europäischen Mächte gegenüber von Asien und Amerika, d. h. gegenüber der asiatischen Vormacht Rußland und der amerikanischen Vormacht in den Staaten der Union. Hieraus erklären sich seine merkwürdigen Operationen im Orient und in der neuen Welt.

Er erkannte mit Recht, daß wenn Rußland fort und fort in Asien Eroberungen mache, seine Macht allmälig so kolossal anschwellen würde, daß sie Europa erdrücken müßte. Schon war es unmöglich geworden, Polen aus der schrecklichen Umarmung des russischen Bären loszureißen, oder wenn es noch möglich schien, mußte man es zu flankiren suchen. Im Krimkriege war Rußland glücklich aus dem Donaugebiet hinausgeworfen worden. Man durfte keine Zeit versäumen, dieses Donaugebiet zu einem Bollwerk gegen Rußland zu machen, um von hier aus theils die Türkei gegen Rußland zu schützen, theils möglicherweise einmal das unglückliche Polen zu befreien. Da

nun Napoleon III., um Italien unter ſeinem Protectorate zu einigen, das Nationalitätenprincip proclamirt hatte, lag es ihm nahe, aus demſelben Princip auch eine Einheit Rumäniens herzuleiten und den Verſuch zu machen oder machen zu laſſen, die Italiener an der untern Donau ebenſo unter ſich zu vereinigen, wie die am Po. Denn die Rumänen ſind Nachkommen der ehemaligen römiſchen Einwohner in Möſien und Dacien oder der Ureinwohner ſelbſt, die nur von den herrſchenden Römern die Sprache annahmen, und ſie reden noch eine dem Italieniſchen verwandte Mundart. Sie bewohnen die Moldau und Wallachei, das ruſſiſche Beſſarabien und einen Theil von Siebenbürgen. Um in dieſe rumäniſche Bevölkerung mehr Einheit zu bringen, ſtrebte Frankreich darnach, wenigſtens die Moldau und Wallachei, die noch zur Türkei gehörten und wovon jede einen eigenen Hospodar hatte, unter einem Hospodar zu vereinigen. Dies geſchah in Folge von Umtrieben, durch welche Alexander Couza, der ſeine Verbindungen in Paris hatte, wirklich von beiden Donaufürſtenthümern zum gemeinſchaftlichen Fürſten erwählt wurde, 1859. Rußland duldete es, weil ein ſo ſchwacher Nachbar ihm doch zunächſt nicht gefährlich war, oder weil er ſich wenigſtens gegen Oeſterreich brauchen ließ. Er war ein gemeiner Abenteurer, der als regierender Fürſt ſeine Stellung nur benutzte, um Schätze zuſammenzuhäufen. Indem er die Armee auf franzöſiſchen Fuß ſetzte, verdoppelte er die Steuern, zog die Kloſtergüter ein, ſetzte den Metropoliten Milesco in den Kerker und mißhandelte den Klerus. Alles im Namen der Aufklärung und der Civiliſation. Deshalb gründete er auch zu Jaſſy eine Univerſität in einem Lande, das keine Schulen und nicht einmal Straßen hat. Zugleich diente er der europäiſchen Demokratie, ließ ſich zur See aus Frankreich Kanonen kommen, empfing den ungariſchen General Klapka in Bucareſt und ſtand in Verbindung mit Garibaldi. Um als liberaler Reformator zu glänzen, wollte er die Bauern emancipiren und ſprengte den Widerſtand der Bojaren durch einen Staats-

ſtreich. Allein er hatte in dem rohen Volke keinen Boden. Die Bojaren hielten zuſammen, auch das Militär ließ ihn im Stich und plötzlich im Februar 1866 nahmen ihn die verſchwornen Generale und Bojaren gefangen und ließen ihn unter der Bedingung, daß er abdicire und ſich ruhig verhalte, mit ſeinen Schätzen nach Paris abziehen.

Man unterhandelte, was jetzt mit den Donaufürſtenthümern anzufangen ſey, als plötzlich am 22. Mai 1866 Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen (Sohn des Fürſten Karl Anton, der ſein Fürſtenthum an Preußen abgetreten und für ſich und ſeine Nachkommen die Rechte eines Prinzen des königlich-preußiſchen Hauſes erhalten hatte, auch eine Zeit lang königlich-preußiſcher Miniſterpräſident geweſen war) plötzlich in Bukareſt erſchien, ohne daß die Welt von ſeiner heimlichen Reiſe etwas erfahren hatte. Aber die laute Freude, mit der er in der Wallachei empfangen, und die Schnelligkeit, mit der er als Hospodar der Wallachei und dann auch der Moldau anerkannt wurde, bewieſen hinlänglich, daß man ihn erwartet und die Wahl ſchon vorbereitet hatte. Wie ſich die Großmächte dazu verhielten, erfuhr man nicht und da unmittelbar darauf der Krieg in Deutſchland ausbrach, läßt ſich auch, ehe die Akten vorliegen, nicht ermeſſen, von welcher Seite her der preußiſche Prinz am meiſten begünſtigt worden iſt. Da der vertriebene Couza das Werkzeug der franzöſiſchen Politik geweſen war, vermuthete man, Prinz Karl werde wenigſtens von Rußland nicht abgelehnt, falls Rußland nicht förmlich die Abſicht hatte, Preußen mit ſeiner Zuſtimmung zu ſchmeicheln, um ſich der Allianz deſſelben in der orientaliſchen Frage zu verſichern.

Zum weiteren Verſtändniß der Verhältniſſe in den Donauländern nur noch eine kurze Bemerkung über Serbien. Hier war die ruſſiſch geſinnte Familie Obrenowitſch 1843 geſtürzt worden, um der öſterreichiſch geſinnten Familie des großen ſerbiſchen Freiheitshelden Kara Georg den Platz zu räumen. Aber Alexander, der ſchwache

der Präsident Miramon, nachdem er kaum seinen Vorgänger Zuluaga gestürzt hatte, selber wieder durch Juarez gestürzt, der ein Mestize war und die farbige Bevölkerung für sich hatte. Miramon ließ in der letzten Noth das Hotel des englischen Gesandten in der Hauptstadt Mexiko erbrechen und 100,000 Dollars von dort rauben, welche englische Staatsgläubiger bei ihm deponirt hatten. Nun raubte auch Doblado, ein Untergeneral des Juarez, einen für das Ausland bestimmten Silbertransport im Werth von 1,200,000 Dollars und Juarez selbst erklärte in einem Decret vom 1. Juli 1861 alle Verbindlichkeiten gegen Ausländer vorläufig auf zwei Jahre für aufgehoben. Der spanische Gesandte und der päpstliche Nuntius wurden auf brutale Art aus Mexiko fortgejagt. Auf den französischen Gesandten de Saligny wurde ein Attentat gemacht, drei englische Unterthanen wurden ermordet. Um sich Geld zu machen, jagte Juarez auch die Bischöfe fort und plünderte die Klöster. Es handelte sich also diesmal nicht um einen gewöhnlichen tumultuarischen Präsidentenwechsel, sondern um einen Sieg der farbigen Race über die weiße, indianischer Wildheit über europäische Cultur, halb heidnischer Barbarei über die christliche Kirche.

Während England und Spanien von der tollen Mestizenregierung in Mexiko nur Genugthuung und Ersatz des erlittenen Schadens verlangten, faßte der Kaiser der Franzosen die Frage aus einem höhern Gesichtspunkt auf. Es schien ihm der europäischen Politik angemessen, in diesem Falle nicht blos eine einzeln vorgekommene Unart Amerikas zu bestrafen, sondern auch künftigen Fällen dieser Art vorzubeugen, das Ansehen der europäischen Staaten und die Achtung der europäischen Civilisation in der neuen Welt herzustellen. Die Gelegenheit war günstig, an die Stelle der turbulenten Republik in Mexiko eine geordnete monarchische Verfassung zu setzen und eine europäische Dynastie daselbst zu gründen. Die Regierung von Washington schien es wenigstens nicht verhindern zu können, da die Süd-

staaten der Union selbst sie zu stürzen unternahmen. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges in der Union schien den Südstaaten ihr Sieg gewiß zu seyn und mit diesen aristokratisch gesinnten Staaten ließ sich die verträgliche Nachbarschaft einer Monarchie eher denken, als mit den störrischen Republikanern des Nordens.

Frankreich, Spanien und England verabredeten eine bewaffnete Expedition nach Mexiko und am 8. Dezember 1861 kamen die ersten Schiffe derselben nach Veracruz. Frankreich hatte die meisten Landungstruppen geschickt, aber grade dieser Umstand machte die Engländer mißtrauisch. England gönnte Frankreich keine Eroberung in Mexiko, ließ sich durch Juarez für seine Verluste mit einer Ersatzsumme abfinden und zog seine Schiffe zurück. Spanien that desgleichen, denn General Prim, der die spanischen Landungstruppen in Mexiko anführen sollte, hatte keine Lust, als der Schwächere den Franzosen zu folgen, die ihm alle Lorbeern und Eroberungen vorweg nehmen würden. Die Abfindung Englands und Spaniens erfolgte am 19. Februar 1862 in dem Vertrage, den beide Mächte mit Juarez zu Soledad abschlossen. Die französischen Truppen unter General Lorencez blieben nun, von ihren europäischen Bundesgenossen verlassen, allein auf mexikanischem Boden zurück und setzten sich, weil in Veracruz das gelbe Fieber herrschte, in dem höher gelegenen Orizaba fest, indem sie neue Befehle aus Paris abwarteten. Napoleon III. mußte das egoistische und verrätherische Verhalten Englands verschmerzen und für sich allein den Kampf in Mexiko fortsetzen, denn ohne Genugthuung erhalten zu haben, durfte er seine Truppen nicht aus Mexiko zurückziehen, das litt die Waffenehre Frankreichs nicht. Er sandte also unter General Forey Verstärkungen nach Veracruz und veröffentlichte am 3. Juli die interessante Instruction, die er ihm mitgab. Darin hieß es: „Bei dem jetzigen Stande der Civilisation in der Welt ist die Prosperität Amerikas für Europa nicht gleichgültig, denn Amerika nährt unsere Fabriken

und unterhält unſern Handel. Wir haben ein Intereſſe daran, daß die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und blühend ſey, aber wir haben gar kein Intereſſe, daß ſie ſich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtigt, von dort aus die Antillen und Südamerika beherrſcht und über die Producte der neuen Welt die alleinige Verfügung in die Hände bekommt. Eine traurige Erfahrung belehrt uns heute, wie prekär das Loos unſerer Induſtrie iſt, ſo lange ſie gezwungen iſt, ihren Rohſtoff von einem einzigen Markt, deſſen Wechſelfällen ſie unterworfen bleibt, zu beziehen. Wenn aber Mexiko ſeine Unabhängigkeit beibehält und die Integrität ſeines Gebietes bewahrt, wenn dort mit Hülfe Frankreichs eine ſtabile Regierung errichtet wird, ſo werden wir der lateiniſchen Race jenſeits des Oceans ihre Stärke und ihr Preſtige wiedergeben, ſo werden wir unſern und den ſpaniſchen Colonien in den Antillen ihre Sicherheit wiedergeben, ſo werden wir unſern wohlthätigen Einfluß in Centralamerika feſtgeſetzt haben, und dieſer Einfluß wird uns, indem er unſerm Handel unermeßliche Abſatzquellen eröffnet, die für unſere Induſtrie unerläßlichen Stoffe verſchaffen. Das ſo regenerirte Mexiko wird uns ſtets günſtig bleiben, nicht nur aus Dankbarkeit, ſondern auch weil ſeine Intereſſen mit den unſrigen übereinſtimmen werden, und weil es in den guten Beziehungen mit den europäiſchen Regierungen einen Stützpunkt finden wird.“ Nun ſollte es nach der Monroedoctrin, welche zum erſtenmal der Präſident Monroe 1823 in ſeiner Botſchaft an den Congreß der Ver. Staaten aufgeſtellt hatte, europäiſchen Mächten unterſagt ſeyn, irgendwie in Nord- oder Südamerika, das einen unabhängigen Welttheil für ſich bilde, zu interveniren. Aber Lincoln, der damalige Präſident, war gehindert, dieſe Doctrin ſtreng Hand zu haben. Mit dem Bürgerkriege beſchäftigt, konnte er nicht auch noch mit Frankreich Krieg anfangen. Sein Staatsſekretair Seward begnügte ſich daher in einer Depeſche vom 3. März 1862, Frankreich

nur zu warnen, daſſelbe werde ſich täuſchen, Mexiko ſelbſt werde keinen Regenten aus Europa dulden.

Dieſe Schwäche der Ver. Staaten hätten die europäiſchen Seemächte, vor allem England, nothwendig benutzen ſollen, um das franzöſiſche Unternehmen zu unterſtützen und das geographiſch trefflich gelegene und reiche Mexiko zu einem Bollwerk des europäiſchen Einfluſſes in der neuen Welt zu machen.

Die Zerrüttung in Mexiko war übrigens ſo groß, daß franzöſiſche Kerntruppen des juariſtiſchen Geſindels ohne Zweifel Meiſter werden mußten. Zwar erlitt Lorencez, weil er zu wenig Truppen hatte, vor der feſten Stadt Puebla eine Schlappe, als aber Forey nachkam, ſtoben vor ihm die Guerillabanden auseinander. Juarez wagte nicht einmal, die Hauptſtadt Mexiko zu vertheidigen, und ſchon am 10. Juni hielt Forey in derſelben ſeinen feierlichen Einzug unter dem Jubel der Klerikalen, der beſitzenden Claſſen und überhaupt der Weißen. Man glaubte franzöſiſcherſeits auch auf die reinen Indianer rechnen zu können, die immer noch die Mehrheit der Bevölkerung bildeten und von den Miſchlingen tyranniſirt und verachtet wurden. Man hatte nicht verfehlt, dieſen Indianern zu erzählen, die Kaiſerin Eugenie von Frankreich aus dem edlen ſpaniſchen Hauſe der Montijo ſtamme von weiblicher Seite aus dem Hauſe Guzmann, und einer dieſes Geſchlechts habe eine Enkelin des Montezuma, des letzten indianiſchen Kaiſers von Mexiko, geheirathet, ſo daß Frankreich auch auf das Reich Montezumas gewiſſermaßen ein Erbrecht beſitze. Man ließ deshalb die Kaiſerin Eugenie in den Straßen von Mexiko hochleben.

Napoleon III. mißkannte jedoch nicht, daß man ihm den unmittelbaren Beſitz Mexikos nicht gönnen würde. Er ſuchte ſich daher einen paſſenden Candidaten für den wieder herzuſtellenden Kaiſerthron in Mexiko aus, einen Mann, dem er die ganze Verantwortung für das neue Kaiſerreich und die ganze Unzufriedenheit der Nordamerikaner,

wie auch der Gegner Frankreichs in Europa aufladen konnte, um sich selbst im schlimmen Falle einen anständigen Rückzug zu sichern, während derselbe Mann im günstigen Falle immerhin von Frankreich abhängen, dessen Vasall und Werkzeug bleiben mußte. Dieser Mann war Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaiser Franz Joseph, ein Nachkomme Karls V., des ersten christlichen Kaisers von Mexiko, der also auch ein Erbrecht anzusprechen hatte. Forey verfehlte nicht, dieses glückliche Zusammentreffen den Mexikanern ins rechte Licht zu setzen, und die geschmeidige Notablenversammlung, die er in Mexiko zusammenbrachte, rief schon am 10. Juli 1863 den Erzherzog zum Kaiser aus.

Die Welt wunderte sich, daß ein Bruder des österreichischen Kaisers sich zu der ihm von Frankreich zugedachten Rolle hergab, sofern er dadurch gleichsam der Vasall Frankreichs wurde und es überhaupt schien, als ob er sich in Mexiko nicht lange würde behaupten können. Allein man hielt ihn für ehrgeizig und unternehmend. Er rühmte sich, die österreichische Marine in Flor gebracht zu haben. Seine Gemahlin Charlotte, Tochter des alten Königs der Belgier, wurde als noch feuriger und unternehmender charakterisirt und soll ihn in seinem muthigen Entschlusse bekräftigt haben. Er antwortete einer mexikanischen Deputation schon am 3. October 1863, er nehme die Krone von Mexiko an unter der Bedingung, daß die Mehrheit des mexikanischen Volks ihm ihre Stimme gebe. Während des Winters reiste er mit seiner Gemahlin zu deren Vater nach Brüssel und zum Kaiser nach Paris, wo alles abgemacht wurde.*) Es handelte sich nur noch um seine Stellung zu Oesterreich. Kaiser Franz Joseph verlangte, sein Bruder solle für sich und seine Nach-

*) Die Pariser nannten ihn nicht Archiduc, sondern Archidupe und man glaubte allgemein, er werde der Betrogene seyn, sobald er Napoleon einen anständigen Rückzug gesichert haben würde.

kommen auf sein eventuelles Erbrecht in Oesterreich verzichten, wenn er die Krone von Mexiko annehme. Charlotte wollte, wie die Zeitungen meldeten, diese Verzichtleistung nicht zugeben, welche gleichwohl durchgesetzt wurde, indem Franz Joseph selbst am 9. April 1864 von Wien nach Miramar, dem Lustschloß des Erzherzog Max am adriatischen Meere, reiste und dort mit ihm die Entsagungsurkunde unterzeichnete.*) An demselben Tage, dem 10. April, schloß der Erzherzog auch mit Frankreich einen Vertrag ab. Darnach sollten 25,000 Franzosen zum Schutz des neuen Kaisers so lange in Mexiko bleiben, bis der Kaiser sich eine ausreichende eigene Kriegsmacht geschaffen haben würde. Dazu solle der Kaiser eine Fremdenlegion von 8000 Mann anwerben. Als Kostenersatz sollte Frankreich sogleich 66 Millionen mexikanische Anleihen und 270 Millionen mit 3 Procent verzinst erhalten. Nachdem sich Erzherzog Max auf diese Weise mit Oesterreich und Frankreich abgefunden hatte, nahm er am gleichen Tage die mexikanische Krone aus den Händen des Don Gutierez de Estrada an, der sie ihm an der Spitze einer Deputation aus Mexiko überbrachte.

Das neue kaiserliche Paar verließ hierauf Miramar, nahm noch am 19. April in Rom den Segen des h. Vaters in Empfang und schiffte dann wohlgemuth über das atlantische Meer. Am 28. Mai kam es in Veracruz an, soll sich aber in seinen glänzenden Erwartungen bald getäuscht gesehen haben. Man erzählt, die Kaiserin Charlotte habe über den schlechten Empfang in Veracruz geweint. In der Hauptstadt Mexiko war der Empfang am 12. Juni zwar

*) In Wiener Blättern wurde gesagt: „Mexiko war ein Sicherheitsventil für den europäischen Frieden. Um so größer ist der Act des Vertrauens, den Oesterreich gegeben, indem es dem Kaiser der Franzosen ermöglichte, sich aus dem Netz, in dem er sich durch den Krieg verfangen, herauszuziehen. An wem ist es nun, Dankbarkeit an den Tag zu legen?“

sehr prächtig und erweckte wieder große Hoffnungen, aber der neue Kaiser überwarf sich mit der einzigen Partei im Lande, die ihn wahrhaft willkommen geheißen hatte, nämlich mit der klerikalen. Forey hatte bereits das sämmtliche Kirchengut mit Beschlag belegt, wahrscheinlich, um ein Pfand zu haben, wenn die Kosten der Expedition nicht aus andern Mitteln bestritten werden könnten, und Maximilian hing viel zu sehr von den französischen Truppen und ihrem zum Marschall erhobenen Generale ab, als daß er an dessen Verfügung etwas hätte ändern können. Vergebens protestirte der päpstliche Nuntius, und der erzürnte Papst, der eben erst das neue Kaiserpaar eingesegnet hatte, mußte erleben, daß Maximilian jede Verbindung mit ihm abbrach. Die Klerikalen in Mexiko verloren somit ihr Vertrauen zu dem neuen Herrscher, dem die liberale und republikanische Partei ohnehin abgeneigt war. Ohne Stütze in der Bevölkerung zu finden, hing Maximilian ganz nur von den militärischen Erfolgen der Franzosen ab, die sich im Lande ausbreiteten und vor denen Juarez sich weit nach Norden bis an die Grenze der Ver. Staaten zurückziehen mußte. General Bazaine zeichnete sich bei diesen Expeditionen am meisten aus. Um von den Franzosen unabhängiger werden zu können, warb Maximilian einige tausend Mann in Belgien und Oesterreich, die jedoch für seinen Zweck nicht ausreichten. Im Jahr 1865 kehrte Forey nach Frankreich zurück und für ihn trat Bazaine als Chef der französischen Truppen und als Marschall ein.

Ueberall wichen die republikanischen Banden vor den Franzosen zurück, machten aber zuweilen einen glücklichen Ueberfall. Sie waren so verwildert, daß sie nicht selten ihre eigenen Offiziere tödteten, um sie zu berauben. Ihre Gefährlichkeit bestand hauptsächlich darin, daß sie den Bau von Eisenbahnen verhinderten, denn die Arbeiter konnten nicht auf jeder Strecke französische Truppen neben sich haben. Die schlechten Wege aber erschwerten die Communikation außerordentlich.

So konnte die kaiserliche Regierung nicht zu Kräften kommen. Den französischen Soldaten wurde der Dienst in Mexiko so verleidet und das wurde in Frankreich so bekannt, daß im October 1865 ein zur Verstärkung nach Mexiko geschicktes Regiment Zuaven sich unterwegs empörte.

Unterdeß ging der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten zu Ende, die Südstaaten wurden besiegt und unterworfen und die neu erstarkte Unionsregierung faßte jetzt die Monroedoctrin wieder auf und deutete dem Kabinet der Tuilerien im Herbst 1865 ganz höflich an, Frankreich werde am besten thun, seine Truppen freiwillig aus Mexiko zurückzuziehen, weil sonst die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten und der Congreß unfehlbar auf eine bewaffnete Durchführung der Monroedoctrin bringen würden. Präsident Johnson wählte die Sprache der höflichen Erinnerung, weil er einen Krieg mit Frankreich vermeiden wollte, über den sich niemand gefreut haben würde als England. Napoleon III. war zu einsichtsvoll, um der Mahnung aus Washington nicht Folge zu geben. Verrathen von England und von Spanien, konnte er, da die Franzosen selbst die Expedition nach Mexiko äußerst ungern sahen und die Truppen ihren Eifer dafür längst verloren hatten, nicht mehr hoffen, seine ursprüngliche Idee in Mexiko verwirklichen zu können, mußte sie also aufgeben. Anstandshalber bemühte er sich noch um eine Anerkennung seines Schützlings Maximilian in Washington, wohl wissend, daß sie doch nicht würde gewährt werden. Sie wurde ihm abgeschlagen und es blieb ihm nichts übrig, als die Vereinigten Staaten durch das bündige Versprechen zu beruhigen, er werde die französischen Truppen aus Mexiko zurückziehen und zwar in drei Abtheilungen, die erste schon im November 1866.

In diesem Stadium befand sich die mexikanische Angelegenheit, als der Krieg in Deutschland ausbrach. Das Mißlingen seines überseeischen Plans wurde von der französischen Opposition ausgenutzt,

um den Kaiſer mit Tadel zu überhäufen und ſein Anſehen zu ſchwächen. Er ließ ſich jedoch nicht irre machen und noch viel weniger gab er den treuloſen Rathſchlägen derer nach, die ihn in den Krieg mit Preußen hineinhetzen wollten. Was ſich während des deutſchen Krieges und bald nachher in Mexiko zutrug, werden wir ſpäter nachholen.

Natürlicherweiſe verfolgten die klugen, nur ſanft blinzelnden Augen des Kaiſers der Franzoſen die Verwicklung in Deutſchland mit großer Aufmerkſamkeit. Sie kam ihm gelegen, denn es mußte ihm lieb ſeyn, daß die fatale Situation ſeiner Truppen in Mexiko über den großen Dingen, die ſich in Deutſchland zutrugen, vergeſſen wurde. Auch konnte Frankreich, wie das bisher immer aus innern Kriegen der Deutſchen erfolgt war, wieder einen Gewinn davon tragen. Wenn auch Napoleon III. in der That eine große Friedensliebe zu erkennen gab und ſich nicht mit den Waffen in der Hand in den deutſchen Krieg einmiſchte, ſondern eine ſtrenge Neutralität einhielt, hörte man dennoch nicht auf zu argwöhnen, er ſey es, der Oeſterreich und Preußen gegen einander verhetze. Sein auswärtiger Miniſter Drouyn de Lhuys neigte ſichtbar mehr zu Oeſterreich, ohne daß es ihm erlaubt wurde, Oeſterreich einen thätigen Beiſtand zu leiſten. Fürſt Metternich war ſehr thätig in Paris. Der kaiſerliche Prinz erhielt den höchſten öſterreichiſchen Orden. Es mag ſeyn, daß auch in Paris, wie in Wien und in den deutſchen Mittelſtaaten die Meinung vorgeherrſcht hat, Preußen werde im Kriegsfall der Uebermacht Oeſterreichs und der Mittelſtaaten unterliegen. Das würde mit der eventuellen Zuſicherung der ſchleſiſchen Eroberung übereinſtimmen, die Oeſterreich von franzöſiſcher Seite ſoll gemacht worden ſeyn, und Frankreich hätte bei einer Niederlage Preußens jedenfalls eine beſſere Gelegenheit gefunden, das alte franzöſiſche Gelüſten nach den preußiſchen Rheinlanden zu befriedigen, als wenn Preußen ſiegte.

Schon lange vor dem Kriege flogen Gerüchte durch die Zeitungen, Frankreich habe ſchon im Voraus für den Fall, daß eine der beiden Großmächte im Kriege eine Territorialvergrößerung erwerbe, für ſich ſelbſt eine Compenſation ausbedungen, um das durch die Vergrößerung einer deutſchen Großmacht geſtörte europäiſche Gleichgewicht wiederherzuſtellen. Als Minimum dieſer Kompenſation wurde das vielberühmte Kohlenbecken an der Saar genannt. Indeſſen erklärte man in Berlin offiziell und wiederholt, die Beſchuldigung, Graf Bismarck habe um dieſen Preis Frankreichs Gunſt erkauft, für völlig grundlos, der König habe vielmehr erklärt, er werde nie einen Fuß breit deutſchen Bodens abtreten. Auch der franzöſiſche Moniteur desavouirte wiederholt alle jene falſchen Gerüchte von Compenſationsverabredungen, die bereits getroffen oder auch nur nachgeſucht worden ſeyen.

So viel Zurückhaltung, wie das kaiſerliche Kabinet der Tuilerien, glaubte die Oppoſition nicht beobachten zu ſollen. Sie wollte und verlangte, Frankreich ſolle ſich in den deutſchen Krieg einmiſchen, wie es früher im dreißigjährigen Kriege geſchehen war, um ſeine Grenzen wieder auf Koſten des zerrütteten Deutſchlands auszudehnen, oder es ſolle wenigſtens mit allen Kräften zu verhindern ſuchen, daß Deutſchland durch den Sieg und die Hegemonie einer ſeiner Großmächte zu größerer Einheit gelange als bisher, weil ein einiges Deutſchland Frankreich gefährlich werden könnte, ihm wenigſtens die Luſt benehmen würde, wie bisher bei jeder Gelegenheit die Uneinigkeit der Deutſchen zu ſeinem Vortheil auszubeuten. Die Oppoſition drängte alſo zum Kriege und affectirte einen ſchwärmeriſchen Chauvinismus.*) Es

*) Die in Frankreich immer noch vorhandene Neigung, auf die Eroberungsplane des großen Napoleon zurückzukommen, erhielt den wunderlichen Namen Chauvinismus nach einem alten Soldaten, Chauvin, der in einem Luſtſpiel von Scribe, „le Soldat Laboureur“, noch ganz voll von den großen Erinnerungen der napoleoniſchen Kriege, für dieſelben ſchwärmt und ſie zurückwünſcht.

war ihr aber damit nicht Ernſt. Sie wollte nicht, daß der Ruhm und die Macht des alten Napoleon ſich in denen des Neffen verjüngen ſollten, ſondern im Gegentheil, ein unbeſonnener Krieg mit Deutſchland ſollte nur das Mittel werden, den Neffen wie den Oheim vom Throne zu ſtürzen. Die geheimen Anhänger des Hauſes Orleans waren es, die ſich ſo kriegsluſtig ſtellten. Vor allem der kleine Thiers, obgleich alt geworden, immer noch der eitle Geck wie früher. Schon 1840 hatte er die Maske des Chauvinismus vorgenommen und Deutſchland mit Krieg überziehen wollen. Man nannte das aber nicht ein Löwengebrüll, ſondern nur das Brummen einer Schmeißfliege (le petit foudrillon), die auf Ludwig Philipps Naſe ſaß. Dieſer Schwätzer, der unter Ludwig Philipp durch ſeine Habgier und Eitelkeit das ganze conſtitutionelle Syſtem in Verachtung brachte und unhaltbar machte, wurde trotz ſeiner Erbärmlichkeit jetzt wieder von der orleaniſtiſchen Partei als der größte Staatsmann Frankreichs geprieſen und durfte wieder eine Rolle in der Kammer ſpielen, weil man ihn als Werkzeug brauchte, um den Thron des alternden Napoleoniden zu untergraben. Schon im Anfang des März 1866 machte Thiers mit Ollivier und einigen Andern heftige Angriffe auf Preußen, die jedoch der kaiſerliche Miniſter Rouher niederſchlug. Der Kaiſer gönnte den Schwätzern nicht, einen Einfluß auf ſeine Politik zu üben.

Eine Aeußerung des Kaiſers, die er auf einer kleinen Reiſe zu Auxerre that, am 6. Mai, machte übertriebenes Aufſehen. Er ſagte nämlich: „Ich verabſcheue die Verträge von 1815, die man heute zur Grundlage unſerer auswärtigen Politik machen möchte.“ Daß Napoleon III. ſo denke, wußte man ſchon lange. Er conſtatirte nur, daß Oeſterreich und Preußen im Begriff ſeyen, ſelber jene Verträge zu zerreißen.

Als der Krieg nahe bevorſtand, ging Frankreich mit England und Rußland auf den Vorſchlag einer europäiſchen Conferenz ein, die am 24. Mai hätte zuſammentreten ſollen. Preußen und Italien

ſtimmten auch zu, nur Oeſterreich nicht, indem es die Bedingung ſtellte, die Conferenz dürfe keinem der betheiligten Staaten Gebietsabtretungen zumuthen. Da nunmehr auch die übrigen Großſtaaten zurücktraten und die Conferenz nicht zu Stande kam, iſt es kaum der Mühe werth, näher zu unterſuchen, wem es am meiſten und wem am wenigſten mit der Conferenz überhaupt Ernſt geweſen iſt. Jedenfalls würde Oeſterreich nicht abgelehnt haben, wenn es nicht vor Rußlands und Englands Abſtimmungen einige Beſorgniß gehabt hätte. Sich auf die Quadrille Oeſterreich-Frankreich-Preußen-Italien zu beſchränken, ſchien ihm thunlicher. Als der Krieg in Deutſchland wirklich ausbrach, ging durch alle Zeitungen ein Brief Napoleons III. an ſeinen Miniſter Drouyn de Lhuys, vom 11. Juni, folgenden Inhalts:

„Wäre die Conferenz zu Stande gekommen, ſo hätte, Sie wiſſen es, Ihre Sprache klar und deutlich ſeyn müſſen. Sie hätten in meinem Namen erklären müſſen, daß ich jeden Gedanken an eine Gebietserweiterung ſo lange zurückweiſen würde, als das europäiſche Gleichgewicht nicht von anderer Seite geſtört würde. In der That würden wir an eine Ausdehnung unſerer Grenzen nur dann denken können, wenn die Karte Europas zum ausſchließlichen Vortheile einer Großmacht geändert werden und die angrenzenden Provinzen durch frei bekundeten Wunſch ihren Anſchluß an Frankreich begehren ſollten. So lange dieſe Umſtände nicht eintreten, halte ich es unſeres Landes für würdiger, etwaigen Gebietserwerbungen den ſchätzbaren Vortheil vorzuziehen, daß wir in gutem Einverſtändniſſe mit unſern Nachbarn leben, indem wir ihre Unabhängigkeit und ihre Nationalität achten. — — — Der Conflict, der ſich erhoben hat, hat drei Urſachen: die ſchlecht begrenzte geographiſche Lage Preußens, das Verlangen Deutſchlands nach einer politiſchen Umgeſtaltung, die ſeinen allgemeinen Bedürfniſſen gemäßer iſt, und die Nothwendigkeit für Italien, ſeine nationale Unabhängigkeit zu ſichern. Die neutralen

Mächte konnten ſich nicht in die inneren Angelegenheiten der fremden Länder einmiſchen wollen. Trotzdem hatten die Höfe, welche an der Abfaſſung der deutſchen Bundesakte Theil genommen haben, das Recht zu prüfen, ob die begehrten Aenderungen nicht ſo beſchaffen ſeyen, daß ſie die beſtehende Ordnung in Europa gefährdeten. Was uns betrifft, ſo würden wir für die Mittelſtaaten des deutſchen Bundes eine engere Verbindung, eine kräftigere Organiſation und eine bedeutendere Rolle, für Preußen mehr Gleichartigkeit und Macht im Norden, für Oeſterreich die Aufrechterhaltung ſeiner hohen Stellung in Deutſchland gewünſcht haben. Wir würden außerdem gewollt haben, daß gegen eine billige Entſchädigung Oeſterreich Venetien an Italien abtreten könnte; denn wenn Oeſterreich im Verein mit Preußen und ohne Rückſicht auf den Vertrag von 1852 gegen Dänemark im Namen der deutſchen Nationalität Krieg geführt hat, ſo ſchien es mir gerecht, daß es in Italien daſſelbe Prinzip anerkennen mußte, indem es die Unabhängigkeit der Halbinſel vervollſtändigte. Das ſind die Ideen, die wir im Intereſſe der Ruhe Europas zur Geltung zu bringen verſucht haben würden. Heute iſt zu fürchten, daß das Loos der Waffen allein darüber entſcheidet. Welche Haltung geziemt Frankreich gegenüber dieſen Eventualitäten?"

„Sollen wir unſer Mißvergnügen kundgeben, weil Deutſchland findet, daß die Verträge von 1815 zur Befriedigung ſeiner nationalen Beſtrebungen und zur Aufrechterhaltung ſeiner Ruhe ohnmächtig geworden ſind? In dem Kriege, der im Begriffe ſteht, auszubrechen, haben wir nur ein zweifaches Intereſſe: die Bewahrung des europäiſchen Gleichgewichts und die Aufrechterhaltung des Werkes, das wir in Italien haben aufrichten helfen. Aber um dieſes Doppel-Intereſſe zu wahren, genügt dazu nicht die moraliſche Kraft Frankreichs? Wird es genöthigt ſeyn, den Degen zu ziehen, damit ſein Wort gehört werde? Ich denke, nicht. Wenn trotz unſerer Be-

mühungen die Friedenshoffnungen sich nicht verwirklichen, so sind wir nichts desto weniger durch die Erklärungen der bei dem Streite betheiligten Höfe gesichert, daß, wie auch immer der Krieg ausläuft, keine der Fragen, die uns berühren, gelöst werden wird ohne Zustimmung Frankreichs. Bleiben wir also in einer aufmerksamen Neutralität und stark durch unsere Uneigennützigkeit, beseelt von dem aufrichtigen Wunsche, daß die Völker Europas ihre Streitigkeiten vergessen und sich zu dem Einen Zwecke der Civilisation, der Freiheit und des Fortschrittes einigen mögen! Bleiben wir, vertrauend auf unser Recht, ruhig in unserer Stärke!"

Was Rußland betrifft, so ist bereits oben bemerkt worden, daß sich Kaiser Alexander II. diesmal nicht in der Lage befand, wie die Kaiserin Elisabeth im siebenjährigen Kriege, sich in die deutschen Bruderkämpfe einzumischen. Nachdem Rußland im Krimkriege große Verluste erlitten hatte und vollends durch ein Verwaltungssystem, welches beinahe wie in Oesterreich viel zu wünschen übrig ließ, in seinen Finanzen zurückgekommen war, bedurfte es Ruhe. Es konnte nicht daran denken, sich in einen neuen Krieg mit den europäischen Mächten einzulassen, und mußte sich zur Uebung seiner Truppen mit den wenig kostspieligen und in ihren Erfolgen gewinnreichen Expeditionen in Mittelasien begnügen. Der Kaiser machte es sich zur Hauptaufgabe, die Leibeigenschaft der Bauern in Rußland gänzlich aufzuheben, eine Maßregel, die ihm die Sympathien des europäischen Liberalismus gewinnen und zugleich der kaiserlichen Gewalt eine Stütze im gemeinen Volke gegen den von polnischen und französischen Ideen ein wenig angesteckten russischen Adel gewähren mußte. Später konnte der Kaiser auch wohl darauf rechnen, daß sich der Wohlstand eines Landes heben würde, wenn aus den ehemals trägen nnd leichtsinnig in den Tag hineinlebenden Leibeigenen erst freie Eigenthümer, fleißige und sparsame Hausväter geworden seyn würden. Wir vermögen freilich nicht zu beurtheilen, ob die slavische Race geeignet ist.

in ſocialer und wirthſchaftlicher Beziehung den germaniſchen und romaniſchen Charakter anzunehmen. Jene Race iſt zu ſehr gewöhnt, Herr oder Knecht zu ſeyn, die mittlere Stellung des freien Mannes auf beſcheidenem Erb und Eigen war ihr bisher fremd. Auch hat die Volksmaſſe die frühere Adelstyrannei nur mit der Beamtentyrannei vertauſcht, die noch ſchlimmer iſt als jene, wenn es dem Kaiſer nicht gelingt, ihrer Corruption Meiſter zu werden. Die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland datirt vom 3. März 1861.

Der Kaiſer übereilte die Sache nicht, ſondern ließ die Befreiung der Bauern nur allmälig erfolgen. Sie mußten ſich verpflichten, dem Adel für die Abtretung des Grund und Bodens verhältnißmäßigen Erſatz durch Gegenleiſtungen zu geben, und wo ſie das nicht ganz vermöchten, ſollte das Staatsvermögen für ſie eintreten. Wie vorauszuſehen war, erfolgten mannigfache Proteſte von Seiten des Adels und ließen ſich in einigen Gouvernements auch die Bauern zu Aufſtänden verleiten, ſofern ſie meinten, ihr völliges Loskommen vom Adel müſſe viel raſcher vor ſich gehen. Das waren aber nur vereinzelte Demonſtrationen, die keine ernſtliche Folge hatten. Die Macht des Kaiſers blieb unerſchüttert. Es wurden Adelsverſchwörungen entdeckt, aber unſchädlich gemacht. Im Jahre 1862 brachen in den meiſten Städten Rußlands große Feuersbrünſte aus, die aus Bosheit angelegt wurden, um das Volk in Harniſch zu bringen und Unruhen zu veranlaſſen. In Petersburg ſelbſt brannte es vom 3—10. Juni und mehr als 10,000 Menſchen wurden hier obdachlos, das Volk aber empörte ſich nicht, ſondern warf ſich vor dem Kaiſer auf die Knie und bat ihn um Hülfe.

Die geheimen Verſchwörungen in Rußland, die in ſolcher Weiſe ihre ohnmächtige Wuth kund gaben, hingen mit andern im Königreich Polen zuſammen. Auch hier befreite der Kaiſer die Bauern von den bisherigen Frohnen. Er konnte in Polen nicht weniger thun, als in Rußland ſelbſt, und indem er ſich das gemeine Landvolk ver-

pflichtete, konnte ihm der Adel allein mit allen seinen Verschwörungen nicht mehr gefährlich werden. Doch versäumte er nicht, auch dem polnischen Adel versöhnend entgegenzukommen, indem er schon 1861 im Königreich Polen einen besonderen Staatsrath unter vorzugsweiser Zuziehung geborner Polen einsetzte und demselben neue und zwar gewählte Gouvernements-, Districts- und Municipalräthe unterordnete. Allein dem polnischen Adel lag, wie dem ungarischen, nationale Unabhängigkeit mehr am Herzen als ein liberales Regierungssystem. Die ausgewanderten Polen in Paris, London und Italien standen in der engsten Verbindung mit Kossuth und Mazzini und erfreuten sich geheimer Unterstützung, denn Lord Palmerston war der große Protector aller europäischen Revolutionäre und ließ sie gelegentlich los, wie es seine Politik erforderte. Auch in Frankreich fanden die Polen warme Sympathien. Unter solchen Einflüssen dehnte sich die Verschwörung in einem weiten Kreise aus. Die verwegensten Hoffnungen ließen eine unwiderstehliche revolutionäre Strömung von Italien ausgehen, von wo Garibaldi sie nach Ungarn hinüberleiten sollte. Hier sollte Kossuth sie aufnehmen und nach Polen hinüber leiten, wohin Mierosławsky kommen wollte, um die Dictatur zu übernehmen. Auch die Donaufürstenthümer wurden in Mitleidenschaft gezogen, und Waffen wurden hier über Constantinopel eingeschmuggelt für Ungarn und Polen.

In Polen begannen schon im Frühjahr 1861 patriotische Demonstrationen. Man feierte am 25. Februar den Jahrestag der Schlacht von Grochow, in welcher vor 30 Jahren die Russen von den Polen besiegt worden waren, und sang das Lied: „Polen ist noch nicht verloren.“ Das Militär mußte einschreiten. Am 15. August (dem Napoleonstage) brachten große Volksmassen dem französischen Consul laute Huldigungen dar. Schien es die größte Unklugheit von Seiten der Verschworenen, die mächtige russische Regierung so grob herauszufordern, so war die Demonstration doch wahrscheinlich darauf

berechnet, Frankreich einen Vorwand zur Intervention zu geben. Zu diesem Zwecke verlangte eine von vierzigtausend Polen unterzeichnete Adresse vom russischen Kaiser die Erfüllung der Verträge von 1815, die damals den Polen verbürgte Verfassung und Personalunion. Fürst Czartoryski, das Haupt der polnischen Emigration in Paris, wurde von seiner Partei schon als künftiger König von Polen bezeichnet, während Mieroslawsky an der Spitze der Demokraten Polen lieber zu einer Republik gemacht hätte. Man begreift nicht recht, wie die Verschwörer so blind in ihr Verderben rennen konnten, denn ohne im geringsten einer Hülfe von Frankreich oder England aus gewiß zu seyn, alarmirten sie nur die russische Regierung und nöthigten den Kaiser Alexander, sein bisheriges Wohlwollen in die äußerste Strenge umzuwandeln.

Am 15. Januar 1863 ließ die russische Regierung in ein und derselben Nacht in Warschau und allen irgend erheblichen Ortschaften Polens die waffenfähige junge Mannschaft in den Betten überfallen und als Rekruten nach Rußland schleppen. Diese Maßregel erfüllte ihren Zweck, denn, wenn auch viel junge Polen entwischten und sich in den großen Wäldern zusammenrotteten, heimlich Waffen erhielten und Freischaaren bildeten, so waren es doch der Arme nicht genug, um einer Militärmacht wie der russischen lange Widerstand leisten zu können. Im Ganzen brachte Langiewicz, den die aristokratische Partei zum Dictator erhob (nachdem Mieroslawsky von der demokratischen Partei mit seinem schwachen Anhang gleich im ersten Gefecht von den Russen geschlagen und wieder aus Polen hinausgeworfen war), nur 12,000 Mann zusammen, erfocht einige kleine Siege, hatte aber kein schweres Geschütz und mußte bald vor der Uebermacht der Russen über die österreichische Grenze flüchten. Von nun an konnten die kleinen Insurgentenbanden, die noch hie und da auftauchten, noch ungleich weniger ausrichten. Eben so wenig gelang ein Mordversuch auf den russischen General Berg, dem der Kaiser

alle Gewalt in Polen übertrug. Die in ihrer Art bewundernswürdige Keckheit, mit welcher ſich in Warſchau ſelbſt mitten unter ruſſiſchen Kanonen und Bajonetten eine geheime Revolutionsregierung etablirte, täglich Decrete und Zeitungen drucken und durch eine geheim organiſirte Gensd'armerie ihre Todesurtheile vollſtrecken ließ, bewies zwar eine außerordentliche Hartnäckigkeit des Widerſtandes und eine wunderbare Uebereinſtimmung der polniſchen Bevölkerung in ihrem Ruſſenhaß und in der Treue gegen ihre geheimen Führer; allein die materielle Macht war und blieb auf Seite der Ruſſen, die durch die ſtrengſten Hausſuchungen in Warſchau am Ende doch die geheimen Druckereien, einiges Perſonal der geheimen Regierung und einige Gensd'armen entdeckten. Da nun Frankreich, England und Oeſterreich dem ruſſiſchen Kaiſer zwar Vorſtellungen machten, er möge Schonung gegen das unglückliche Polen üben, dieſen Vorſtellungen aber keinen Nachdruck gaben, und Preußen, um ſeine eigenen polniſchen Antheile zu ſchützen, der Inſurrection keinen Vorſchub leiſtete, Oeſterreich aber die Unterſtützung, welche dieſelbe anfangs in Galizien gefunden, nicht länger duldete, mußte ihr ermattendes Feuer am Ende auch im ruſſiſchen Polen erlöſchen. Es war ein großes Unglück, welches hätte vermieden werden können, wenn die Revolutionspropaganda im Ausland nicht ſo gar unvorſichtig gerechnet hätte. Sie ſtürzte Polen in unabſehbares Elend.

Die ruſſiſche Regierung übte begreiflicherweiſe jetzt keine Schonung mehr. Nur die Emancipation der Bauern ließ ſie beſtehen, weil ſich ihr dieſelbe während der Inſurrection ſehr nützlich erwieſen hatte, denn die Bauern verhielten ſich paſſiv und leiſteten dem Adel und den Städtebewohnern keine Hülfe. Die beiden vorherrſchenden Claſſen in Polen, Adel und Klerus, wurden bis zur Ohnmacht erſchöpft, der Adel durch den Tod im Gefecht, durch Hinrichtungen, durch Fortſchleppen nach Sibirien und durch die Flucht ins Ausland furchtbar decimirt und ein großer Theil ſeiner Güter confiscirt, der Klerus

gleichfalls durch Verhaftungen, wenn auch weniger durch Hinrichtungen gelichtet, ſeiner Güter und Rechte größtentheils beraubt. Da der Papſt gegen dieſe Beraubungen proteſtirte, erlaubte ſich der ruſſiſche Geſandte in Rom, Herr von Meyendorf, eine beleidigende Aeußerung gegen den Papſt, welcher ihm dafür die Thüre wies. Der Geſandte reiste ſofort ab und die ruſſiſche Regierung ſagte ſich von jedem ferneren Verkehre mit dem römiſchen Stuhle los. Durch dieſelben Mittel, welche ſie früher ſchon in den altpolniſchen Provinzen gegenüber den Unirten und in Livland gegenüber den Lutheranern angewandt hatte, fing ſie jetzt auch im Königreich Polen an, die katholiſchen Bauern maſſenhaft zur griechiſchen Kirche zu bekehren, durch Verſprechungen, Entfernung der katholiſchen Geiſtlichen, Belaſtung der katholiſchen Gebräuche mit ſchweren Unkoſten, Empfehlung der griechiſchen Gebräuche durch Wohlfeilheit ꝛc. Die katholiſche Taufe z. B. wurde dem armen Bauer zehnmal höher angeſetzt, als die griechiſche. Man zweifelte nicht mehr, daß die Gräciſirung der polniſchen Kirche mit der Ruſſificirung des Volks gleichen Schritt halten und ſo raſch als möglich vollendet werden ſollte. Wenn umgekehrt griechiſche Chriſten in irgend einem andern europäiſchen Staate ſo tumultuariſch zu einer andern Confeſſion hätten bekehrt werden ſollen, würde die ruſſiſche Regierung zum Schutz ihrer Glaubensgenoſſen wahrſcheinlich energiſch intervenirt haben. Die katholiſchen Staaten Europas haben die katholiſche Kirche in Polen nicht geſchützt.

Lithauen, das Polen von Alters her verbrüderte Land, hatte allerdings an der letzten polniſchen Inſurrection theilgenommen, wurde aber dafür noch härter geſtraft, als Polen ſelbſt, grade weil es ſchon länger mit Rußland vereinigt war. Der ruſſiſche Gouverneur in Wilna, General Murawiew, rottete unbarmherzig den inſurgirten Adel aus, gab deſſen Schlöſſer den Bauern zum Plündern preis und ſchickte alles, was nicht fliehen konnte oder umkam, nach Sibirien. Es gab hier ganze Diſtricte, die nur vom ſ. g. Bauernadel bewohnt

waren. Diese ließ er gänzlich ausleeren und die ganze Bevölkerung ins Innere Rußlands schleppen. Sein Nachfolger, General Kaufmann, übertraf ihn noch an Grausamkeit. Man erzählt von ihm Dinge, die an die scheußlichsten Zeiten im alten Byzanz erinnern.*) Er wurde endlich abgesetzt und soll im Wahnsinn gestorben seyn.

Das russische System, die katholische Kirche und die polnische Nationalität zu vernichten oder aus den Grenzen des russischen Reichs zu verdrängen, ging nicht aus Rache oder Noth hervor, sondern war das Ergebniß kalter Ueberlegung der zuerst von Kaiser Nicolaus adoptirten Staatsraison. Die frühern Czaare und Czaarewnen hatten sich vorzugsweise der Deutschen aus den Ostseeprovinzen oder der aus Deutschland Eingewanderten zur Civilisirung der barbarischen Russen bedient. Dadurch war Disciplin in die Armee und Verwaltung gekommen, war das rohe Material des weiten Reichs verarbeitet und zu einer Maschine gemacht worden, mit der sich etwas ausrichten ließ, da sie nur einem Willen gehorchte. Deutsch-Russen waren es, die als Minister, Feldherrn und Diplomaten binnen einem Jahrhundert Rußland so groß gemacht haben, als es jetzt ist, während es vorher nur ein Barbarenstaat war, der noch an kein Meer reichte und von dem man im übrigen Europa kaum Notiz nahm. Trotzdem nun, daß Rußland den Deutschen so viel verdankte und daß Kaiser Nicolaus selbst aus dem deutschen Geschlechte Holstein-Gottorp stammte, änderte er das bisherige System, zog die Russen den Deutschen vor und entwarf den Plan, den er selbst natürlich noch nicht vollkommen durchführen konnte, aber auf seine Nachfolger vererbte, innerhalb

*) Unter andern schickte er einmal seinen Adjutanten Bitin nach Poniewierz, um die dortigen katholischen Geistlichen zu mißhandeln. Diese ließ Bitin aus allen umliegenden Pfarreien zusammenkommen, dann alle nackt auskleiden, mit Eselsohren versehen und jeden an ein nacktes Frauenzimmer gebunden, von Kosaken durch die Stadt jagen. Nach dem Monde.

seines unermeßlichen Reichs nur die russische Sprache und Sitte und nur die griechisch-russische Kirche zu dulden, und alle andern Nationalitäten und Culte innerhalb des Reichs allmälig auszumerzen.

Dieses System wurde nun, wie es den Polen und Katholiken mit dem Untergang drohte, auch auf die deutsche Nationalität und auf die protestantische Kirche in den Ostseeprovinzen angewendet, wenn auch nicht so gewaltsam und stürmisch, doch allmälig und consequent. Ueber die Drangsale der lutherischen Kirche in Livland kam im Halle'schen Volksblatt 1866, Nr. 101 f. ein interessanter Aufsatz mit Auszügen aus dem offiziellen Berichte des russischen Grafen Bobrinsky, den Kaiser Alexander II. beauftragt hatte, die kirchlichen Zustände in Livland zu untersuchen. Das Hauptergebniß war, daß die russisch-griechische Propaganda in dem lutherischen Lande nicht des geringsten moralischen Erfolges sich erfreute, während sie nur mit eiserner Gesetzesstrenge den materiellen festhält. Den livländischen Bauern, welche, worüber Graf Bobrinsky selbst sich vollkommen freimüthig äußert, nur durch betrügerische Versprechungen, die niemals erfüllt wurden und auch gar nicht hatten erfüllt werden sollen, von der lutherischen Kirche waren abtrünnig gemacht worden, bereuten diesen Schritt aufs bitterste, sahen sich grausam getäuscht und konnten doch, ohne den schwersten Strafen zu verfallen, zur lutherischen Kirche nicht mehr zurückkehren. Die Folge davon war, daß sie in die eigens für sie erbauten griechischen Kirchen nicht hinein gingen, die also fast ganz leer stehen blieben und verfielen, die Bauern aber entweder verzweiflungsvoll die lutherischen Pfarrer um Hülfe anflehten, oder einem gänzlichen Kirchenhaß und rohem Unglauben verfielen. Im Ganzen haben sich 140,000 Livländer zur griechischen Kirche hinüber locken lassen. „Aber," sagt Graf Bobrinskys Bericht, „die angeblichen Conversionen haben nirgends ganze Gegenden, ganze Kirchspiele oder Dorfschaften (welche übrigens dort nicht geschlossen beisammen, sondern in einzelnen Häusern und Gruppen über die Felder zerstreut liegen)

betroffen, sondern überall fanden sich dazu nur Einzelne, welche also mitten unter ihren lutherischen Standesgenossen wohnen blieben. Zu ihrer Versorgung, dem Namen nach, sollten 113 griechische Kirchen errichtet werden, jedoch nur 46 sind wirklich gebaut worden, und zwar in der elendesten Art, so daß sie jetzt schon wieder in Verfall gerathen. An 54 Stellen hat man vorhandene Gebäude, Scheunen ꝛc. dazu eingerichtet, die Räume schmutzig, eng, armselig. Aus 13 der auf dem Papier stehenden Kirchspiele endlich ist gar nichts geworden, sondern sie sind den benachbarten zugeschlagen. Diese neuen griechischen Kirchspiele umfassen zum Theil 300—1000 Quadratwerst, so daß die Leute zum Theil 20—50 Werst von Kirche und Priester entfernt sind. Die Pfarren sind in keinerlei Weise dotirt; diese Priester wohnen größtentheils zur Miethe, erhalten außer 400 Rubeln Gehalt 250 Rubeln Fuhrkosten jährlich; manche von ihnen haben bis jetzt auch noch nicht einmal esthnisch gelernt. Sie haben nicht nur mit ihren angeblichen Gemeindegliedern selbst so gut wie gar keine Gemeinschaft, sondern stehen auch sonst völlig isolirt und ausgeschlossen von allem Verkehr im Lande."

Kaiser Nicolaus hatte die Absicht, die Bekehrung viel energischer und rascher durchzuführen, als es seit seinem Tode geschehen ist. Er wollte mit Verletzung der Verträge, durch welche die Livländer bisher geschützt waren, das ganze lutherische Kirchengut des Landes rauben, was nur durch die Verwendung seines preußischen Schwagers, Friedrich Wilhelms IV., verhindert oder wenigstens bis zu seinem Tode verzögert wurde. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß die lutherische Kirche in Livland sich noch in gutem Stande befindet und daß der Abfall zur griechischen Kirche nicht noch weiter gediehen ist.

Der Bericht des Grafen Bobrinsky fährt fort: „Im Fellinischen Kreise habe ich 7 russische Geistliche gesprochen, in Dorpat 2, im Pernau'schen Kreise 5. Ich habe jeden von ihnen gefragt: ob er nur

proteſtantiſches Pfaffen- und Junkerthum verſpotte, ſondern auch die deutſche Nationalität als ſolche angreife. „In einem dieſer Erzeugniſſe wird das bekannte Heerſchild des ruſſiſchen Reichswappens unter feierlicher Anrufung des h. Georg (eſthniſch pühha Jürri) dem Volke dahin gedeutet, der zu tödtende geflügelte Drache ſey das Deutſchthum, der die tödtliche Lanze ſchwingende Ritter dagegen das Ruſſenthum.“ Zugleich geſchehe alles, um ſeit 1862 „das Anſehen der örtlichen deutſchen Landesbehörden zu erſchüttern.“

Während alle dieſe Dinge im Weſten des ruſſiſchen Reiches vorgingen, dehnte daſſelbe ſeine Herrſchaft unausgeſetzt in Aſien weiter aus, aber ohne viel Aufſehen davon zu machen, ganz im Stillen und ſogar ohne große Kraftanſtrengung, weil es nur mit rohen und unter ſich uneinigen Barbaren zu thun hatte. So eroberte es von Sibirien aus das noch wenig bevölkerte, zu China gehörige und im Norden dieſes Reichs gelegene Amurland, welches ihm am 28. Mai 1858 von China förmlich abgetreten werden mußte und wegen ſeines großen Stromes ihm noch ſehr wichtig und nützlich werden kann. Im folgenden Jahr endete es den langen, blutigen Tſcherkeſſenkrieg im Kaukaſus durch Gefangennehmung des großen Propheten und Agitators Schamyl, am 8. September 1859. Sobald dieſes edle Haupt fehlte, war auch das Band zerriſſen, welches die tapfern Bergſtämme bisher zur Erhaltung ihrer alten Freiheit im Kampfe gegen Rußland vereinigt hatte. Zu ſtolz, um die Sclaven Rußlands zu werden, und zu der Einſicht gelangt, daß ſie in vereinzelten Verzweiflungskämpfen vollends zu Grund gehen müßten, wanderten die edelſten Tſcherkeſſenſtämme in die Türkei aus, zu hunderttauſenden, eine Schaar nach der andern bis zum Jahr 1864. Aber in der Türkei war für ſo viele Flüchtlinge keine Vorſorge getroffen und eine Menge derſelben wurden von Hunger und Krankheiten hingerafft. — Auf der andern Seite des kaſpiſchen Meeres dehnte Rußland ebenfalls ſein Gebiet aus in Kämpfen, die ſeit 1853 ununterbrochen fortdauern. Es gilt

hier die tatarischen Steppenvölker ebenso zu bewältigen, wie die Bergvölker des Kaukasus. Chiwa, welches Rußland im Jahr 1839 nicht hatte erobern können, fiel 1854 in seine Hände. Von hier aus kann Rußland auf dem kürzesten Wege durch Afghanistan die ostindischen Besitzungen Englands erreichen. Bevor es aber gegen Afghanistan vorrücken kann, muß es erst Khokand und Bochara unterworfen haben, weil diese Usbekenstaaten den Weg flankiren und leicht abschneiden können. Deshalb sind kleine russische Heertheile, ohne in Europa Aufmerksamkeit zu erregen, doch unabläßig thätig, um in diesen Ländern festen Fuß zu fassen. Im Jahr 1865 eroberten sie Taschkund, den wichtigsten Punkt in Khokand, und jetzt kommt Bochara an die Reihe, von wo es nicht mehr weit nach Kabul, der Hauptstadt von Afghanistan, und nach der englisch-ostindischen Grenze ist.

Die Vorgänge in Rumänien sind oben schon geschildert, doch ist bis jetzt nicht aufgeklärt, wie sich Rußland dazu verhalten hat. Zu einer Intervention zu schreiten, hat es nie die Miene gemacht, obgleich es in den südlichen Theilen der europäischen Türkei wieder eine christliche Agitation und Insurrection gegen den Sultan hervorrief und nur auf den Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen, und vielleicht auch auf eine bewaffnete Einmischung der Franzosen zu warten schien, um die Eroberung der Türkei wieder in Angriff zu nehmen, wobei es dann die mit sich selbst genug beschäftigten Großstaaten nicht wieder, wie 1854, würden stören können. Die Griechen auf der Insel Kandia brachen in offenen Aufstand gegen den türkischen Pascha aus, heimlich unterstützt vom Königreich Griechenland. Auch Epirus kam in Bewegung, und doch that Rußland keinen Schritt, um die Insurgenten zu unterstützen, als der Pascha von Kandia aus Aegypten bewaffnete Hülfe erhielt. Demnach schien für Rußland der rechte Augenblick noch nicht gekommen zu seyn, um den orientalischen Plan auszuführen.

Schon längst war es die Aufgabe Oesterreichs, durch Vorrücken

ſeiner Machtſphäre bis zu den Mündungen der Donau den ruſſiſchen Plan zu vereiteln, allein es that nichts dafür, ſondern vergeudete ſeine ganze Politik in dem unglücklichen Metternichſchen Syſtem, welches Rußland gewähren ließ, um mit ruſſiſcher Hülfe Preußen zu ſchwächen und Deutſchland zu unterjochen. Nur im Jahr 1854 benutzte es Siebenbürgen, um von hier aus durch eine bloße Aufſtellung ſeiner Truppen die Ruſſen zum Rückzug aus der Türkei zu nöthigen; aber es that keinen Schritt weiter, um das Donaugebiet bis ans ſchwarze Meer dauernd unter ſeinen unmittelbaren Einfluß zu bringen, was es damals konnte. Rußland ſpeculirt auf die Sympathien der Südſlaven in der Türkei, aber grade im Donaugebiet wohnen die Ungarn, Siebenbürger, Sachſen und Rumänen, welche Rußland von den Südſlaven trennen. Wenn Oeſterreich wie bisher verſäumt, ſein Reich bis zum ſchwarzen Meere in dieſer Richtung auszudehnen, ſo wird bei erſter Gelegenheit Rußland ihm für immer in Rumänien und Serbien den Riegel vorſchieben. Daß Rußland dann die europäiſche Türkei ſich unterwerfen würde, leidet keinen Zweifel. Weil es aber das dringende Intereſſe des mittleren und weſtlichen Europa iſt, daß Rußland nicht ſo weit um ſich greife, um von der Türkei her die ganze Levante beherrſchen und aus nächſter Nähe auch noch Italien bedrohen zu können, würde Oeſterreich nicht allein ſtehen, ſondern die Weſtmächte für ſich haben und auch Preußen, verſteht ſich nur, wenn es ſeine preußenfeindliche Politik ein für allemal aufgäbe. Das weite Donaugebiet enthält bei dünner und halbwilder Bevölkerung den fruchtbarſten, aber großentheils uncultivirten Boden voll Sümpfe, die ſich trocknen, voll Wälder, die ſich lichten laſſen, der günſtigſte Boden für eine großartige Coloniſation.

Ein ſelbſtändiges Reich, welches die verſchiedenen Völker an der untern Donau und am Balkan etwa unter einem ſlaviſchen, rumäniſchen oder magyariſchen Oberhaupt vereinigen könnte, läßt ſich nicht wohl denken, weil keine Nationalität ſich der andern, nicht einmal

ein Slavenſtamm dem andern würde unterwerfen wollen. Nur ein großer Culturſtaat vermag jene Länder zu annectiren, entweder Oeſterreich oder Rußland. Wenn das nun Oeſterreich verſäumt, ſo fällt alles Rußland anheim. Koſſuth hat nur Rußland gedient und auch Deak noch vor kurzem, indem ſie träumten, acht Millionen Magyaren vermöchten für ſich allein ohne Oeſterreich neben Rußland zu beſtehen. Sie würden von der ruſſiſchen Knute, die ihnen ſchon 1849 deutlich winkte, furchtbar heimgeſucht werden. In ihrer Verblendung gaben die Ungarn nicht Acht, was Rußland hinter ihrem Rücken that. Es reclamirte bekanntlich die nationalen Rechte der Ruthenen in Oſtgalizien, weil ſie dem ruſſiſchen Stamme verwandt ſind. Aber die Ruthenen ſitzen nicht nur in Galizien, ſie greifen auch durch die Karpathen tief in Ungarn ein.

Wohin ſich Kaiſer Alexander II. im deutſchen Kriege neigen würde, ob zu Preußen oder Oeſterreich blieb im Ungewiſſen. Der Umſtand, daß ſeine Schweſter, die Königin Olga von Württemberg, die ihn in St. Petersburg beſucht hatte, zwar auf ihrer Hinreiſe bei ihrem Oheim, dem König von Preußen, in Berlin eingekehrt war, auf ihrer Rückreiſe kurz vor dem Ausbruch des Krieges aber nicht wieder über Berlin, ſondern über Wien gegangen war und die kaiſerliche Familie daſelbſt mit ihrem Beſuch erfreute, iſt wohl zu wichtig genommen worden. Sofern Württemberg im Kriege auf öſterreichiſcher Seite ſtehen wollte, war jene Reiſe über Wien etwas Natürliches. Auf der andern Seite darf nicht vergeſſen werden, daß der Krieg in Deutſchland der ruſſiſchen Politik Vortheile darbot, mochte ſiegen wer da wollte. Denn von jeher iſt der Vergrößerung Rußlands nichts ſo ſehr zu ſtatten gekommen, als die wechſelſeitige Zwietracht ſeiner Nachbarn. Die Zwietracht zwiſchen Dänen und Schweden, zwiſchen Polen und Schweden, zwiſchen Preußen und Oeſterreich, zwiſchen Oeſterreich und der Türkei, zwiſchen der Türkei und Perſien hat ihm zu allen ſeinen großen Eroberungen verholfen.

Im Jahre 1866 mußte Rußland vom deutſchen Kriege Vortheil ziehen, mochte Preußen oder Oeſterreich den Sieg erringen. Errang ihn Preußen, ſo mußte Oeſterreich wenigſtens auf einige Zeit dermaßen geſchwächt werden, daß es nicht mehr im Stande ſchien, wie im Jahr 1854 bedeutende Streitkräfte an der untern Donau zu verſammeln und die ruſſiſchen Heere am Uebergang über den Balkan zu hindern. Wenn aber im deutſchen Kriege Oeſterreich ſiegte, ſo mußte eine außerordentliche Schwächung Preußens die unausbleibliche Folge ſeyn und würde man ſo ziemlich den Theilungsplan ausgeführt haben, den die hitzigſten Gegner Preußens ſchon auf der Landkarte verzeichnet hatten. Alsdann würde der preußiſche Reſt gezwungen worden ſeyn, ruſſiſchen Schutz anzuſprechen, wie im Jahr 1807, und es wäre in die Vaſallenſchaft Rußlands gefallen. In den Elbherzogthümern würde der Prinz von Auguſtenburg zur Regierung gekommen ſeyn, ſeinen neuen Kleinſtaat aber auch nur durch ruſſiſche Protection haben behaupten können, wenn nicht etwa noch Rußland, England und Frankreich dem König von Dänemark zum Wiedererwerb wenigſtens eines Theiles der verlornen Elbherzogthümer verholfen hätten.

England ſpielte damals eine ſeines alten Anſehens nicht mehr ganz würdige Rolle. Die Königin Victoria hatte den beſten Willen und auch die richtige Einſicht, welche ſie bewahrte, als der Tod ihr den geliebten Gatten, Prinzen Albert, am 14. Dezember 1861 entriß. Aber ſie konnte nichts gegen die Parlamentsregierung ausrichten, die unter dem populären Miniſter, dem eben ſo genialen als frivolen Greiſe, Lord Palmerſton, geraume Zeit hindurch von der conſervativen Bahn einer würdevollen Ariſtokratie ablenkte, ſich mit der europäiſchen Revolutionspropaganda gemein machte, ja man darf wohl ſagen, encanaillirte. Palmerſton hegte und pflegte in London eine auswärtige Bande von Verſchwörern, Rebellenführern und Meuchelmördern, die er nach Belieben zurückhielt, oder wie wilde Thiere losließ, um hier

die italienischen Throne zu untergraben und zu stürzen, dort den Kaiser der Franzosen mit Bomben einzuschüchtern, hier die unglücklichen Polen gegen Rußland zu hetzen, dort in den untern Donauländern wühlen zu lassen, alles nur, um die Mächte des Festlandes in stetem Alarm zu erhalten. Am frechsten war das Spiel, welches Palmerston mit Frankreich trieb unter der Maske der Freundschaft. Unverschämt hing er sich beständig an den Arm Napoleons III., aber man wußte nie recht, ob als guter Kamerad oder als Policeman. Wie sehr er besorgte, Frankreich könne auf seine heimtückischen Liebkosungen einmal mit einem furchtbaren Schlag ins Gesicht antworten, geht aus der Vermehrung des englischen Heeres und aus der Errichtung und Einübung einer zweiten Armee von 150,000 Freiwilligen (volunteers) hervor, die eine etwaige Landung von Frankreich her abwehren sollten.

Mit Frankreich gegen Rußland in der orientalischen Frage übereinstimmend, überwachte England dennoch aufs eifersüchtigste die französische Politik und durchkreuzte sie in Tunis und Aegypten, hauptsächlich aber in Griechenland. Nur um Griechenland ganz von England abhängig zu machen, zettelte Palmerston die Intrigue an, die den guten König Otto aus Athen vertrieb, und setzte an seine Stelle den dänischen Prinzen Wilhelm unter dem griechischen Namen Georgios, dessen Schwester so eben den englischen Thronfolger, Prinzen von Wales, geheirathet hatte und der nur ein blindes Werkzeug der englischen Politik war. Palmerston hätte gern gesehen, wenn Napoleon III. die polnische Insurrection unterstützt hätte, wie er denn selbst den Polen Vorschub zu leisten schien, ohne daran zu denken, sich ernstlich ihrer anzunehmen. Als Napoleon der ihm gestellten Falle entgangen war, stellte ihm Palmerston eine zweite, der er nicht so gut entging, nämlich in Mexiko, wie oben schon erörtert ist.

Die Dänen hofften, weil die Kinder ihres Protokollprinzen, der als Christian IX. Dänemark erbte, von England so sehr bevorzugt

wurden, Palmerſton werde ſich ihrer mit größter Energie gegen den deutſchen Bund annehmen. Aber er that es nur mit leeren Prahlereien und ließ die leichtgläubigen Dänen im Stich. Das unvernünftige Toben der engliſchen Preſſe gegen Deutſchland ſollte nur die Feigheit und Verrätherei Palmerſtons ein wenig maskiren, wie ein ſchlechter Commandant, der die Feſtung übergeben will, die blind geladenen Kanonen noch fürchterlich knallen läßt. Jedenfalls gereichte es dem engliſchen Nationalverſtande nicht zur Ehre, daß er ſich bis zu einem ſolchen Grade von Wahnſinn durch den alten Palmerſton mißleiten ließ. Deutſchland rächte ſich für die unvernünftige Beſchimpfung, die ihm von Seiten der engliſchen Preſſe widerfuhr, auf die edelſte Art, indem es die Dänen züchtigte, ohne ſich um England zu bekümmern, aber auch ohne Gegenbeſchimpfung. Die Handlungsweiſe des deutſchen Volks war die eines Gentleman, die des engliſchen nicht. Inzwiſchen dauerte der engliſche Paroxismus nicht lange. Das Wuthgeheul gegen Deutſchland wich bald wieder einer achtungsvollen Anerkennung deutſchen Geiſtes, beſonders nachdem Palmerſton im Jahr 1865 geſtorben war.

Das neue Königreich Italien war berufen, an dem bevorſtehenden Kriege zwiſchen Oeſterreich und Preußen theilzunehmen, indem es als Bundesgenoſſe Preußens das öſterreichiſche Venetien und Südtirol angriff.

Um die italieniſchen Dinge richtig zu beurtheilen, haben wir auf die noch ſehr junge Entſtehung und Ausbildung des neuen Königreichs einen kurzen Rückblick zu werfen. Das ſchöne Italien war aus den europäiſchen Verträgen von 1815 nicht glücklicher hervorgegangen als Deutſchland. Hier wie dort herrſchte das Metternichſche Syſtem. Hier wie dort wurde die Kleinſtaaterei gepflegt unter ausſchließlich öſterreichiſchem Einfluß. Wie Deutſchland durch den öſterreichiſchen Bundespräſidenten vom Bundespalaſt in Frankfurt a. M. aus gegängelt wurde, ſo Italien durch den öſterreichiſchen Geſandten

vom venetianischen Palast in Rom aus. Dieser Wiener Politik wirkte zuerst England entgegen. Von London gingen alle Umtriebe aus, die in Italien dem österreichischen Einfluß entgegen arbeiteten. In London war der Hauptsitz der italienischen Emigration und Lord Palmerston ihr großer Protector. Italien diente dem unedlen Lord wie ein Doppelofen, um bald Oesterreich, bald Frankreich heiß zu machen. Oesterreich sah in der Fülle seiner Macht auf Mazzinis Wühlereien nur mit Verachtung hinab, handelte jedoch nicht sehr klug, indem es sich in der Lombardei populär zu machen suchte, und deshalb das italienische Element in Südtirol begünstigte und das deutsche verkommen ließ. Es durfte auf keinen Dank der Italiener rechnen. Gleichwohl stand es in seiner vollen Macht da und die klägliche Ohnmacht der Italiener offenbarte sich grade in dem Augenblick, den sie für den günstigsten hielten, um das Joch der Deutschen abzuwerfen. Karl Albert, König von Sardinien und Vater des jetzt regierenden Victor Emanuel, erlebte, als er sich zweimal an die Spitze der Nationalpartei stellte, 1848 und 1849 nur schreckliche Niederlagen.

Die Bewegung zur Nationaleinheit kam in Italien erst in Fluß, als Frankreich sie zu fördern anfing. Erst als Napoleon III. sich auf seinem neuen Kaiserthron in Paris befestigt, im Krimkriege den Waffenruhm Frankreichs hergestellt, Rußland gedemüthigt und im Pariser Frieden von 1856 den ersten Rang unter den europäischen Monarchen eingenommen hatte, und es ihm beliebte, die romanischen Nachbarländer näher an sich zu ziehen und wie Spanien, so auch Italien seine Protection anzutragen, schwollen die bisher schlaff herabhängenden Segel der italienischen Einheitspartei wieder hoch auf. Napoleon III. wollte sich zwar in Italien so wenig wie in Spanien nach dem Beispiel seines Oheims zum Herrn machen, weil er dadurch eine europäische Coalition würde gegen sich heraufbeschworen haben, aber er wollte eben so wenig die Einheitsbestrebungen der Italiener

begünstigen. Er wußte wohl, daß ein einheitliches Italien sich von Paris aus nicht so leicht würde beeinflussen lassen, als ein getheiltes. Er wollte also die italienische Kleinstaaterei fortdauern lassen. Seine Idee war eine Conföderation der italienischen Staaten unter französischem Einfluß, mit Ausschluß des österreichischen. Dazu sollte die in Neapel herrschende Familie Bourbon wo möglich verdrängt und wieder durch einen Murat ersetzt werden. Das wollten Mazzini und Garibaldi, die Häupter der italienischen Agitation, am allerwenigsten. Sie gingen auf die volle ganze untheilbare Einheit Italiens und auf eine republikanische, nicht monarchische Verfassung aus. Daher der Groll dieser Partei gegen den Kaiser der Franzosen und das ruchlose Attentat vom 14. Januar 1858, die berüchtigten Bomben Orsinis. Inzwischen verfolgte Napoleon III. seinen Plan und beschwichtigte die fanatischen Unionisten in Italien dadurch, daß er dem König von Sardinien erlaubte, die Befreiung Italiens bis zur Adria als Programm aufzustellen und Oesterreich auf alle Art herauszufordern. Dies führte, wie bekannt, den Krieg von 1859 herbei, in welchem Oesterreich die Lombardei verlor.

Nun begannen die Wühlereien, durch welche die kleinen Staaten Mittel- und Unteritaliens ihre bisherigen Souveräne verlieren sollten. Zu diesem Zwecke vereinigten sich die sardinische und die mazzinistische Partei, denn beide strebten nach derselben Einheit Italiens, wenn auch die eine die monarchische, die andere die republikanische Staatsform des geeinigten Italien im Sinne hatte. Die erstere wurde von Frankreich berathen und unterstützt, während die letztere sich von England leiten ließ und der französischen Hülfe fortwährend und mit Recht mißtraute. Napoleon III. hatte sich soeben das italienische Herzogthum Savoyen, das Heimathland der sardinischen Könige, und die Grafschaft Nizza annectirt, als Lohn für seine dem König Victor Emanuel geleistete Hülfe und als Compensation für die Lombardei, die Oesterreich ihm und die er dann erst wieder dem König Victor

Emanuel abgetreten hatte. Daraus erkannten die Mazziniſten, daß es dem Kaiſer der Franzoſen um die Einheit und Unabhängigkeit Italiens nicht zu thun war. Hatte er doch ſelbſt ein ganzes Stück von Italien weggeriſſen und für ſich behalten. Hatte er doch Venetien noch in der Gewalt der Oeſterreicher gelaſſen und unterhielt er noch eine anſehnliche franzöſiſche Armee in Rom, zum Schutze des Papſtes, den Mazzini und Garibaldi verwünſchten, und deſſen Wegſchaffung ihnen die erſte und letzte Bedingung ſchien, unter der die wahre Einheit Italiens erzielt werden könne.

Vor allen Dingen glaubte nun dieſe Partei dafür ſorgen zu müſſen, daß die Franzoſen nicht etwa von Rom aus auch feſten Fuß in Neapel und Unteritalien faßten. Einem neuen Murat wollten ſie um jeden Preis zuvorkommen. England unterſtützte dieſen Plan auf das lebhafteſte und ſo konnte Garibaldi, von engliſchen Schiffen begleitet, mit einer Freiſchaar in Sicilien landen, dort alles in Aufruhr ſetzen und das Königreich Neapel im Sturm erobern. Dieſe Demonſtration, die ohne die Mitwirkung Victor Emanuels in keinem Falle Oberitalien erſchüttern konnte, war zunächſt nur gegen Frankreich gerichtet. In einer Volksrede, welche Garibaldi nach ſeiner Landung in Sicilien im Jahr 1862 zu Marſalla hielt, ſpie er Feuer und Flammen gegen Frankreich. „Der Herrſcher Frankreichs, der Verräther vom 2. Dezember, hält Rom beſetzt unter dem Vorwande, den Papſt zu ſchützen. Lüge! Lüge! Ihn treibt nur Raubſucht, infame Herrſchgier ꝛc.“ Victor Emanuel legte ſich nun ins Mittel und würde ſich nöthigenfalls mit den Franzoſen gegen Garibaldi vereinigt haben, wenn dieſer Hitzkopf nicht der beſſern Einſicht Mazzinis nachgegeben hätte. Für ſich allein konnten die Mazziniſten die Einheit Italiens nicht durchſetzen, alſo handelten ſie klüger, indem ſie ſich mit Victor Emanuel verſtändigten. Sie legten ihm Neapel zu Füßen und durften jedenfalls hoffen, er werde an ihrer Seite ſo viel Stärke gewinnen, um der franzöſiſchen Hülfe weniger zu bedürfen

und nicht in immer tiefere Abhängigkeit von Frankreich zu kommen. Italia farà da se, war die Loosung.

Mit den Kleinstaaten Mittelitaliens war man bald fertig geworden, die Souveräne von Toscana, Modena und Parma wurden einfach fortgejagt, und ihre Länder dem König Victor Emanuel durch eine improvisirte, durch Terrorismus unter den Dolchen der Mazzinisten und unter den Säbeln der Piemontesen erzwungene Volksabstimmung ausgeliefert. Dasselbe geschah mit dem ganzen Norden des Kirchenstaats, den man einfach wegriß, unter Zustimmung Napoleons III. und in Anwesenheit seiner Truppen. Denn der Kaiser der Franzosen wollte den Papst zwar schützen, ihm aber möglichst wenig eigene Rechte lassen, damit er desto schutzbedürftiger werde. Ein kleiner Kirchenstaat schien ihm daher für seine Politik geeigneter, als ein großer. Der Versuch des h. Vaters, sich durch ein eigenes päpstliches Heer unter Lamoricière zu schützen, mißlang. Der tapfere französische General unterlag der piemontesischen Uebermacht, und der Papst blieb unter dem Schutz von etwa 30,000 Franzosen in seiner Residenz wie in einer anständigen Gefangenschaft.

Der Papst bewährte in seiner äußerst schwierigen Lage eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Oesterreich konnte ihn nicht mehr schützen. Der Sarde wollte ihm Rom rauben, Frankreich ihn zum willenlosen Werkzeug des Imperialismus machen. England erwartete schadenfroh den Untergang des Papstthums und unterstützte die Mazzinisten, die auf Zerstörung der Kirche überhaupt ausgingen. Rußland verfolgte die katholische Kirche in Polen bis zur Vernichtung. Das sonst so eifrig katholische Spanien ließ den Papst im Stich und diente der französischen Politik. Ebenso Mexiko. Aber der h. Vater wich und wankte nicht, machte dem Zeitgeist keine Concession und ließ sich weder durch Drohungen schrecken, noch durch Liebkosungen verführen.

Für den Fall seiner Vertreibung aus Rom hatte ihm schon vor

dem Septembervertrage Bayern ein Asyl in Deutschland, Oesterreich in Venedig, Spanien auf den Balearischen Inseln und England auf der Insel Malta angeboten.

Am 8. Dezember 1864 überraschte Pius IX. die Welt mit einer Encyclica, worin er 80 Irrlehren der Neuzeit als der Kirche und der göttlichen Ordnung feindselig verdammte, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die politischen Maximen, denen zufolge die Kirche eigentlich überflüssig und der Staat allein alles ist, gleichviel ob der gottesfeindliche Sinn in der Despotie oder Demokratie, im Imperialismus oder im contrat social und Communismus wurzle. „Es wird gelehrt, das Interesse des Staats und der sociale Fortschritt fordern, daß die bürgerliche Gesellschaft construire und regiere ohne alle Rücksicht auf die Religion." Aus dieser Grundlehre der modernen Gesellschaft leiten sich alle andern Irrthümer her, das s. g. Staatsrecht, wonach der Staat die Kirche bevormunden, regieren, tyranniſiren, ausplündern, der Kirche sogar das Recht, ihre Priester selber heranzubilden, entziehen darf; die Trennung der Schule von der Kirche, die nichts anderes bezweckt, als das religiöse Gefühl in der gesammten Jugend künstlich auszutilgen; die s. g. Toleranz oder die Gleichgültigkeit des Staats gegen jedwedes religiöses Bekenntniß, die aber eigentlich keine Toleranz ist, sondern gewöhnlich die gröbste Intoleranz des Staats gegen die christliche Kirche in sich schließt und in sehr auffallender Weise gläubige Katholiken (wie auch gläubige Protestanten) anfeindet und dagegen jede nicht christliche Partei, seyen es Juden oder Atheisten, Pantheisten, Materialisten, Rationalisten ꝛc. begünstigt. Endlich wahrt die Encyclica das göttliche Gesetz in seiner Ewigkeit und Unabänderlichkeit gegen die dem Zufall und stetem Wechsel unterworfene Autorität menschlicher Gesetze und Verfassungen. Der Papst verwirft den Satz, „daß der Volkswille, ausgesprochen durch die s. g. öffentliche Meinung oder auf irgend eine andere Weise, die höchste Autorität sey." Die Geschichte der Neuzeit hat bewiesen, daß sowohl Despoten als

revolutionäre Convente, als die Zufallsmajoritäten der Parlamente Gesetze und Verfassungen von äußerst ephemerer Natur geschaffen haben und daß dabei weit öfter böse Leidenschaft, Unverstand und Aberwitz mitgewirkt haben, als Besonnenheit und Weisheit.

Das alles sind Wahrheiten, die der h. Vater auszusprechen berechtigt und verpflichtet war. In der That zeigt uns die Geschichte Europas seit nun beinahe vier Jahrhunderten einen ununterbrochenen, immer mehr sich steigernden Kampf gegen das Christenthum. Es ist, nachdem durch den Sieg des Christenthums, Heidenthum und Judenthum überwunden waren, jetzt, indem der christliche Sinn immer mehr abgeschwächt wird, das Wiederaufleben (die Renaissance) des Heidenthums und Judenthums und deren Reaction gegen das bisher noch herrschende Christenthum. In dem Augenblicke, in welchem der Stuhl Petri in Rom ringsum von den Todfeinden der Kirche bedroht ist, ziemt es dem Papste, mit einem hellleuchtenden Blitze der Wahrheit die Mitwelt aufzuklären über die Bedeutung der Religion für die Menschheit und in großen Zügen den welthistorischen Act des Abfalls vom Christenthum zu constatiren, ob diese Menschheit sich vielleicht noch eines bessern besinne.

Allein der Papst konnte unmöglich erwarten, daß die Inhaber der weltlichen Macht, die Plünderer der Kirche, die Verfolger der Bischöfe, die Mazzinisten und Garibaldianer, plötzlich ihr bisheriges Interesse aufopfern, ihre bisherigen Meinungen aufgeben würden. Eben so wenig konnte er die Protestanten befriedigen, weil er diese insgesammt, auch die Gläubigen unter ihnen, mit demselben Maaße der Verdammniß maß, wie die Feinde der Religion. Deshalb hatten die zahllosen Reclamationen, die alsbald in allen Zeitungen Europas erschienen, wohl Recht, wenn sie die Encyclica als eine für den Moment unwirksame Demonstration erklärten. Die alten Feinde der Kirche antworteten dem h. Vater nur mit Hohn und die Presse spie aus tausend Drachenköpfen neues Gift gegen das Kreuz.

Die nicht zunächst Betheiligten zuckten die Achseln und sprachen von ultramontaner Anmaßung oder Bornirtheit, indem sie selbst über ihrem momentanen Vorurtheil und Interesse den großen Gang der Weltgeschichte mißkannten und gegen die Warnung taub waren.

Nur die französischen Bischöfe nahmen sich der Encyclica mit Feuereifer an und verkündigten sie von den Kanzeln trotz des kaiserlichen Verbotes. Man beruhigte sie indessen bald wieder, da der Kaiser seine schützende Hand doch niemals ganz vom Papste abzog.

Seine schlimmsten Feinde hatte der Papst in Italien selbst. Die Regierung Victor Emanuels, zumal das Ministerium Ricasoli raubte alles Kirchengut unter dem Vorwand, der Staat mache von diesem großen Besitz eine nützlichere Verwendung für die Gesellschaft als die Kirche. Nun ist es zwar richtig, daß ein großer Theil des italienischen Grund und Bodens in der todten Hand (wie auch im Alleinbesitz reicher Familien) viel weniger Ertrag gewährt, als wenn er in Bauerngüter zerschlagen wäre. Allein es fiel Ricasoli gar nicht ein, mit einer ausgiebigern Bodencultur in Italien auch nur den Anfang zu machen. Die Kirche wurde nur verleumdet, um den Raub zu beschönigen. Die Hauptsache war, man machte ungeheure Staatsschulden und die Beschlagnahme des Kirchenguts, als eines unschätzbaren Pfandes, sollte dem Staat Credit verschaffen. Alles aber war Börsenschwindel, der Staat wurde ebenso betrogen und geplündert wie die Kirche. Man nahm eine Anleihe von 500 Millionen Lire auf und wenn der ehrsame Bürger und Bauer sich über die Höhe der Summen entsetzte, lachten die Beamten ihn aus, das alles werde durch den unerschöpflichen Gnadenschatz der Kirche gedeckt. Von diesen ungeheuern gestohlenen und geborgten Millionen kam aber in Wirklichkeit nur ein kleiner Theil dem Staate zu gute, der größere Theil verschwand in den Taschen der Börsenmänner und der Beamten. Große Domänen,

namentlich im Neapolitaniſchen, wurden um ein Spottgeld den Creaturen der herrſchenden Regierungspartei überlaſſen. Man leſe die jüngſten italieniſchen Annalen von Rüſtow und man ſchaudert über die entſetzliche Verſchwendung und Habgier, die lebhaft an die Zeiten des weiland franzöſiſchen Directoriums erinnert. Die ſ. g. Conſorterie, eine in Turin ganz ſo wie in Waſhington etablirte aus Beamten und Parlamentsmitgliedern zuſammengeſetzte Aſſociation, die unter dem Schutz ſelbſtgemachter Geſetze und Verwaltungsmaßregeln die Plünderungen zu ihrem Monopol gemacht hatte und zugleich den Staatscredit überſpannte und immerfort die Steuern erhöhte, bedachte nur ſich und ihren vertrauten Anhang. Rüſtow ſchreibt: „Wir haben alles durchforſcht, was geſchehen iſt, und müſſen ſagen, daß uns kaum jemals eine Regierung, die ein ſolches Wirkungsfeld vor ſich hatte, die doch außerdem die Bildung des ganzen modernen Europas zu Hülfe rufen konnte, ſo armſelig erſchienen ſey. Keine Liebe und kein Verſtändniß! Nichts wußten die Leute zu thun, als piemonteſiſche Decrete abzuſchmieren, um ſie zu neapolitaniſchen zu machen, als Beamte zu wechſeln, um ihre Favoriten unterzubringen. Wo ſie etwas für die Wegſamkeit des Landes vorbereiteten, — vom Thun wollen wir hier nicht reden, — da war es nichts anderes als was ſich durch die gemeinſten Banquiersoperationen machen ließ, wie ſie das oberherrliche Frankreich auch ſeiner Provinz Italien zur Nachahmung empfohlen hatte, der Provinz Italien, in die es ſeinen Einfluß getragen hatte, um den Boden für den Papierſchwindel bequem in angemeſſener Weiſe zu erweitern. Nichts von einer leitenden Idee, aber auch gar nichts! die hellſte Unfähigkeit in jedem Fache, in jeder Richtung. Nicht zufrieden waren dieſe Leute damit, daß ſie für die Hebung der neapolitaniſchen Induſtrie nichts thaten, — nein ſie mußten auch noch in ihrer Trägheit auf ihre Unterdrückung hinwirken. Lieferungen aller Art für die Bedürfniſſe der neapolitaniſchen Verwaltung wurden an piemonteſiſche Lieferanten vergeben, welche ſie wieder von

piemonteſiſchen Induſtriellen decken ließen. Die Briefeinwürfe ließ man aus Piemont kommen, aus Piemont das Papier für die vielen abſolut unnützen Verwaltungsſchmierereien, welche die neue Regierung für nöthig hielt. Auch piemonteſiſche Arbeiter kamen, um an den Eiſenbahnen zu ſchaffen und — was der Sache die Krone aufſetzte, als ob es die italieniſche Regierung darauf abgeſehen hätte, Süditalien wieder zu verlieren, dieſe piemonteſiſchen Arbeiter wurden als eine Art Vorgeſetzter der neapolitaniſchen behandelt und erhielten doppelt ſoviel Lohn als dieſe. Ja eine Sache, die ans Unglaubliche grenzt und doch eine reine Wahrheit iſt, man ließ für die Findelhäuſer im Neapolitaniſchen piemonteſiſche Ammen kommen! Man hob die Arbeit der weltberühmten Münze von Neapel auf und ſchloß mit betrügeriſchen Speculanten, fremden Spitzbuben der böſeſten Art Contracte, um einige Millionen neuer Münze prägen zu laſſen, damit die fremden Spitzbuben daran eben ſo viel gewinnen, als dieſe Münzen werth waren."

Die italieniſche Finanzverwaltung war das Danaidenfaß. Aller Raub verſchwand, wie groß er auch war, und immer höhere Steuern, immer höhere Staatsſchulden mußten den Verluſt erſetzen. Indem die neue italieniſche Regierung die chriſtliche Kirche und ihr Oberhaupt in Rom auf die feindſeligſte Weiſe angriff, verkaufte ſie ſich gänzlich den Juden. Ein Correſpondent der Augsburger Allg. Zeitung vom 1. April 1865 ſchrieb aus Turin: „Rothſchild wird bald unumſchränkter Herr ſeyn im Lande Italien und Victor Emanuel wird zuletzt ſeine Civilliſte aus der Caſſe der hieſigen Agenten Rothſchilds, Herrn Horace Landau, ſich auszahlen laſſen müſſen. Außer den auf viele hunderte von Millionen lautenden Schuldbriefen wird Rothſchild in bäldeſter Friſt auch die Eiſenbahnen, Bergwerke, Domänen und Kirchengüter in Händen haben und dem Finanzminiſter Sella nichts mehr zu verſetzen übrig bleiben, als die reine freie Gottesluft, in der wir athmen. Seit geſtern cirkulirt das Gerücht, daß Herr Sella auch

das Tabaksmonopol an das bekannte Pariser Banquierhaus verpachten will."

Während die sardinischen Commissäre in den eroberten Ländern Mittel- und Süditaliens nur raubten und sich versorgten, überließen sie dem Anhang Mazzinis und Garibaldis, die von ihnen selbst physisch ruinirte Kirche auch moralisch zu ruiniren. Die gebildeten Classen waren schon längst verführt, durch Freimaurerlogen und französische Literatur zum äußersten Kirchenhaß fanatisirt. Garibaldi, als Großmeister der italienischen Freimaurer, trug diesen Haß offen zur Schau. Die Bischöfe und Priester wurden nicht blos von der Regierung beraubt, Mönche und Nonnen ins Elend gejagt, sondern auch von den Mazzinisten und Garibaldianern gröblich insultirt und selbst in den Kirchen mißhandelt. Der französische Roman von Renan, der die Gottheit Christi leugnet und aus dem Heiland einen lächerlichen Schwärmer macht, wurde auf das eifrigste in Italien verbreitet. Der Priester Passaglia, ein alter Freund Cavours, machte den schwachen Versuch einer Kirchenreformation, aber mit eben so geringem Erfolge, wie Ronge in Deutschland. Eben so wenig richteten die Engländer mit ihren anglikanischen Traktätlein aus. Der Italiener blieb bigott katholisch oder warf jede Religion von sich. Für ihn gab es zwischen dem Papst und Voltaire kein drittes.

Das gemeine Volk, zumal in Süditalien, verharrte ganz so, wie das auch schon am Ende des vorigen Jahrhunderts beim Einbruch der Franzosen der Fall gewesen war, in seiner alten Frömmigkeit, verdammte den Kirchenraub, haßte die sardinischen Beamten als fremde Plagegeister, wünschte sehnlich die wohlfeile bourbonische Zeit zurück und schaarte sich in bewaffnete Banden zusammen, um die fremden Räuber aus dem Lande zu jagen. Mord und Brand erfüllte ganz Unteritalien. Von einer Begeisterung für die Idee italienischer Nationaleinheit konnte natürlicherweise unter diesen Umständen nicht die Rede seyn.

Der Hof in Turin vertraute indeſſen auf die franzöſiſche Unterſtützung, auf die Gunſt des mächtigen England und auf die immer fortſchreitende revolutionäre Bewegung der Zeit, die ihm bisher ſchon ſo förderlich geweſen war. Ohne ſich viel anſtrengen zu dürfen, hatte das ſardiniſche Königshaus, einzig mit Hülfe der Weſtmächte und der Revolution eine Provinz nach der andern annectirt, eine Stufe der Macht nach der andern erſtiegen. Prinz Napoleon hatte die älteſte Tochter Victor Emanuels geheirathet. Ihr jüngerer Bruder Amadeus wurde von der Revolutionspropaganda auserſehen, an der Stelle des durch ſchändliche Intriguen vertriebenen König Otto, König von Griechenland zu werden, und man verband damit ausſchweifende Hoffnungen, wenn es gelingen ſollte, die Revolution von Griechenland aus nach Rumänien, von Italien aus nach Ungarn und von beiden Seiten nach Polen auszudehnen. Allein es gelang nicht und Amadeus, der dem Lord Palmerſton zu franzoſenfreundlich ſchien, mußte dem engliſchen Candidaten weichen, dem Dänenprinzen und Schwager des Prinzen von Wales.

Als Napoleon III. den ſchon erwähnten Septembervertrag ſchloß, demzufolge er im Herbſt 1866 alle ſeine franzöſiſchen Truppen aus Rom zurückziehen wollte, jubelte die italieniſche Nationalpartei, denn ſie dachte nicht anders, als daß Rom nach dem Abzug der Franzoſen die Hauptſtadt des Königreichs Italien werden würde. Napoleon III. dämpfte aber dieſen Jubel und nöthigte den König von Italien, ſeine Reſidenz zwar in der Mitte des Reichs, aber nicht nach Rom, ſondern nach Florenz zu verlegen. Das erzeugte nun eine tiefe Erbitterung in Turin und ganz Piemont. Der Volksſtamm, von dem die erſte Erhebung Italiens ausgegangen war, ſollte nun die Hauptſtadt verlieren und mit ihr allen Vortheil und allen Ruhm der Erhebung. Aber auch die Nationalpartei gerieth in Wuth, daß ſie Rom noch nicht haben ſollte, und Mazzini ließ angebliche geheime Zuſatzartikel zum Septembervertrage veröffentlichen, wonach Victor Emanuel ſich an-

heiſchig gemacht haben ſollte, wie früher ſchon Savoyen und Nizza, ſo demnächſt auch noch Piemont und Genua an Frankreich abzutreten, ſobald ihm Frankreich den Beſitz Venetiens verſchafft haben würde. Am 30. Januar 1865 machte ſich der Zorn des Volks in Turin durch einen Tumult Luft. Ein glänzender Hofball, der angeſagt war, wurde durch den Pöbel geſtört, Herrn und Damen, beſonders der franzöſiſche Geſandte inſultirt, die Wagen mit Steinen beworfen und „nieder mit dem König!“ gebrüllt. Da flüchtete der König und wollte nie mehr wiederkommen, ließ ſich nachher aber doch bewegen, zurückzukehren, um eine verabredete Verſöhnungsſcene zu ſpielen. Als er flüchtete, folgten ihm die Wagen ſeiner Maitreſſen und blieben fortan im königlichen Theater zu Turin ſechs Logen unbeſetzt, worin bisher ſchöne Römerinnen, Venetianerinnen, Genueſerinnen, Polinnen ꝛc., deren Luxus der König (re galantuomo genannt) aus ſeiner Civilliſte beſtritt, geglänzt hatten.

Dem König war nicht ganz wohl bei der Sache zu Muthe. Er hatte es mit den treuen Piemonteſen verdorben, die verhältnißmäßig beſſere Soldaten ſind, als alle andern Italiener, und deren Energie ihm ſo viel genutzt hatte, und ſollte in eine neue Reſidenz überſiedeln, wo er fremd war, wo ihn das Volk nicht kannte, noch liebte und wo er ſich vor den Mazziniſten weniger geſchützt ſah, als in Turin. Er ging jedoch nach Florenz und eröffnete daſelbſt am 18. November 1865 das italieniſche Parlament. Daſſelbe ſpielte indeß die große Rolle nicht, zu der es ſich hätte berufen fühlen können. Zu den beiden alten Parteien, der miniſteriellen consorteria, der großen Plusmachergeſellſchaft, die wir ſchon kennen, und der republikaniſchen Fortſchrittspartei Mazzinis und Garibaldis, geſellte ſich jetzt noch die Partei der unzufriednen Piemonteſen unter Ratazzis Führung. Die Verhandlungen waren unfruchtbar, weil die Mazziniſten ihre Oppoſition aus Furcht vor Frankreich mäßigten, die Regierung aber den weiteren Verlauf der Dinge abwarten mußte. Von einer friſchen und energiſchen Reform

der italieniſchen Zuſtände war nicht die Rede. Neben allen alten Uebeln hatte man auch noch die neuen auf Italien geladen. Für das Volk geſchah nicht das mindeſte. Italien hat den herrlichſten Culturboden, die werthvollſten Produkte, die ſchönſten Häfen. Der Boden wird nicht benutzt, ungeheure Strecken, z. B. in dem berühmten Campanien, das noch fruchtbarer ſeyn könnte als die Lombardei, ſind immer noch nichts anderes als meilenweite Oelpflanzungen, einem meiſt abweſenden Herrn gehörig. Wenige Wochen im Jahre genügen, die Arbeit darin zu beſorgen. Die übrige Zeit durchfaulenzt der italieniſche Landmann und zieht überall das Hirtenleben dem Ackerbau vor. Hier bedürfte es einer durchgreifenden Reform. Aber Miniſterium und Parlament denken nicht daran. Man hat keine Zeit dazu. Man muß die Habgier befriedigen, man muß Parteiumtriebe machen. Man muß nach Pariſer Befehlen lauſchen.

Eine beſſere Wendung der Dinge bereitete ſich jedoch vor, als der Krieg in Deutſchland das Königreich Italien zum Bündniß mit Preußen hintrieb. Die Preſſion, die es von Paris aus erlitt, mußte ihm dadurch einigermaßen erleichtert werden und es war auch eine Möglichkeit eröffnet, daß in der Zukunft vielleicht die unſolide italieniſche Staatsverwaltung ſich die ſolide Verwaltung Preußens zum Muſter nehme.

Je mehr Preußen ſich von Oeſterreich bedroht ſah, um ſo weniger darf man ihm einen Vorwurf daraus machen, daß es die Annäherungsverſuche des neuen Königreichs Italien nicht von ſich wies. Brach ein Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich aus, ſo war Italien der natürliche Bundesgenoſſe Preußens, und mit Preußen beſchäftigt, konnte Oeſterreich einem Angriff Italiens jedenfalls nur mit getheilter Kraft widerſtehen. Daher das Buhlen des italieniſchen Geſandten in Berlin. Den Anfang machte ein Handelsvertrag zwiſchen Italien und dem deutſchen Zollverein, der den materiellen Intereſſen beider Contrahenten zu Gute kam, ohne ein politiſches

Ziel zu verfolgen, daher auch von den deutſchen Mittelſtaaten angenommen und am 31. Dezember 1865 unterzeichnet wurde. Ein politiſches Bündniß mit Italien einzugehen, zögerte Preußen bis zum letzten Augenblick und ſchloß es erſt am 8. April 1866 ab, als dem Kriege mit Oeſterreich nicht mehr auszuweichen war.

Neuntes Buch.

Einrücken der Preußen in Böhmen.

Ein neuer großer Bürgerkrieg, worin im Angeſicht der ſchadenfrohen Franzoſen und Ruſſen ſich wieder einmal die Deutſchen zerfleiſchen ſollten, war unvermeidlich geworden. Gewiß der größte Theil der deutſchen Nation wünſchte die Segnungen des Friedens fortdauernd zu genießen und ſah dem Kriege mit Kummer und Unwillen entgegen. Doch lebte in den geſtählteren Herzen die Ueberzeugung, daß der gordiſche Knoten der deutſchen Bundesangelegenheiten nothwendig vom Schwert durchſchnitten werden müſſe. Und wer die Organiſation des preußiſchen Heeres kannte, bangte nicht davor, daß es in einem Kampf unterliegen werde, in welchem ihm der nationale Gedanke zur Seite ſtand. Denn dieſes Heer zog mit den Hoffnungen aller ehrlichen Deutſchen aus, die endlich einmal wieder zu einer großen Nation zuſammen zu wachſen wünſchten und ſich nach dem Ende jenes nichtswürdigen Metternichſchen Syſtemes ſehnten, durch

welches die großen Siege der Deutschen in den Jahren 1813 bis 1815 wieder vereitelt worden und die unserer großen Nation so unwürdige Bundesverfassung geschaffen worden war. Die Geister aller der Helden, die je für die deutsche Sache gekämpft, von Arminius und Karl dem Großen an, umschwebten segnend die Fahnen des schwarzen Adlers.

Oesterreich hatte den Krieg durch den Bruch des Gasteiner Vertrages provocirt. Oesterreich hatte zuerst gerüstet, schon im Februar. Preußen folgte mit seinen Rüstungen erst am Ende des März nach. Unter dem nichtigen, spöttisch hingeworfenen Vorwande, Judenkrawalle in Böhmen dämpfen zu müssen, wozu ein Bataillon hinreichend gewesen wäre, zogen ganze österreichische Armeecorps an die sächsische und schlesische Grenze in Gegenden, wo gar keine Judenkrawalle vorgekommen waren. Auch Sachsen rüstete schon gleichzeitig mit Oesterreich. Jedermann erwartete daher, die österreichische Armee werde eine kühne Offensive ergreifen, in Schlesien einfallen und Sachsen besetzen, während die Armeecorps der Mittelstaaten sich concentriren und gegen Berlin vordringen würden. Diese Erwartung wurde durch die officiöse Wiener Presse genährt, die bereits mit vollem Behagen ihren Lesern den Einzug Benedeks in Berlin und die Plünderung dieser großen Stadt durch die Croaten ausmalte. In den Mittelstaaten war man nicht weniger kriegslustig und siegestrunken. Preußen, so glaubte man allgemein, werde sich defensiv verhalten müssen, die Landwehr werde gar nicht mitfechten wollen, eine Revolution in Berlin werde den Grafen Bismarck stürzen und der König von Preußen werde sich, wie einst sein Bruder in Olmütz, allen Forderungen Oesterreichs fügen müssen.

Oesterreich war nicht so stark, als wofür man es hielt. Statt der oft gerühmten 800,000 Mann hatte es deren nicht ganz 500,000. Da nun Italien die Gelegenheit nicht versäumte, Oesterreich, während es mit Preußen kämpfte, in den Rücken zu fallen und Venetien an-

zugreifen, so mußte Oesterreich seine Streitkräfte theilen. Indem es 150,000 Mann unter Erzherzog Albrecht in Italien aufstellte, brachte es nur noch 245,000 Mann in der s. g. Nordarmee zusammen, die unter dem Feldzeugmeister von Benedek in Böhmen stand, mit 600 Geschützen und sieben Raketen-Batterien. Diese Streitkräfte waren in sieben Infanterie-Armeecorps und fünf Kavallerie-Divisionen vertheilt, nämlich das erste österreichische Armeecorps unter dem General der Kavallerie, Grafen Clam-Gallas, das zweite unter dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Thun, das dritte unter F.-M.-L. Erzherzog Ernst, das vierte unter dem F.-M.-L. Grafen Festetics, das sechste unter F.-M.-L. Baron Ramming, das achte unter Erzherzog Leopold, das zehnte unter F.-M.-L. Baron Gablenz. Die fünf Kavallerie-Divisionen standen unter dem General-Major Baron Edelsheim, General-Major Fürsten Thurn und Taxis, F.-M.-L. Prinzen von Schleswig-Holstein, General-Major von Zaytsek und F.-M.-L. Coudenhove. Mit dieser österreichischen Nordarmee vereinigten sich die Sachsen in der Stärke von 25,000 Mann mit 46 Geschützen, so daß Benedek im Ganzen über 270,000 Mann gebot, eine Ziffer, die in keinem Verhältniß stand zu der, mit welcher man früher immer gedroht hatte und die in der That zu einem Offensivstoß auf die gut gerüstete preußische Monarchie nicht ausreichte.

Gleichwohl hätte der Offensivstoß gewagt werden können, wenn zugleich das 7. und 8. Bundesarmeecorps (Bayern, Württemberger, Badener, Darmstädter), in gehöriger Stärke und rasch nach Norden vorgerückt wäre, um sich mit den Nassauern, Kurhessen und Hannoveranern zu vereinigen und Berlin zu bedrohen. In diesem Falle hätte Preußen seine gegen Oesterreich dirigirte Hauptarmee um zwei oder drei Armeecorps schwächen müssen, um den Offensivstoß von Südwesten her zu pariren, und dann wäre Benedek immerhin stark genug gewesen, aus seiner Defensive herauszutreten, und einen raschen und gewaltigen Offensivstoß gegen Schlesien und Sachsen zu wagen.

Allein das ging aus zweierlei Gründen nicht an. Aus einem politischen Grunde nicht, weil Oesterreich gern seine Kräfte gespart und die Heere der Mittelstaaten voran geschickt hätte, die Mittelstaaten aber denselben Hintergedanken hatten und, um ihre Kräfte zu sparen, lieber Oesterreich wollten vorangehen lassen. Aus einem militärischen Grunde, weil auch die Truppen, über welche Oesterreich und seine Verbündeten verfügten, noch nicht vollständig ausgerüstet waren. In Oesterreich fehlte es namentlich noch sehr im Train- und Verpflegungswesen. Man hatte nicht genug Fuhrwerke und die Magazine waren noch nicht in Ordnung. Schon die bloße Zusammenziehung der Truppen brauchte viel Zeit, weil die österreichische Armee nach Metternichs altem System immer so in die Kronländer vertheilt war, daß die böhmischen Regimenter niemals in Böhmen, die ungarischen niemals in Ungarn stehen durften, sondern daß jedes Regiment in eine von seiner Heimath möglichst weit entfernte Garnison zu liegen kam. Trat nun eine Mobilisirung ein, so dauerte es lange, bis die in der Heimath ausgehobenen Rekruten und Beurlaubten bei ihren Regimentern anlangen konnten. Nach diesem System beherrschte Oesterreich jedes seiner Kronländer durch die Truppen aus einem andern Kronlande und einer andern Nation angehörig. Das hatte seine politischen Gründe, war aber einer beschleunigten Mobilisirung sehr hinderlich und führte gelegentlich auch in Friedenszeiten zu Mißständen.*)

---

*) „Ein Truppenkörper, der in der Residenzstadt Wien garnisonirt war, bestand aus Italienern und rekrutirte sich aus Italien. Sein Commandant aber, der zu den Privilegirten gehörte, welche sich in nichts genirten, benutzte die Verordnung, die den Eintritt von Freiwilligen in jedes Regiment gestattete, zu einer maßlosen Werbung von Freiwilligen und schickte die Italiener heim, viele sogar, ehe sie noch gehörig einexerzirt waren. Der Vorrath alter Monturen für die Beurlaubten war unter diesen Umständen

Auch das 8. Bundesarmeecorps ließ mit seiner vollen Ausrüstung lange auf sich warten. Daß die hannoverschen und kurhessischen Truppen nicht gehörig vorbereitet waren, zeigte sich später, da sie bei ihrem Ausmarsch Noth litten. Wenn also unter diesen verschiedenen Heertheilen des Bundes auch mehr Zusammenhang gewesen wäre, als es der Fall war, fehlte es immer noch an gar vielem Nöthigen und Unentbehrlichen für eine Feldarmee. Da sich das nun so verhielt und es die Regierungen so gut wie die Commandirenden wissen konnten, muß es Wunder nehmen, warum man dennoch den Krieg in so großer Uebereilung anfing und in so leidenschaftlicher Weise Volk und Truppen erhitzte.

Man hat zunächst gefragt, warum Benedek, der doch die Verhältnisse kennen mußte, den Oberbefehl nicht lieber abgelehnt habe. Die österreichischen Blätter rühmten wiederholt und ohne Widerspruch, der Kaiser habe ihm unbedingtes Vertrauen geschenkt und unbeschränkte Vollmacht ertheilt, so daß er auch seine Generale ganz nach ihrer Brauchbarkeit habe wählen können. Nun ließ er aber ganze österreichische Armeecorps unter dem Commando von Männern, welche sich in frühern Kriegen schon schlecht bewährt hatten und zu denen weder das Heer, noch das Volk Vertrauen hegte. Zu ihnen gehörte Clam-Gallas, der schon im Kriege von 1859 bei Magenta Fehler gemacht, der Generalquartiermeister Krismanich, noch einige sehr hochgestellte Herren. Da es nun bekannt war, daß Benedek, Sohn eines zum Protestantismus übergegangenen ungarischen Juden, der hohen Aristokratie nicht genehm war, und er doch ganz freie Hand haben sollte, wunderte man sich natürlicherweise, warum doch so viele hohe

---

natürlich bald erschöpft, der Commandant ließ daher neue machen für die Beurlaubten, wie für die Freiwilligen, und die Staatscasse wurde damit belastet." Oesterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen, von einem österreichischen Soldaten S. 24.

und reiche Herrn, ſogar Erzherzöge, die wichtigſten Stellen in der Armee inne hatten. Benedeks Generalſtabschef, Freiherr von Hennickſtein, ſtammte von einem Juden ab, der vor hundert Jahren mit einem Sack auf dem Rücken altes Leder ſammelte, bald aber ein reicher Mann wurde. Sein Enkel, der Generalſtabschef, galt in Wien als ein Mann voller Witz, aber von jener bekannten Art des jüdiſchen Witzes, der alles nur negirt, zerſetzt, wegſpottet, bei gänzlicher Abweſenheit eines ordnenden und ſchaffenden Genies. Von Benedek ſelbſt glaubte man nachher, er ſey vorher zu ſehr überſchätzt worden. Bei ſo großem Mangel an Urtheil und Wechſel der Meinungen in unſerer Zeit war es faſt unvermeidlich, daß Benedek ſpäter wieder zu ſehr unterſchätzt wurde.

Seit dem Tode der großen Feldherrn Radetzki, Windiſchgrätz, Schönhals war die Armee vernachläſſigt, der Willkür und Faulheit ganz unfähiger Menſchen Preis gegeben. Patriotiſche und einſichtsvolle Generale erkannten das Uebel und warnten, machten Vorſchläge, wurden aber nur „abgeſchnauzt.“ *)

---

*) „Was in Preußen eingeführt wurde, galt bei uns als ſchlecht. Keine Zündnadelgewehre! ſchrie man, keine allgemeine Wehrpflicht! Blos weil ſie preußiſch ſind. Woran ſcheiterten die intelligenteren Hierarchen der Militärariſtokratie, die Degenfeld, Frank, Schmerling, Gablenz, Möhring, Beigelsperg, John? An der Abneigung der Grünne und Crenneville gegen alles Preußiſche und am Antagonismus Franz Joſephs gegen den Staat Friedrichs II. Man bequemte ſich lieber, franzöſiſche Inſtitutionen einzubürgern, und zwang gemüthliche ſteiriſche Jäger, die katzenartigen Zuaven im Springen und Schreien nachzuäffen, als daß man bewährte preußiſche Einrichtungen adoptirt hätte. Verfaſſer dieſer Schrift vernahm aus allerſicherſter Quelle, daß im Jahr 1865 dem Kaiſer von einem der tüchtigſten Generale eine Art Memorandum unterbreitet wurde, worin auf gewiſſe Vorzüge und Ueberlegenheiten der preußiſchen Waffen und Einrichtungen aufmerkſam gemacht und die Erfahrungen des gemeinſchaftlichen Feldzugs in Schleswig niedergelegt worden waren. Was war die Folge davon? Keine

Trotzdem herrschte in Wien die größte Zuversicht. Graf Grünne,*) lange Zeit der allmächtige Mentor des jungen zur Regierung ge-

---

Antwort von Seite des Kaisers und ein sehr ungnädiger mündlicher Bescheid des hochfahrenden, bei der Armee wie im Volke tief verhaßten ersten Generaladjutanten, Grafen Crenneville. ‚Der Kaiser, hieß es, wisse schon selbst, was er zu thun habe und es sey in der österreichischen Armee niemals Praxis gewesen, daß ein General Vorschläge unterbreite, ohne hiezu den allerhöchsten Befehl erlangt zu haben.‘ Das war die Stimmung am Hofe zu Wien und so wurden ehrliche, treue Soldaten abgeschnauzt, die es wagten, im Interesse des Kaisers und des Heeres Vorstellungen zu machen.“ Was wollen wir? Armeereorganisation. München 1867. S. 14.

*) Der Kaiser hatte mit seinen Generaladjutanten, die sein ganzes Vertrauen genoßen und in den Armeeangelegenheiten den größten Einfluß übten, kein Glück. Zwar mußte er den Grafen Grünne, den man schon lange als seinen bösen Genius bezeichnet hatte, nach den Niederlagen von 1859 entlassen oder wenigstens in ein minder wichtiges Amt (in den Stall, wie man sagte) verweisen. Aber seinem Nachfolger Grafen Crenneville wurde nichts Besseres nachgerühmt. „Graf Grünne brachte die Brutalität und die tollste Willkürherrschaft in die Armee. Ein Wort von ihm genügte, um den verdienstvollsten Mann zu pensioniren. Das Armee-Obercommando zitterte vor ihm, denn er ging so weit, bereits vom Kaiser signirte Erlasse nach Gutdünken abzuändern. Graf Crenneville war ein seiner würdiger Nachfolger. Dazu General Schlitter, der Verfasser des famosen Organisirungsinstituts. Unter der Aegide solcher Matadore blühte das unerhörteste Protectionswesen und es wurden neue Schöpfungen ausstudirt, um es zu fördern. So schossen die Kriegscommissäre wie Giftpilze hervor, diese Pestbeule der Armee. Desgleichen das Adjutantencorps, dieses Wickelkind des Nepotismus, eine Einrichtung, die der Protectionskriecherei Thüren und Thore öffnete. Wurde das Avancement bis dahin schon mit einer beispiellosen Willkür gehandhabt, so erreichte diese mit der Schöpfung des Schlitterschen Instituts den höchsten Grad, denn nun konnten die hochgeborenen Klienten ohne scheinbare Verletzung der Bundesgesetze stets avanciren vom Adjutantencorps in die Truppe und von dieser wieder zurück, bis sie eines schönen Tages Obersten waren. Der Protectionsschwindel

kommenen Kaisers, sagte noch im Juni: „Diese Preußen werden wir mit nassen Fetzen fortjagen.“ In einer Proklamation Benedeks hieß es: „Wir stehen einer Streitmacht gegenüber, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist, Linie und Landwehr. Erstere bilden lauter junge Leute, die weder an Strapazen, noch Entbehrungen gewöhnt, niemals eine bedeutende Campagne mitgemacht haben. Letztere besteht aus jetzt unzuverlässigen, mißvergnügten Elementen, die lieber die eigene mißliebige Regierung stürzen, als gegen uns kämpfen möchten. Der Feind hat in Folge langer Friedensjahre auch nicht einen einzigen General, der Gelegenheit gehabt hätte, sich auf dem Schlachtfeld heranzubilden. Veteranen vom Mincio und von Palestro, ich denke, ihr werdet unter euern alten bewährten Führern es euch zur besondern Ehre anrechnen, einem solchen Gegner auch nicht den leisesten Vortheil zu gestatten. — Der Feind prahlt seit langer Zeit mit seinem schnelleren Kleingewehrfeuer, aber Leute, ich denke, das soll ihm wenig Nutzen bringen. Wir werden ihm wahrscheinlich dazu keine Zeit lassen, sondern ungesäumt ihm mit Bajonet und Kolben auf den Leib gehen. Sobald mit Gottes Hülfe der Gegner geschlagen und zum Rückzug gezwungen seyn wird, werden wir ihn auf dem Fuße verfolgen und ihr werdet in Feindesland euch ausrasten und diejenigen Erholungen im reichlichsten Maaß in Anspruch nehmen, die sich eine siegreiche heldenmüthige Armee mit vollstem Rechte verdient haben wird.“ Die Wiener Presse sprach von den preußischen Truppen nur wie von „Schneidergesellen,“ wetteiferte, die verächtlichsten Vorstellungen von ihnen zu erwecken, und empfahl im Voraus den Croaten, wenn sie nach Berlin kommen würden, dort gründlich zu plündern, ja die ganze Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Die Wiener Judenpresse war

---

wurde von einigen Regimentsinhabern zum Handel mit Offiziersstellen ausgenutzt.“ Der Zerfall Oesterreichs von einem deutschen Oesterreicher. Leipzig 1867. S. 18.

von jeher die ſchlechteſte in Europa, diesmal übertraf ſie ſich ſelbſt in Ehrloſigkeit und Gemeinheit.

Wir glauben den Schilderungen der preußiſchen Armee, wie ſie damals aus öſterreichiſcher Feder floſſen, einen Artikel der Times entgegenhalten zu dürfen: „Für Engländer, welche lange gewohnt waren, die preußiſche Armee als eine Schaar eilig ausgehobener und ungeübter Mannſchaften beſchreiben zu hören, konnte nichts auffallender ſeyn als das Aeußere dieſer Truppen. Außer den ſchönen und kräftigen Leuten in der Linie, welche in den vorderſten Reihen dieſes Feldzugs fochten, hatte Preußen hinter dieſen noch Landwehrregimenter, die aus eben ſo großen, eben ſo kräftigen, aber älteren Soldaten beſtehen. Davon ſind die meiſten Gemeinen Männer in guter Lebenslage, denn nachdem ſie ihre Dienſtzeit in der Linie beendeten, haben ſie größtentheils ſelbſtändige Geſchäfte etablirt, oder einen Beruf gewählt, der ihnen ein gutes Einkommen ſichert; doch haben ſie beim Ruf des Vaterlandes alles im Stich gelaſſen und ſind wieder in die Armee eingetreten, zu der ſie eine Intelligenz mitbringen, wie ſie in den Armeen keines anderen Landes in Europa gefunden wird. Auch haben ſie im Privatleben nichts von ihrer früheren militäriſchen Uebung und Haltung verloren; es ſind wahrhaft herrliche Truppen, das Ideal eines Heeres. Auch werden ſie vortrefflich geführt, denn ihre Offiziere, faſt alle von adeliger Abſtammung, ſind Männer, die früher ebenfalls in der Armee gedient haben und in Friedenszeiten auf ihren Gütern meiſt in denſelben Diſtricten leben, aus welchen die Soldaten, die ſie jetzt befehligen, gezogen ſind, ſo daß dieſe Landwehrtruppen mit ihrer höheren Bildung und Intelligenz eine ritterliche Zuneigung für ihre Vorgeſetzten verbinden, wie ſie die Gemeinen der Heereshaufen charakteriſirte, die einſt für das Haus Stuart kämpften.“

In Preußen vertraute man zwar auf die alte Tapferkeit und neue vortreffliche Organiſation des Heeres, ließ aber nirgends eine Luſt zum Kriege blicken. Der König ſelbſt hatte ſchlafloſe Nächte, ſo

ſehr beunruhigte ihn die Lage der Dinge. Er bot bis zur letzten Stunde allen ſeinen Gegnern die Hand, ſchrieb eigenhändige dringende, ſogar bittende Briefe an die Monarchen von Oeſterreich und Bayern, worin er ſie vom Bürgerkrieg abmahnte, und bot auch dem König von Hannover und allen deutſchen Fürſten, die ſich gegen ihn erklärt hatten, wiederholt die Freundeshand und die Garantie ihres Beſitzſtandes an, wenn ſie ſeinem Bundesreformplan zuſtimmen würden. Im preußiſchen Kriegsminiſterium und in der Armee herrſchte dieſelbe Friedensliebe. Ich hörte in Berlin ſelbſt aus dem Munde höherer und niederer Offiziere einſtimmig beklagen, daß ſie gegen die Oeſterreicher fechten ſollten, die ſie als tapfere Waffenbrüder ehrten und als liebenswürdige Kameraden gern an ihrer Seite ſähen.

Die Volksſtimmung in Preußen vor dem Kriege war eine ſo merkwürdige, wie ſie kaum je in der Geſchichte der Kriege vorgekommen iſt. Die Regierung hatte ſich einen Schatz geſammelt, von dem ſie die Rüſtungskoſten beſtreiten konnte, die ihr das Abgeordnetenhaus nicht bewilligte. Sie hatte das Heerweſen auf eine bewundernswürdige Weiſe organiſirt, aber ſie wurde nicht darum bewundert, ſondern geſchmäht, weil ſie es gegen den Willen des Abgeordnetenhauſes gethan hatte. Um das *wie* bekümmerte man ſich auch gar nicht, man wüthete nur dagegen, *daß* ſie es gethan habe. Die Schreier ahnten gar nicht, welche außerordentliche Leiſtung, welches Wunder die Regierung ganz im Stillen und ohne Prahlerei in der Reorganiſation des Heeres vollbracht hatte. Wenn ihr Geſchrei mehr als leerer Wind geweſen wäre, würden ſie der Regierung ſchweren Schaden zugefügt, ihr in der Kriegführung große Hinderniſſe in den Weg gelegt haben. Es war aber göttliche Fügung, daß ihr Geſchrei der Regierung nützte. Denn während die Regierung kalt und ruhig dabei blieb, ließen ſich durch den ewigen Lärm der preußiſchen Oppoſition Oeſterreich und die Mittelſtaaten, ja ſelbſt Frankreich bethören, zu glauben, der König von Preußen habe nicht freie Hand

genug, ſey durch die Volksvertretung gelähmt, erliege unter der Laſt des Mißtrauens und werde bald gezwungen ſeyn, Bismarck zu entlaſſen. Durch dieſe falſche Vorausſetzung wurden aber nur die Feinde Preußens gelähmt, indem ſie weniger große Rüſtungen zum Kriege machten, weil ſie dieſelben nicht für nöthig hielten und auf die innere Schwächung Preußens rechneten. Das preußiſche Volk in Maſſe war wohl beunruhigt und beſonders in den Städten mannigfach verführt durch die wilden Reden im Abgeordnetenhauſe, durch die Agitationen der Schreier bei den Wahlen und durch die Preſſe, blieb aber im Ganzen in einer feſten Haltung und dem König treu, zahlte die Steuern und ſchaarte ſich zahlreich unter die Fahnen. Von einer Kriegsluſt war im ganzen Volke nicht die Rede, von einer Gereiztheit gegen Oeſterreich oder die Mittelſtaaten nicht die Spur. Von Oſtpreußen, vom Rhein, von Weſtfalen her meldeten die preußenfeindlichen Blätter, viele verheirathete Landwehrmänner hätten ſich ungern zum Kriegsdienſt geſtellt, weil ſie ihren Familien und ihrem Geſchäft entriſſen wurden und nicht gern als Deutſche gegen Deutſche fechten würden. Aber ſie ſtellten ſich alle und bewieſen eine Tapferkeit und Ausdauer im Kriege, die ihnen um ſo mehr Ehre macht, je mehr nicht Liebhaberei, ſondern Pflicht und Mannesehre ſie anſpornten.

Dieſer Stimmung entſprach die Andacht des Volkes an dem Buß- und Bettage, den der König am 18. Juni angeordnet hatte. Der frivole Spott aber, den die Gegner über dieſes Beten ausgoßen, erfuhr mit Recht eine tiefe Beſchämung.

Die preußiſche Armee, die gegen Oeſterreich geführt wurde, zählte 280,000 Mann, darunter 228,000 M. Fußvolk, 29,000 M. Reiterei und 23,000 M. Artillerie mit 900 Geſchützen, war alſo der öſterreichiſchen Nordarmee überlegen. Zudem beſaß die preußiſche Infanterie in ihren Zündnadelgewehren, welche von hinten geladen wurden, eine überlegene Waffe, womit ſie in derſelben Zeit viel öfter ſchießen konnte, als der Feind es mit ſeinen Schießgewehren

nach früherer Construction vermochte. Die Zündnadelgewehre wurden von einem gewissen Dreyse erfunden. Derselbe hatte im Jahr 1821 ein Eisenwaarengeschäft in Sömmerda gegründet. „Damals machte man schon Versuche, die Steinschloßjagdgewehre zur Percussionszündung umzuarbeiten. Dies auffassend, beschäftigte sich Dreyse — unter Beihülfe des Büchsenmachers Burckhard in Weimar und der Apotheker Baudius und Kahleys zu Sömmerda — mit zum Theil lebensgefährlichen Versuchen zur Herstellung von Zündapparaten für Percussionszündhütchen, und im Jahr 1824 wurde der Firma Dreyse und Collenbusch von der preußischen Regierung ein Patent für Zündhütchen ertheilt. Die folgenden Jahre benützte Dreyse vorzugsweise zur Ausführung der ihn längst beschäftigenden Idee der Verlegung des Zündungsprocesses bei den Gewehren von außen nach innen, und zu der Construction einer die gesammten zum Schuß erforderlichen Theile in sich enthaltenden Patrone. Für die Zündung der Patrone erschien ihm die Nadel das geeignetste Mittel und im Jahr 1829 war es ihm bereits gelungen, das erste noch von vorn zu ladende Zündnadelgewehr herzustellen, für dessen eigenthümliche Construction ihm für seine Person ein Patent auf acht Jahre für den Umfang des preußischen Staates verliehen wurde. In demselben Jahre wurde das königlich preußische Kriegsministerium auf die Vortheile dieses Gewehrs für Militärzwecke aufmerksam gemacht. Durch fortdauernde opfervolle Versuche verbesserte Dreyse sein noch vorn zu ladendes Gewehr, aber bei den praktischen Prüfungen stellten sich noch mancherlei Uebelstände heraus und erst im Jahr 1836 gelang es ihm, den bisher unvermeidlichen Ladestock zu beseitigen und dem Kriegsministerium in Berlin das erste von hinten zu ladende Zündnadelinfanteriegewehr vorzulegen. Nach noch mehrfachen Veränderungen und Verbesserungen ließ König Friedrich Wilhelm IV. im Herbst 1840 das nunmehr allen Forderungen entsprechende Gewehr als Militärwaffe zunächst für die Füsilierbataillone einführen und gewährte dem Erfinder die

Mittel zur Anlage seiner großartigen Gewehrfabrik, welche noch blüht. Auch der Erfinder lebt noch hoch bejahrt und wurde vom König in den Adelstand erhoben." *)

Die preußische Offensivarmee wurde in eine größere und kleinere Hälfte getheilt. Die s. g. erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, Sohn des Prinzen Karl, zählte drei preußische Armeecorps und von ihr schied sich wieder ein kleinerer Theil als die s. g. Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld. Die s. g. zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm umfaßte vier Armeecorps.

Als Chef des preußischen Generalstabs trat General von Moltke in diesem Kriege plötzlich mit einem Glanz in die Weltgeschichte ein, der keine bessere Folie finden konnte, als jene dunklen Schatten, die bisher wetteifernd von den äußern und innern Feinden Preußens auf dessen Armeeorganisationen geworfen worden waren. Unter dem Kriegsminister General von Roon war die vom König selbst entworfene Reorganisation des Heeres in der musterhaftesten Weise durchgeführt worden. Die Eintheilung, die Bewaffnung, Uebung und Disciplin des Heeres, wie auch seine Verproviantirung und seine Ausstattung mit allem Kriegsgeräth, wie es die neue Zeit erfordert, ließ nichts zu wünschen übrig. Es war gesorgt für Feldtelegraphen und jeden Heertheil begleiteten Wagen mit den nöthigen Eisenschienen und Werkzeugen, um zerstörte Eisenbahnen schnell wieder herzustellen. Dieses treffliche Material aber mit überlegenem Geiste zu beherrschen und nach einem genialen Plane in Bewegung zu setzen, war vorzugsweise die Aufgabe des Generalstabs, und wie sie gelöst wurde, davon zeugen jetzt die unvergänglichen Blätter der Geschichte.

Nie contrastirte eine große und gute Leistung mit einer kleinen und schlechten Voraussetzung stärker als hier. Die Armeeorgani-

*) Nach Winterfelds Geschichte des Kriegs S. 90.

ſation, die man verdammt, das Offizierscorps, deſſen Ehre zu beflecken die Preſſe gewetteifert hatte, bewährten ſich aufs glänzendſte und eine ſtrahlende Sonne ſtieg aus dem Sumpfe der Verleumdungen empor. Der preußiſche Generalſtab war von Gneiſenaus und Grolmans Zeiten her immer ausgezeichnet geblieben, und hier war für die Macht und das Gedeihen Preußens im Stillen unendlich mehr geſchehen, als im Lärm der Preſſe und des Abgeordnetenhauſes. Ein umſichtiges Auge hatte hier gewacht und Saaten der Zukunft waren hier geſäet worden, von denen die politiſchen Schwätzer und Schreier nichts ahnten.*)

Das preußiſche Kriegsmanifeſt vom 18. Juni beſchuldigte Oeſterreich, Preußen zum Krieg gezwungen zu haben. „Oeſterreich will nicht vergeſſen, daß ſeine Fürſten einſt Deutſchland beherrſchten, will im jüngern Preußen keinen natürlichen Bundesgenoſſen, ſondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen, meint es, iſt in allen Beſtrebungen zu bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Oeſterreich ſchadet. Alte, unſelige Eiferſucht iſt in hellen Flammen

*) Wie umſichtig der preußiſche Generalſtab verfuhr, erhellt aus folgender Anekdote, die im Sommer durch die Zeitungen lief. Vor einigen Jahren reisten einige Photographen in den kleinen Städten Böhmens herum und portraitirten die Leute um einen billigen Preis, nahmen aber auch die ſchönen Gegenden auf, um hübſche Landſchaftsbilder mit nach Hauſe zu bringen. Im Juli 1866 erkannte ein Kleinſtädter in Böhmen in dem bei ihm einquartierten Oberſten vom preußiſchen Generalſtab einen jener Photographen wieder und frug ihn erſtaunt: Wie ſind Sie denn auf einmal Oberſt geworden? Jener antwortete: Fragen Sie mich lieber, wie ich Photograph geworden bin? Die vermeintlichen Photographen hatten in Böhmen das Terrain aufgenommen. — Dieſer Fall ſteht durchaus nicht vereinzelt. Vor mehreren Jahren waren preußiſche Offiziere in Civilkleidern damit beſchäftigt, das Terrain des Schwarzwaldes aufzunehmen, und im preußiſchen Generalſtab erſtreckt ſich die genaue Terrainkunde auf alle Nachbarländer.

wieder aufgelodert. Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben und deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens! Bis zum letzten Augenblick habe ich die Wege gütlicher Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich wollte nicht."

Zwei Tage später, am 20. Juni, erließ der Kronprinz Friedrich Wilhelm aus seinem Hauptquartier Neisse in Schlesien einen kurzen und einfachen, bescheidenen und doch muthigen Armeebefehl, worin es hieß: „Mit schwerem Herzen, aber stark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit seiner Armee, ist der König entschlossen, zu kämpfen für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens, wie für die machtvolle Neugestaltung Deutschlands. Zum erstenmal seit über fünfzig Jahren steht unserm Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber, vertraut auf eure Kraft, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, daß es gilt, denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug."

Etwas trotziger klang die Proclamation, welche Prinz Friedrich Karl am 22. Juni von Görlitz aus erließ: „Soldaten! Das treulose und bundesbrüchige Oesterreich hat ohne Kriegserklärung schon seit einiger Zeit die preußischen Grenzen in Oberschlesien nicht respectirt. Ich hätte also ebenfalls ohne Kriegserklärung die böhmische Grenze überschreiten dürfen. Ich habe es nicht gethan. Heute habe ich eine betreffende Kundgebung übergeben lassen, und heute betreten wir das feindliche Gebiet, um unser eignes Land zu schonen. Unser Anfang sey mit Gott! Auf ihn laßt uns unsere Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: laßt eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind! In diesem Krieg handelt es sich — ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unseres theuern

Preußens. Der Feind will es ausgesprochenermaßen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme von Blut, welche eure und meine Väter unter Friedrich dem Großen und in den Befreiungskriegen, und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen dahingegeben haben, sollen sie umsonst vergossen seyn? Nimmermehr! Wir wollen Preußen erhalten wie es ist, und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unserer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unserer Väter, der in uns mächtig seyn und Preußens Waffe segnen wolle. Und nun vorwärts mit unserm alten Schlachtruf: Mit Gott für König und Vaterland! Es lebe der König!"

Schon am 16. Juni hatte sich Oesterreich bereit erklärt, Sachsen, Hannover und Kurhessen zu unterstützen, nachdem es am 14. ein enges Schutz- und Trutzbündniß mit Bayern geschlossen hatte. Der letzte zum Frieden mahnende Brief des Königs von Preußen an den Kaiser blieb fruchtlos und so mußte denn der Krieg seinen Anfang nehmen. Wer anders hätte ihn anfangen sollen, als Oesterreich? Aber die österreichische Nordarmee blieb wie gebannt in Böhmen stehen, anstatt rasch in Schlesien einzubrechen oder wenigstens Sachsen zu schützen und so schnell als möglich ihre Vereinigung mit den süd- und norddeutschen Bundesgenossen zu suchen. Man entschuldigte das Zaudern Benedeks mit der Weigerung Bayerns, ein Hülfscorps nach Böhmen zu schicken, ja sogar damit, daß man erst abwarten müsse, bis das achte Bundesarmeecorps seine Streitkräfte vollkommen ausgerüstet und zusammengezogen haben würde. Der Hauptgrund war wohl, er wußte sich zum Angriff nicht stark genug und hielt es für räthlicher, nach dem Beispiel des Fabius Cunctator und nach dem des Feldmarschall Daun im siebenjährigen Kriege, den überlegenen Feind in einer concentrirten und festen Stellung zu erwarten.

Die Preußen gingen dagegen aufs rascheste vor und zwar nicht blos mit ihrer Hauptmacht gegen Oesterreich, sondern auch mit einem kleinen Truppenrest gegen Hannover und Kurhessen. Wir verfolgen

hier zunächst nur den Zug der Hauptarmee nach Böhmen. Sie war, wie oben schon gesagt ist, in eine erste und zweite Armee getheilt. Die erstere ging nach Sachsen, die andere nach Schlesien.

In Sachsen hatte Herr v. Beust am eifrigsten den Krieg angeschürt und obgleich das so nahe bedrohte Volk gerne die Erhaltung des Friedens oder wenigstens eine Neutralitätserklärung Sachsens gewünscht hätte, traten die Landstände dem Minister doch nicht energisch entgegen. Das Geld zur Mobilmachung wurde am 5. Juni von ihnen bewilligt und da die sächsische Stimme am Bundestag den Krieg gegen Preußen mitbeschloß, so mußte Sachsen auch auf den Krieg gefaßt seyn. Man hatte mit der Mobilisirung geeilt und 25000 Sachsen standen schlagfertig da. Der kriegerische Eifer eines so kleinen Landes gegenüber einem so großen Militärstaat wie Preußen war nur gerechtfertigt, wenn ihn der mächtige Bundesgenosse Oesterreich schützte und zwar durch ein rasches Vorrücken des kaiserlichen Hauptheeres. Welch seltsame Allianz war es dagegen, wenn Sachsen von vorn herein dem Feinde preisgegeben und nur das sächsische Heer mit dem rückwärtsstehenden österreichischen Heere vereinigt wurde! Die Preußen selber waren erstaunt, als sie am 16. unter General Herwarth v. Bittenfeld, der die s. g. Elbarmee oder zweite Abtheilung der ersten preußischen Armee commandirte, zuerst die sächsische Grenze überschritten und keinen Feind fanden. Die ganze sächsische Armee war bereits nach Böhmen entwichen. Auch die königliche Familie und Herr von Beust hatten sich geflüchtet. Schon längst befanden sich die königlichen Schätze auf der Feste Königstein, zuletzt wurden auch noch die kostbarsten Bilder der Dresdener Galerie entfernt und nach München gebracht. Kurz, die Preußen fanden nirgends einen Widerstand und das ganze Land lag ihnen offen. Nur die Elbbrücken bei Riesa und Meißen waren unnöthiger Weise abgebrochen und wurden sogleich durch die Preußen wiederhergestellt. Herwarth mit der Elbarmee hielt schon am 18. Juni in Dresden mit 75000 Mann seinen Ein-

und durften immerhin noch eines Angriffs auf Schlesien gewärtig seyn. Als sie aber inne wurden, wie wenig Benedek sich übereile, versäumten sie keine Zeit mehr, um selber zum Angriff überzugehen. Doch thaten sie es vorsichtig. Der Kronprinz dehnte seine Linie weit nach Oberschlesien aus, um Benedek auf dieser Seite festzuhalten, während die Elbarmee in Sachsen seine Aufmerksamkeit nach dem Westen hinlenkte. Benedek wurde in Ungewißheit gelassen, von welcher Seite her der Hauptstoß der Preußen kommen würde. Doch hatte er immer noch den Vortheil der innern Linie. Die preußischen Armeen standen auf der äußern Linie viel weiter auseinander, als die nach Osten und Westen vertheilten Hälften der österreichischen Armee, die sich nach Umständen immer schnell wieder zusammenziehen konnten, wenn ihnen der Feind Zeit dazu ließ.

Im preußischen Hauptquartier wurde beschlossen, Prinz Friedrich Karl und die Elbarmee sollten von Westen her drei Tage früher in Böhmen eindringen, als der Kronprinz von Osten her, theils um dem letzteren Zeit zu lassen, sich aus den langen Thälern des Gebirges herauszuwinden, theils um Benedeks Aufmerksamkeit nach dem Westen hin zu lenken und dadurch dem Kronprinzen sein schwieriges Vordringen zu erleichtern. Der Plan gelang vortrefflich. Wenn Benedek auch dem Prinzen Friedrich Karl zu wenig Streitkräfte entgegenwarf, so stellte er doch auch dem Kronprinzen zu wenig entgegen, weil er immer noch besorgte, noch weiter östlich angegriffen zu werden.

Schon aus dem Umstande, daß Benedek, obgleich Oesterreich zuerst gerüstet hatte, Sachsen nicht deckte und Schlesien nicht frischweg angriff, glaubten Sachverständige schließen zu dürfen, es fehle etwas an seinem Kriegsplan und derselbe verheiße Oesterreich kein Glück. Einen noch ungleich größeren Fehler aber beging er, indem er den Vortheil der inneren Linie nicht benutzte, als die Preußen an verschiedenen Orten und in drei weit von einander getrennten Colonnen vom Gebirge her in Böhmen eindrangen. Es hätte ihm wohl ge-

lingen können, mit seiner ganzen überlegenen Macht das Heer des Prinzen Friedrich Karl einzeln zu schlagen, bevor demselben das Heer des Kronprinzen hätte zu Hülfe kommen können. Dann würde auch der letztere, wenn sich Benedek mit seiner siegreichen Armee plötzlich auf ihn geworfen hätte, den Stoß kaum haben aushalten können. Man wird bei dem Einmarsch der Preußen in Böhmen unwillkürlich an den verhängnißvollen Feldzug vom Jahr 1796 in Italien erinnert. Damals theilte Wurmser, indem er aus dem Alpengebirge in Italien einfiel, sein Heer. Mit dem größeren Theile ging er selbst voran, die kleinere Hälfte unter Quasdanowich schlug einen andern Weg ein. Bonaparte aber, der vor Mantua stand, fiel blitzschnell mit seiner ganzen Macht erst über den einen, dann über den andern her und schlug beide. Da Benedek im Jahr 1866 mit seiner concentrirten Nordarmee jeder der beiden getrennten preußischen Armeen beinahe doppelt überlegen war, hätte ihm ein ähnlicher Sieg, wie ihn siebenzig Jahre früher Bonaparte erfocht, vielleicht gelingen können. Aber er zaselte seine Armeecorps auseinander und hatte, wo auch die Preußen erschienen, nicht genug Streitkräfte beisammen, völlig der goldnen Regel entgegen, derzufolge es im Kriege nicht sowohl auf die Truppenzahl, die man überhaupt aufbieten kann, ankommt, als darauf, daß man nur am entscheidenden Punkte der Stärkere ist.

Benedek verlegte sein Hauptquartier nach Josephstadt an der obern Elbe zwischen der Grafschaft Glatz und dem Riesengebirge, schickte aber 60,000 Mann unter dem Grafen Clam-Gallas in westlicher Richtung vor, um einen Angriff von dort her in guten Stellungen an dem Flusse Iser aufzuhalten, der sich zwischen Prag und Collin in die Elbe ergießt. Es fiel allgemein auf, daß er die Gebirgspässe nicht vertheidigen ließ. Die Preußen kamen durch enge, leicht zu vertheidigende Felsen- und Waldthäler, ohne einem Feinde zu begegnen. Der Krieg wurde am 23. Juni durch den Prinzen Friedrich Karl und den General Herwarth eröffnet, indem

beide die böhmische Grenze überschritten. Der erstere über Zittau in der Richtung gegen Reichenberg, der andere auf dem äußersten rechten Flügel über Schluckenau und Rumburg. Schon am folgenden Tage war Reichenberg, eine bedeutende Fabrikstadt, von Friedrich Karl besetzt und wurde die zerstört gefundene Eisenbahn schnell wieder hergestellt. Am 25. stieß die Avantgarde Friedrich Karls, die Division Horn, zwischen Reichenau und Turnau bei Liebenau zuerst auf den Feind und zwar auf die Avantgarde des Grafen Clam-Gallas, die Brigade Poschacher, die man wegen ihrer tapfern Vertheidigung des Königsberges in Schleswig (1864) die „eiserne Brigade" nannte. Nach einem fünfstündigen Geschützfeuer hieben die preußischen Dragoner in das österreichische Fußvolk ein und die eiserne Brigade zog sich nach Podol zurück. Horn ging am folgenden Tage bis zur Iser vor, besetzte die Stadt Turnau und griff noch in der Nacht auf den 27. das auf der Nordseite der Iser gelegene, von der eisernen Brigade verbarrikadirte Dorf Podol an. Ein preußisches Bataillon drang ein. Die Oesterreicher suchten es wieder hinauszuwerfen, aber vergebens. Der Mond schien hell, mitten in der Nacht wurde stundenlang fortgekämpft, bis die dem ersten zu Hülfe eilenden preußischen Bataillone die eiserne Brigade mit einem solchen Kugelregen überschütteten, daß sie davon floh, ohne auch nur die Iserbrücke zu zerstören, und 500 Gefangene zurück ließ.

Die preußische Elbarmee fand die Päße des Lausitzer Gebirges ganz frei und stieß erst nach einem langen Marsche durch das nordwestliche Böhmen am 27. Juni bei Hühnerwasser auf ein paar österreichische Husarenregimenter, welche Clam-Gallas ausgeschickt hatte, um zu recognosciren. Sie wurden zurückgeworfen.

Nunmehr vereinigte sich die Elbarmee mit der des Prinzen Friedrich Karl und beide drängten gegen Münchengrätz vor, welches Clam-Gallas besetzt hatte, am 28. Juni. Die preußische Division Horn, der die von Franseckỳ folgte, ging nordöstlich von Münchengrätz

über die Iſer und ſtieß bei großer Hitze des Tages auf 21 öſterreichiſche Bataillone, die mit zahlreicher Artillerie auf dem iſolirten Berge Muskey aufs vortheilhafteſte aufgeſtellt, die rechte Flanke des Grafen Clam-Gallas deckten. Bei Brzezina entbrannte ein furchtbarer Kampf, aber nach einer ungeheuern Anſtrengung gelang es den beiden preußiſchen Diviſionen, den Berg zu erſtürmen, wozu weſentlich eine kühne Umgehung des Feindes beitrug, welche Oberſt von Zychlinski mit zwei Bataillonen durch enge Felſenſchluchten ausführte. Während dies im Rücken von Münchengrätz geſchah, brach die preußiſche Diviſion Münſter gegen dieſe Stadt auf, griff ſie von vorn an und ſchlug, da die Iſerbrücke zerſtört war, hier eine Pontonbrücke hinüber. Auf dem andern Ufer ſtanden die Sachſen und ſuchten es durch heftiges Feuern zu verhindern. Als nun auch ſüdweſtlich noch weitere preußiſche Truppenkörper über die Iſer ſetzten und Clam-Gallas jetzt ſeine linke Flanke bedroht ſah, wie die rechte, zog er ſich mit einem Verluſt von 500 Todten und Verwundeten und dreimal ſo viel Gefangenen zurück, und überließ Münchengrätz und die ganze Iſerlinie den Preußen.

Die Preußen machten hier verhältnißmäßig viele Gefangene, beſonders Italiener, die keine Luſt zum Kampf hatten. Der Timescorreſpondent erzählt, ihrer 25 hätten ſich einem einzelnen preußiſchen Lieutenant ergeben, und fährt fort: „Die Gefangenen berichten, daß ſie ſeit zwei Tagen nichts zu eſſen hatten, und bitten flehentlich um einen Biſſen Brod. Das öſterreichiſche Commiſſariat ſcheint noch eben ſo demoraliſirt zu ſeyn, wie es im italieniſchen Feldzuge war. Auch die öſterreichiſchen Lazaretheinrichtungen haben viele Mängel. Beim Einmarſche der Preußen wurden hier (in Münchengrätz) 26 Verwundete gefunden, die mit Blut bedeckt, vernachläßigt und unverbunden in einer Hütte auf dem Fußboden lagen, und nach ihrer Ausſage ſeit 48 Stunden keine Nahrung erhalten hatten. Kein Arzt war bei ihnen zurückgeblieben, noch war ihre Lage dem preußiſchen Com-

im Manövriren, im Umgehen der Flanken, im Erstürmen der Höhen ꝛc., verblüfft und wie betäubt wurden.

Clam-Gallas*) zog sich südöstlich nach Miletin und Horzitz zurück und war nicht mehr im Stande, die Vereinigung der ihm gegenübergestandenen Armee des Prinzen Friedrich Karl mit der des Kronprinzen von Preußen zu verhindern. Er hätte diese Aufgabe nur zu lösen vermocht, wenn er über doppelt so viel Streitkräfte zu befehlen gehabt hätte, als ihm übergeben waren, oder wenn ihm von Bayern aus Hülfe gekommen wäre.

Wir gehen nun zur Armee des Kronprinzen von Preußen über, die in ihrem östlichen Vorrücken nicht weniger rasche und glänzende Siege erfocht, wie die Armee des Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee im Westen. Doch standen ihr größere Streitkräfte

---

Kugel der Oesterreicher. Es streift einen Knochen, ohne ihn zu zerschmettern. In einigen Gefechten hatten die Oesterreicher nur einen Todten auf sechs Verwundete." Gleichwohl waren es der Verwundeten sehr viele und sie wurden wenigstens für die nächste Zeit außer Gefecht gesetzt, wenn auch bei Leben erhalten.

*) Dem Nürnberger Correspondenten wurde aus Prag vom 6. Juli geschrieben: „Täglich treffen versprengte Soldaten ein, deren Erzählungen haarsträubend sind und, wenn auch nur zur Hälfte wahr, die Wuth der Soldaten über ihre Führer sehr wohl erklären. Clam-Gallas mußte besonders in den Gefechten bei Gitschin ganz unsinnige Dispositionen getroffen haben. Daß seine Soldaten seit drei Tagen nichts gegessen hatten, habe ich schon erwähnt; neu ist, daß die meisten ohne Patronen zur Schlachtbank geführt wurden und ohne weiteres Commando, als das: hier oder dort zu bleiben, ausharren mußten, bis der Feind ganze Reihen in aller Ruhe niedergeschossen hatte. Das Regiment Khevenhüller wurde in einen Sumpf dirigirt, in welchem es bis auf Wenige wehr- und hülflos niedergeschossen wurde. Das achtzehnte Jägerbataillon schoß mehrere Stunden lang auf das Regiment König von Preußen, bis es bei Tagesanbruch den Irrthum gewahr wurde. Ein Theil des Regiments Gyulai gerieth in einen Teich ꝛc."

der Oesterreicher gegenüber, als sie Clam-Gallas den Armeen im Westen entgegengeführt hatte.

Indem der Kronprinz nach Böhmen abzog, hinterließ er in Oberschlesien nur zwei kleine Corps von wenigen Bataillonen, das eine unter General von Knobelsdorf bei Ratibor, das andere unter General Graf Stolberg bei Nikolai. Sie reichten hin, um einen etwaigen Einbruch der Oesterreicher von Galizien her zu hemmen. Man hatte früher glauben gemacht, die Oesterreicher stünden in großer Zahl in Galizien und würden von dort aus den Hauptangriff Benedeks auf Schlesien unterstützen. Es befanden sich indeß in Galizien nur wenige Truppen zum Schutze Krakaus. Um jedoch jede Art von Zuzug aus Galizien nach Böhmen zu erschweren, griff Stolberg Oswiecizin an, durch welches die Eisenbahn führt. Sein Angriff war durch einen Schneider aus Nikolai den Oesterreichern verrathen worden, die nun, in den Bahngebäuden versteckt, ein mörderisches Feuer auf die Preußen richteten, am 27. Juni. Gleichwohl wurden sie bald hinaus geworfen und die Eisenbahn zerstört, die Verbindung zwischen Galizien und der österreichischen Hauptarmee dadurch unterbrochen.

Um Benedek zu täuschen und glauben zu machen, er werde ihn weiter östlich angreifen, schickte der Kronprinz am 22. Juni zwei Divisionen von Neisse aus in der Richtung gegen Olmütz hinter der Grafschaft Glatz in das österreichische Schlesien hinein über Friedberg, Freiwalde und Zuckmantel, und ließ ausſprengen, sie seyen nur die Vorhut der großen schlesischen Armee. Obgleich das Land sehr gebirgig ist, fanden sie doch den Weg nicht versperrt und stießen erst südlich der Berge auf österreichische Husaren, mit denen sie kleine Gefechte hatten. Der Zweck des Kronprinzen wurde aber vollständig erreicht, denn Benedek glaubte wirklich, der preußische Hauptangriff könne von dieser Seite kommen, ließ hier einen zu großen Theil seiner Truppen stehen und hatte nur vier Armeecorps bereit, um dem Kron-

prinzen entgegen zu treten, als dieser viel weiter westlich, nämlich auf der andern Seite der Grafschaft Glatz mit seiner Hauptmacht in Böhmen einfiel. Dies geschah in drei Colonnen am 27. Juni und zwar in der Richtung von Lewin nach Nachod, von Wünschelburg nach Trutschen (hier im Centrum marschirte die Garde) und von Liebau nach Trautenau.

Die erste Colonne führte der siebenzigjährige General von Steinmetz an der Spitze des 5. Armeecorps. Er hatte die schwierigste Aufgabe, indem er erstens lange und enge Gebirgsthäler durchziehen mußte, die der Feind sehr wirksam hätte vertheidigen können. Gelang es ihm, dieselben offen zu finden, so konnte er doch beim Austritt aus dem Gebirge nur einen Truppentheil nach dem andern hinausschieben, die der Feind mit weit überlegenen Streitkräften einzeln zu überwältigen vermochte. Indeß kam es ihm zu statten, daß der Feind erstens die Defiléen wirklich offen ließ und ihm auch beim Austritt aus dem Gebirge keine Uebermacht entgegen warf.

Steinmetz schickte seine Vorhut unter dem General-Major von Löwenfeldt in das Defilé von Nachod, aus dem am 26. Juni Abends die wenigen hier stehenden Oesterreicher vertrieben wurden. Am folgenden Tage jedoch, als die Vorhut weiter gegen Skalitz vorging, stieß sie auf große Massen der Oesterreicher, die Vorhut des Armeecorps des Feldmarschall-Lieutenant von Ramming, und mußte zurückweichen. Bald aber erhielt sie Unterstützung durch preußische Reiter unter General v. Wunck, der die österreichische Reiterei siegreich zurückschlug und dabei verwundet wurde, und durch Artillerie. Von beiden Seiten rückten Truppen nach, bis jeder Theil etwa zwanzig Bataillone stark war, und nun entbrannte die Schlacht, welche mit dem Rückzug der Oesterreicher endete. Hier bewährte sich die Wirksamkeit der preußischen Zündnadelgewehre und Gußstahlkanonen auf eine für die Gegner schreckliche Weise. Auch preußische Uhlanen und Dragoner siegten über österreichische Kürassiere, so daß sich die Preußen

in allen Waffengattungen überlegen zeigten. Der preußische Verlust betrug nur 600 Mann. Die Oesterreicher verloren 4000 Mann, darunter 2000 Gefangene. Man bemerkte, die letzteren seyen lustig und fidel gewesen und hätten große Freude darüber geäußert, daß sie endlich im preußischen Lager wieder warme Kost bekamen, welche sie lange entbehrt hatten. Die österreichische Armeeverwaltung erwies sich jetzt wieder so schlecht, wie 1859. Häufig ritten ungarische Husaren über die schlesische Grenze, und meldeten sich als Deserteure, nur um den Hunger stillen zu können.

Am 28. verfolgte Steinmetz die Oesterreicher auf der Straße nach Skalitz. Hier stand ihm ein neues österreichisches Armeecorps unter Erzherzog Leopold nebst drei Brigaden des Armeecorps vom Grafen Festetics entgegen in einer durch Wald gedeckten Stellung, und gaben von den Höhen von Skalitz aus ein furchtbares Feuer auf die Preußen, bis die letzteren ihre Batterien erstürmten und sie zum Rückzug zwangen. Bei dem Sturm zeichnete sich besonders das 47. preußische Infanterieregiment nebst den Königsgrenadieren aus, desgleichen das 6. Grenadierregiment, dessen Chef zufällig derselbe Erzherzog war, gegen den es an diesem Tage so heldenmüthig kämpfte. Skalitz wurde genommen, die Oesterreicher abermals zurückgeschlagen. Man bemerkte am Abend bei den preußischen Truppen mitten unter den Schrecknissen des Schlachtfelds eine unermeßliche Freude und lauten Jubel. Man lagerte mitten unter Todten und Verwundeten, tröstete und erquickte die letzteren und trug sie in die Lazarethe unter Scherz und lauter Fröhlichkeit. An einer Stelle, wo ein Thor durch den Eisenbahndamm führt, lagen eine Masse österreichischer Reiter und Pferde todt, die hier zu spät den Durchgang gesucht hatten. Man erfuhr, der Erzherzog, der hier wieder 4000 Gefangene verlor, habe nicht ganz nach Benedeks Befehl gehandelt, sofern er die Preußen in einen Hinterhalt hätte locken sollen. Dem sey wie ihm wolle, so fehlte in den Operationen der Oesterreicher jedenfalls der Zusammen-

hang. Da Benedek der Armee des Prinzen Friedrich Karl nur 60,000 Mann entgegengeschickt hatte, war das Gros der Armee, das er selbst befehligte, der Armee des preußischen Kronprinzen weit überlegen und mit dieser ganzen Macht hätte er Steinmetz erdrücken müssen, statt ihm nur vereinzelte Armeecorps entgegenzuschicken. Leopold widerstand am 29. noch einmal bei Jaromirz, da ihm das Armeecorps des Grafen Festetics zu Hülfe kam, doch zog sich auch dieser nach einem kurzen Artilleriekampf wieder zurück.

Die zweite Abtheilung der schlesischen Armee unter General von Bonin schickte ihre Vorhut am 27. Juni in die böhmische Stadt Trautenau, wo sie freundlich empfangen wurde. Doctor Roth, Bürgermeister der Stadt und Reichstagsabgeordneter, gab die beruhigendsten Versicherungen. Als aber die preußische Reiterei (lithauische Dragoner) hinter Trautenau auf österreichische Reiterei gestoßen war, entfaltete Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz so überlegene Streitkräfte der Oesterreicher, daß die Truppen Bonins nach Trautenau und noch weiter zurückweichen mußten. Diesmal wurde aus den Häusern der Stadt von den Bürgern auf die Preußen geschossen und siedendes Wasser und Oel auf sie herabgegossen.

Das besonders marschirende preußische Gardecorps unter Prinz August von Württemberg zog am 26. Juni über Braunau in Böhmen ein, hörte am 27. den Kanonendonner sowohl von Skalitz als von Trautenau her, stellte die Verbindung zwischen Steinmetz und Bonin her und wandte sich, nachdem der Sieg des erstern bei Skalitz entschieden war, rasch gegen Westen, um dem bedrängten Bonin beizustehen. Die ersten Colonnen der Garde überraschten die Oesterreicher, die nichts von ihrer Ankunft geahnt hatten. Obgleich nun Gablenz am 28. Juni mit 25,000 Mann Trautenau noch lange festzuhalten und sich zugleich bei Burgersdorf und Soor (wo schon einmal Friedrich der Große die Oesterreicher geschlagen hatte), der Garde zu erwehren suchte, wurde er doch auf beiden Seiten zurück-

geschlagen und verlor 8000 Mann. Die österreichischen Regimenter zeigten hier große Tapferkeit, wurden aber, wenn sie anstürmten, durch die Spitzkugeln der Zündnadelgewehre reihenweise niedergemäht, ehe sie dem Feind an den Leib kommen konnten. Der treulose Bürgermeister von Trautenau wurde von den Preußen gefangen abgeführt.

Die Garde richtete am 29. ihren Marsch nach Königinhof und drang durch diese von den Einwohnern fast ganz verlassene Stadt so blitzschnell bis zur Elbbrücke durch, daß sie dieselbe absperrte und alle zurückgebliebenen Oesterreicher sich gefangen geben mußten. Hier reichten sich die Garde und Steinmetz die Hand und die Oesterreicher zogen sich unter die Kanonen der Festung Josephstadt zurück.

Wir haben vorhin schon berichtet, daß dem Aufmarsch der österreichischen Truppen in Böhmen in einigen Gegenden dieses Landes Volkstumulte vorhergingen, welche gegen die Juden und Deutschen gerichtet waren. Dieselben mußten sogar zum Vorwand dienen, um die Rüstungen gegen Preußen zu maskiren. Man sagte, die Truppen würden nur zusammengezogen, um jene Tumulte niederzuhalten. Aber nicht lange vorher waren auch deutsche Lehrer auf der Universität Prag insultirt worden und hatte der böhmische Landtag Universität und Schulen zu czechisiren unternommen. Alle diese Aufreizungen der Czechen gegen die Deutschen sollten nun auch nutzbar gemacht werden im Kriege. Oesterreich schrieb zwar Deutschlands Einheit, Deutschlands Recht auf seinen Schild, indem es im Namen des deutschen Bundes das rebellische Preußen bestrafen wollte. Dieser zärtliche Enthusiasmus für Deutschland hinderte es aber nicht, den slavischen Racenhaß gegen die Preußen in ihrer Eigenschaft als Deutsche aufzurufen und ins Feld zu führen.

Minister Graf Belcredi, der den Czechen bereits so entschieden das Uebergewicht über die Deutschböhmen verliehen hatte, that auch alles, um im Kriege den Racenhaß walten zu lassen. Von ihm ging nämlich der Befehl aus, daß in Böhmen alle politischen Beamten sich

unmittelbar vor dem Einrücken der Preußen entfernen sollten. Der Minister wollte damit verhindern, daß die Beamten vom Feinde benutzt würden, um die dem Lande aufgelegten Contributionen bequemer einzuziehen. Der Erfolg aber bewies, daß die Abwesenheit der Beamten dem Lande die Tragung der Lasten nur erschwerte und große Ungerechtigkeiten herbeiführte, indem die Last nur die traf, die unmittelbar in den Bereich des Feindes kamen, und nicht gleichmäßig vertheilt werden konnte. Die vorgegebene Absicht verfehlte also ihr Ziel, war aber auch nicht die eigentliche Absicht. Diese konnte nämlich keine andere seyn, als das von seinen Beamten verlassene und nicht mehr in Ordnung gehaltene Volk in Wuth und Verzweiflung zu bringen. In der That verübte das durch Schuld der Regierung uncivilisirt und verwildert gebliebene czechische Landvolk nicht selten an verwundeten und wehrlosen Preußen die ärgsten Grausamkeiten, wobei sich besonders die Weiber sollen hervorgethan haben. Indessen ging nach den großen Siegen der Preußen die Volkswuth in Volksangst über. Auch erkannte das Volk wohl, daß man es nicht gut mit ihm gemeint hatte, als man seiner gewohnten Obrigkeit zuerst davonzulaufen befahl. Man las in den Blättern, das Volk sey mißtrauisch geworden und habe sich geäußert: Haben wir uns in der Nothzeit ohne Beamten behelfen müssen, so brauchen wir auch nachher keine mehr.

Erst gegen Ende Juli wurde ein wahrscheinlich schon früher verfaßter und vom k. k. Hauptmann Alfred von Vivenot unterzeichneter Aufruf bekannt, worin er im Namen des Kaisers einen Landsturm in Mähren, Schlesien und Böhmen zu organisiren antrieb. Jeder, der nur ein Gewehr tragen, oder auch nur eine Sense, einen Dreschflegel zu brauchen wisse, solle dem Feind in den Rücken fallen. „Der Feind zittere vor eurer Rache!“ Der Aufruf wurde in schlesischen Blättern und in der Kreuzzeitung Nr. 178 abgedruckt. Alfred von Vivenot aber ist der Verfasser eines Lebens des Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, welches zu Anfang des Jahres 1866 in Wien erschien, zu

dem einzigen Zweck, die preußische Politik am Ende des vorigen Jahrhunderts zu verleumden und durch gänzliche Entstellung der geschichtlichen Wahrheit den Haß gegen Preußen zu schüren. Der Aufruf dieses grimmigen Preußenfeindes fand bei den Bevölkerungen, an die er gerichtet war, keinen Anklang.

Der im österreichischen Hauptquartier artig aufgenommene englische Correspondent, welcher die erwarteten Siege Benedeks immer auf's schnellste und genaueste der Times melden sollte, fand schon nach dem Gefecht von Skalitz die böhmische Bevölkerung, wenn auch noch mitten unter Benedeks sich endlich concentrirenden Armeecorps, doch schon in tödlicher Angst vor den Preußen. Er schrieb: „Der Truppenmarsch der Oesterreicher hört noch immer nicht auf. Trotz der frühen Stunde waren die Leute in den Dörfern schon auf und sammelten sich an der Landstraße. Schrecken lag auf jedem Gesichte, während sie die Soldaten durch Spenden von Trinkwasser freundlich zu stimmen suchten. Viele baten uns, ihnen zu rathen, wohin sie flüchten sollten? Die Preußen, die Preußen! hörte man, wie ihnen ausweichen? diesen schrecklichen Feinden, die alles plündern und niederbrennen, wie man dem armen Volke überall weiß gemacht hatte. Der Kummer der Weiber war erschütternd und die Kinder stimmten in das Jammergeschrei ein, das uns aus jeder ärmlichen Hütte entgegentönte. Nicht minder bedauernswerth war es, überall auf den Feldern das Getreide in voller Reife zu sehen, ohne daß man es abmähte. Hier wuchs Nahrung genug, während die Soldaten hungerten und ich selbst seit 2 Uhr des vorigen Tages nichts zu essen gefunden hatte.“ Wenige Tage später konnte man an den niedergetretenen Kornfeldern in meilenweiter Erstreckung erkennen, welchen Weg die Oesterreicher auf ihrem Rückzug eingeschlagen hatten. An jenem Tage beobachtete der englische Correspondent unter dem Schatten eines Baumes, wie die zahllosen Bataillone der Oesterreicher vorbeimarschirten, die sich bei Sadowa concentriren sollten. Sie zogen mit klingendem Spiele

vorüber, viele durch die Hitze und ihr schweres Gepäck erschöpft, doch gab keiner der Ermüdung nach, so lange er sich noch aufrecht erhalten konnte. *)

Benedek konnte die von zwei Seiten her siegreich vorgedrungenen Preußen nicht mehr von einander getrennt halten, die Vereinigung sämmtlicher preußischer Armeen, der des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl und der Elbarmee nicht mehr verhindern und mußte bis zur Festung Königgrätz zurückgehen, um hier erst seine allzu sehr zerstreuten Corps zu concentriren und in einer festen Stellung auf Bergen hinter zahlreichen Batterien die Preußen zu erwarten, wie einst in einer ähnlichen Stellung nicht weit davon Feldmarschall Daun bei Collin den großen Friedrich erwartet und zurückgeschlagen hatte.

Die Breslauer Zeitung brachte einen einläßlichen Artikel über den Plan, den sich der österreichische Oberfeldherr ausgedacht hatte. Dieser Plan wird gelobt und nur seine unvollkommene Ausführung getadelt. Es heißt darin: „Das Quellgebiet der Iser und Elbe, in dem Friedrich der Große die aus dem siebenjährigen Kriege berühmte Stellung von Arnau an der Elbe über Turnau nach Münchengrätz an der Iser einnahm, bildet die natürliche Vormauer der österreichischen Hauptstellung in Böhmen. Alle aus dem Königreich Sachsen östlich von der Elbe, aus der Oberlausitz und aus Schlesien bis nach Reinerz zu in Böhmen mündende, also von einem 24 Meilen langen Halbkreise ausgehende Straßen treffen auf das Quellgebiet oder werden von demselben beherrscht, während die Eisenbahn von Josephstadt zur obern Iser nicht nur die einzelnen Subjecte der österreichischen Operationsbasis verbindet, sondern auch durch den Strang von Prag nach

*) Mitten unter den Truppen bemerkte der Correspondent große Hunde, deren Dienst darin bestand, die Pauken der Regimentsmusik auf einem Räderwerk hinter sich her zu ziehen, während der Paukenschläger hinterdrein ging und eifervoll paukte.

Turnau das Centrum der Stellung mit dem Centrum der Provinz verbindet. Die österreichische Stellung war demnach nicht nur eine sehr wichtige, sondern auch eine sehr starke. Sie bot einem kühnen, schlagfertigen Feldherrn Gelegenheit, die Corps der drei vormarschirenden preußischen Armeen einzeln mit Uebermacht anzufallen. Das ist nicht geschehen, vielmehr war, während die preußischen Offensivbewegungen in einander paßten, die österreichische Defensive zerfahren und matt." Das war der Hauptfehler, den Benedek begangen hat.

Der Artikel fährt weiter fort: „General von Steinmetz hat die schwierigste Aufgabe gehabt, indem er durch ein langes Defilé marschiren mußte und grade hier Benedek auf seinem rechten Flügel die meisten Streitkräfte beisammen hatte, während der linke Flügel unter Clam-Gallas zu schwach war. Unverkennbar war es Benedeks Absicht, den einzelnen Colonnen des Kronprinzen das Heraustreten aus dem Gebirge zu verwehren und sie in die Thäler zurückzudrängen. Mit nachrückenden schwachen Abtheilungen wollte er dann die Pässe vorläufig sperren und dadurch Zeit gewinnen, mit seiner gesammelten Hauptmacht den von Norden anrückenden Armeen des Prinzen Friedrich Karl und Herwarths entgegen zu treten und diese (womöglich einzeln) mit großer Uebermacht zu schlagen. Diesem Plane gemäß setzte er dem Vorrücken der von Norden kommenden Armeen vorläufig keinen oder nur unbedeutenden Widerstand entgegen. Dieser an sich richtige Plan des Strategen scheiterte, wie so mancher, an der taktischen Durchführung. Das heldenmüthige Vordringen der Colonnen des Kronprinzen öffnete die Defiléen; unsere Truppen gewannen an den Ausgängen Terrain und Benedek sah sich genöthigt, schon hier große Massen ins Gefecht zu führen, also seine Hauptmacht aus der Hand zu geben. Da der Kronprinz siegreich vorrückte, seine Corps unausgesetzt Fühlung am Feinde behielten, war es um Benedeks Plan vollständig geschehen. Prinz Friedrich Karl und Herwarth nutzten die

Tage der Kämpfe von Nachod und Trautenau, rückten gleichfalls siegreich vor und bewerkstelligten ihre Vereinigung."

Als die ersten Siegesnachrichten aus Böhmen am 27. Juni in Berlin anlangten, brauste diese Stadt in freudiger Bewegung auf. Große Volkshaufen versammelten sich vor dem Palais des Königs. Eine Deputation trat ein, ihn zu beglückwünschen, während draußen „Eine feste Burg ist unser Gott" gesungen wurde. Der König antwortete, man solle sich durch den ersten Erfolg nicht zu sehr hinreißen lassen, schwere Opfer stünden noch bevor, ehe Deutschland, wenn auch nicht ein einziges, doch ein einiges werden könne. Doch er baue auf die Tapferkeit seines Heeres und auf die Treue seines Volks. Dann trat er auf den Balkon hinaus und redete zu der unübersehlichen Volksmenge, die mit entblößten Häuptern in tiefer Stille ihm zuhörte, Worte des Muthes, mahnte zum Ausharren und ließ die Armee hoch leben. Das Volk antwortete mit einem dreimaligen donnernden Lebehoch auf den König. Dann wälzte sich die Menge vor das Hotel des Grafen Bismarck, der kurz vorher Mühe gehabt hatte, zu verhüten, daß ihm das Volk auf der Straße nicht die Pferde ausgespannt und ihn selbst im Triumph gezogen hatte, und brachte auch ihm ein lautes Hoch aus. Bismarck trat hervor und erklärte mit kräftiger Stimme dem Volke: „nicht ihm, sondern allein dem König und dem Heere gebühre die Ehre und" — in diesem Augenblicke unterbrachen ihn gewaltige Donnerschläge eines Gewitters, dann fuhr er fort — „und der Himmel schießt seinen Salut dazu."

Ein elektrischer Strom der Freude ging durch die Herzen und verscheuchte einen großen Theil des vom Abgeordnetenhause aus so lange vergifteten Hasses gegen die Regierung. Der König selbst aber eilte schon am 30. Juni, vom Grafen Bismarck und vom Kriegsminister von Roon begleitet, nach Böhmen in das Lager seiner tapfern Krieger.

Schon am 1. Juli war er im Schloß Sichrof bei Turnau an-

gekommen und sein erster Dank galt dem General Steinmetz, der das Schwierigste rasch vollbracht hatte und dem er am gleichen Tage schrieb: „Die viertägigen Siege, welche Sie, Herr General, mit Ihrem tapfern Armeecorps erfochten haben, erweisen sich von solcher Wichtigkeit und Entschiedenheit für die Operationen der gesammten Armee, zugleich aber von solchem Umfang am 27. und 28., daß sie einer selbständig gelieferten zweitägigen Schlacht gleichkommen, so daß ich Ihnen für Ihre ausgezeichnete Führung und Leitung derselben meine königliche Anerkennung im höchsten und vollsten Maaße hiermit aussprechen muß. Sie haben die Ehre, die schwierigen Operationen größtentheils gelingen zu machen, die ich der ganzen Armee gestellt hatte.“ Der König verlieh ihm zum Dank den schwarzen Adlerorden, den höchsten in Preußen, und schloß das Schreiben: „Ich bin stolz darauf, diese höchste Auszeichnung zum erstenmal seit meinem hochseligen Vater, wie er dies im Befreiungskriege vermochte, für hohe Auszeichnung vor dem Feinde verleihen zu können.“

Zehntes Buch.

Die Schlacht bei Königgrätz.

Am 2. Juli ſtanden die drei preußiſchen Armeen noch in einer Linie von vier Meilen auseinander, während Benedek ſeine Truppen in einer nur halb ſo langen Linie bei Königgrätz concentrirt hatte. Es war ihm alſo noch möglich, die preußiſche Stellung in der Mitte zu durchbrechen, und man glaubte im preußiſchen Lager, daß er es verſuchen würde. In der Nacht auf den 3. Juli erhielt der König von Preußen zuverläſſige Nachricht, daß ſich ihm Benedek mit allen ſeinen Streitkräften entgegen ſtelle. Der König befahl alſo augenblicklich, noch in der Nacht ſollten alle ſeine Corps concentriſch vorgehen, um einander in der Schlacht die Hände zu reichen und den Feind aufzuhalten, wo er auch vordringe. Wie bisher bildete die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld den rechten Flügel und bewegte ſich gegen Nechanitz. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl, bei welcher der König weilte, bildete das Centrum und bewegte ſich

gegen Sadowa. Die Armee des Kronprinzen bildete wie früher den linken Flügel und war, von Königinhof kommend, noch am weitesten entfernt, so daß sie erst Nachmittags ankommen und in die Schlacht eingreifen konnte.

Benedek ließ am Morgen des 3. Juli, ehe noch die Schlacht begonnen hatte, seinen Generalstabschef von Henikstein, den Grafen Clam-Gallas und General Krismanic verhaften, weil sie ihre Schuldigkeit nicht gethan, und machte den General Baumgarten zum Chef des Generalstabs, einen Mann, dessen Fähigkeit nicht hoch gerühmt wurde und der jedenfalls zu plötzlich und in dem kritischesten Moment unvorbereitet ins Amt eintrat.

Der österreichische Oberfeldherr dachte nicht an einen Offensivstoß, den Versuch, sich zwischen die preußische Armee zu werfen, wie man preußischerseits befürchtete. Er ahmte vielmehr das Verfahren des Feldmarschall Daun im siebenjährigen Kriege nach und nahm, wie dieser bei Collin, so er vor Königgrätz, auf den waldigen Höhen von Chlum, denen die sumpfigen Thäler der beiden Flüßchen Bistriz (westlich) und Trotina (östlich) vorlagen, eine so starke Stellung ein, daß er hoffte, die Preußen würden sie eben so wenig einnehmen, als sie einst trotz des Genies Friedrichs des Großen die Stellung von Collin zu forciren vermocht hatten. Die Oesterreicher hatten hier ihre ganze Nordarmee beisammen, 600 gezogene Geschütze waren staffelförmig hinter und über einander aufgestellt und an allen wichtigen Punkten war die Waldung, die zwischen Feldern und Dörfern das ganze ansteigende Terrain bedeckte, der Art wegrasirt, daß sie den heranrückenden Preußen keinen Schutz gewähren konnte, sondern dieselben dem wohlgezielten Feuer bloßstellte. Die ganze Stellung Benedeks glich einem engen Halbkreise auf den Höhen rings um Chlum, dem höchsten Punkte, hinter welchem dann noch die Reserve aufgestellt war. In dieser vortrefflichen Verfassung konnte Benedek hoffen, den heranstürmenden Feind mit ungeheurem Verlust zum Rück-

zuge zu nöthigen, indeß ſeine eignen Truppen in mehr gedeckter Stellung weniger zu leiden haben würden. Allein, wenn ſeine Hoffnung durch die Tapferkeit der Preußen und namentlich durch einen Angriff in Flanke und Rücken getäuſcht werden ſollte, wenn er geſchlagen wurde, hatte er die Elbe auf nur wenigen Brücken zu überſchreiten, der Rückzug mußte ſich alſo ſtopfen und die Zerrüttung der geſchlagnen Armee vergrößern. Auch wunderte man ſich mit Recht, warum Benedek die Flußübergänge über die Biſtriz, die vorliegenden Dörfer und das ſumpfige Thal der Trotina nicht befeſtigt hatte, um den Preußen das Vordringen zu erſchweren.

Die Nacht vor der Schlacht war dunkel und ſtark bewölkt. Am frühen Morgen fing es an zu regnen und regnete bis Nachmittag fort. Die Wege wurden dadurch erweicht. In den reifen Kornfeldern, durch die ſich die Truppen nur mühſam hindurch arbeiteten, verſanken die Räder der Kanonen bis an die Achſe. Durch dieſes Hinderniß wurde beſonders die Armee des Kronprinzen, die den weiteſten Weg von Königinhof her durchmeſſen mußte, aufgehalten und ſtrengte ſich unſäglich an, um noch zur rechten Zeit zur Schlacht zu kommen, mit demſelben Feuereifer und mit derſelben zähen Ausdauer, wie einſt die Truppen Blüchers von Wavre aus durch den tiefſten Koth den bei Waterloo bedrängten Engländern zu Hülfe geeilt waren.

Die Hauptmomente der großen Schlacht waren folgende. Um 8 Uhr Morgens kam die Vorhut des preußiſchen Centrums nahe an der Biſtritz vor dem Dorfe Sadowa ins erſte Feuer. Die Preußen zogen je mehr und mehr Batterien vor und eine Zeit lang war blos von beiden Seiten die Artillerie mit ihren Kanonen thätig. Unter dem Schutz der Batterien gingen ſodann vom preußiſchen Centrum aus zwei Diviſionen Fußvolk, die eine unter General Horn gegen Sadowa, die andere unter General Franſecky weiter öſtlich gegen das Dorf Benatek vor. Die Oeſterreicher vertheidigten die Dörfer, die wenigen Brücken und die dahinterliegenden Wälder mit der größten

Tapferkeit und ihre Batterien hatten den Vortheil der Stellung, so daß ihr Feuer den Preußen, je näher dieselben herankamen, um so furchtbarer wurde. Trotz allen Verlusten gewannen die Preußen Terrain, aber nach 4—5 Stunden langem Kampfe hatten sie doch erst nur das Thal und einige Waldungen besetzt, nur einige der nächsten österreichischen Batterien zum Schweigen gebracht. Während bei Sadowa die Schlacht noch stand, war Franseckh bereits über Benatek weiter vorgedrungen, gerieth aber in ein so entsetzliches Feuer der österreichischen Kanonen, daß er trotz des ausdauernden Heldenmuthes seiner Truppen, als große österreichische Infanteriemassen sich auf ihn warfen, in der ersten Nachmittagsstunde bis nach Benatek zurückweichen mußte. Die Truppen waren äußerst erschöpft, denn sie hatten ununterbrochen vier Stunden lang gekämpft, als aber Franseckh ihnen bei Benatek zurief: „Nicht weiter zurück, hier sterben wir!“ hielten alle Stand und keiner wich mehr zurück, obgleich die Kugeln des Feindes noch unaufhörlich in ihre Reihen schlugen.

Unterdessen war die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld von Westen her gegen den linken Flügel der österreichischen Stellung, welchen die Sachsen auf den Höhen von Prim und Problus einnahmen, vorgedrungen. Auch hier war der Kampf äußerst hartnäckig, bis um 1 Uhr Nachmittags der König von Preußen, der auf einer Anhöhe hinter Sadowa hielt und von hier aus die Schlacht leitete, einen energischen Sturmangriff gegen Problus befahl. Obgleich die Preußen hier über ein offenes Blachfeld vordringen und dabei das schrecklichste Feuer der Sachsen*) aushalten mußten, rückten sie doch mit klingendem Spiel muthig heran und schlugen die Sachsen, die sich hier aufs verzweifeltste wehrten, endlich aus dem brennenden Dorfe Problus hinaus.

---

*) Aus gezogenen Geschützen, die sie erst kurz vorher aus preußischen Arsenalen erkauft hatten.

Im Centrum waren die Oesterreicher in den ersten Mittagsstunden im Vortheil und es schien, als würden sie mit ihren Infanteriemassen, wie sie schon in der Richtung von Benatek gethan hatten, bald von allen Seiten vorgehen, um die ihnen gegenüberstehende Armee des Prinzen Karl und die Elbarmee zurückzuschlagen und dann über die zu spät heranrückende Armee des Kronprinzen herzufallen. Einen solchen Angriff hätte aber Benedek schon am Vormittag machen müssen, wenn er hätte gelingen sollen, und allerdings waren seine Streitkräfte denen, die ihm unmittelbar gegenüber standen, weit überlegen. Das Uebergewicht der Zahl erlangten die Preußen erst, als die Armee des Kronprinzen herbeigekommen war. Indeß machte Benedek von seiner Uebermacht keinen Gebrauch, oder vielmehr er konnte ihn nicht machen, weil die Preußen des Centrums durch Muth und Ausdauer ersetzten, was ihnen an Anzahl der Streiter fehlte.

Grade zur rechten Zeit kam die Armee des Kronprinzen an, um in die Schlacht einzugreifen, ein weiteres Vordringen der Oesterreicher zu verhindern, dem preußischen Centrum Luft zu machen und die Schlacht zu entscheiden. Von der Armee des Kronprinzen rückte zuerst die Garde heran und schlug die Oesterreicher bei Horenowes zurück, so daß sie der Division Fransecky bei dem ganz nahe liegenden Benatek die Hand reichte. Unaufhaltsam drang die preußische Garde dann nach Maslowed und gegen Chlum, den Schlüssel der österreichischen Stellung selber vor. Hier hielten sich die Oesterreicher noch lange, weil hier ihre größten Massen standen, mit denen sie noch einmal vordrangen. Die preußische Garde hielt sich stundenlang mit unvergleichlicher Bravour. General Hiller von Gärtringen starb an ihrer Spitze den Heldentod. Aber in diesem Augenblicke rückte auch die bisher durch die österreichische Uebermacht in Schach gehaltene Armee des preußischen Centrums unter Prinz Friedrich Karl wieder vor, während die unterdeß herangekommenen weitern Divisionen des

Kronprinzen die Trotina überschritten und die österreichische Stellung in der rechten Flanke forcirten, und gleichzeitig die Elbarmee, ihren Sieg über die Sachsen verfolgend, den linken Flügel der österreichischen Stellung eindrückte. Benedek vermochte der preußischen Garde die Höhen von Chlum nicht wieder zu entreißen und gab, um nicht überflügelt und gefangen zu werden, den Befehl zum allgemeinen Rückzug, suchte denselben aber durch einen Sturmangriff seiner gesammten Cavallerie-Reserve zu decken. Aber auch diesen Angriff schlug die preußische Cavallerie-Reserve unter persönlicher Anführung des Prinzen Friedrich Karl in einem mörderischen Kampfe zurück, so daß der Rückzug der Oesterreicher in wilde Flucht ausartete und nur die Nacht und die Ermüdung der Sieger die Verfolgung hemmte.

Dies sind die Hauptmomente der großen Entscheidungsschlacht gewesen, wenn man sie in wenigen Umrissen zeichnen will. Der Geschichtschreiber hält es jedoch für seine Pflicht, bei der großen welthistorischen Wichtigkeit dieser Schlacht auch in ihre einzelnen Details einzugehen, nach Quellen, die für die zuverlässigsten gelten. Da ausführliche und officielle österreichische Quellen noch fehlen, halten wir uns an die intelligenten Correspondenten der englischen Times, die ihre Berichte gleichzeitig aus dem preußischen und österreichischen Lager erstattet haben, an den Bericht im preußischen Staatsanzeiger und an den schönen Brief, den der König von Preußen unmittelbar nach der Schlacht an seine Gemahlin nach Berlin geschrieben hat.

Der offizielle Schlachtbericht im preußischen Staatsanzeiger gab folgendes Schlachtbild: „Man vermuthete das österreichisch-sächsische Heer in einer Position: die Elbe vor der Front, die Festungen Josephstadt und Königgrätz auf den Flügeln. Diese Stellung war überaus stark, indessen stand die schlesische Armee in ihrer rechten Flanke. Ein unmittelbares Heranziehen jener Armee nach Horzitz lag daher nicht in der Absicht. Am 2. Juli Abends nach 11 Uhr ging bei dem Obercommando die Nachricht ein, daß die feindliche Armee über die Elbe

vorgegangen ſey und in bedeutender Stärke den Abſchnitt der Biſtritz beſetzt habe. Der Entſchluß, mit allen Kräften dort anzugreifen, wurde ſogleich gefaßt. Um 12 Uhr gingen die betreffenden Befehle ab, um 4 Uhr früh des 3. Juli waren ſie in Händen der Armeecommandos, und um 7 Uhr befanden ſich alle Corps auf dem Marſch. Die erſte Armee ſtand dem Feinde zunächſt. Von derſelben ging die Diviſion Franſecky von Cerekwitz gegen Benatek und die Diviſion Horn auf der Chauſſee gegen Sadowa vor. Das zweite Corps blieb auf dem rechten Flügel der Diviſion Horn, das dritte Corps dahinter in Reſerve. Als die Tête der Diviſion Horn ſich gegen 8 Uhr Morgens Sadowa näherte, fielen gegen dieſelbe einige Kanonenſchüſſe. Zu dieſer Zeit traf Se. Majeſtät der König auf der Höhe bei Dub ein und unternahm ſofort eine Recognoscirung der feindlichen Aufſtellung, während die Avantgarden-Batterien der Diviſion Horn und des zweiten Corps ihr Feuer eröffneten. Die Recognoscirung ergab, daß der Feind die Dörfer und Wälder an der Biſtritz beſetzt und jenſeits des Baches Stellung genommen hatte. Mit welchen Kräften und in welcher Weiſe, blieb indeſſen unbekannt. Der Nebel, der hin und wieder durch Regen unterbrochen wurde, behinderte die Fernſicht. Man vermochte nur aus dem an verſchiedenen Punkten eröffneten Artilleriefeuer zu ſchließen, daß mehrere feindliche Batterien in Thätigkeit gekommen waren. Jenſeits der Biſtritz ſteigt das Terrain an und iſt von ſtärkeren wie ſchwächeren Mulden derartig durchſchnitten, daß es die in denſelben ſtehenden Truppen der Einſicht wie der Feuerwirkung des Gegners entzieht. Die Höhen bieten günſtige Artillerieſtellungen und eignen ſich vortrefflich zur Infanterie-Vertheidigung. Die Dörfer ſind zum Theil maſſiv, zum Theil von Fachwerk gebaut; die Wälder bieten gute Stützpunkte. Um an dieſe von Natur ſehr ſtarke Stellung zu gelangen, muß man den Biſtritz-Bach überſchreiten, der ein entſchiedenes militäriſches Hinderniß bildet und nur mittelſt Brücken zu paſſiren iſt. Den höchſten Punkt bildet die Höhe, auf welcher das

Dorf Chlum liegt. Sie dominirt das Terrain nach allen Seiten. In dieſer Stellung entwickelte der Feind immer mehr Artillerie.

Da man preußiſcherſeits, trotzdem daß der Nebel nachgelaſſen hatte, der Terrainfalten wegen die Aufſtellung der feindlichen Infanterie nicht bemerken konnte, ſo kam es darauf an, den Feind zur Entwicklung ſeiner Kräfte zu zwingen. Zu dieſem Zweck ertheilte Se. Majeſtät um 9 Uhr an die erſte Armee den Befehl, die Biſtritz zu überſchreiten. Die Diviſion Horn ging gegen das Wäldchen von Sadowa vor, rechts von ihr das zweite Corps, links in der Richtung auf Benatek die Diviſion Franſecky. Es entbrannte auf der ganzen Linie ein hartnäckiger Infanteriekampf, indem es ſich um den Beſitz der von den Oeſterreichern beſetzten Wälder handelte. Man erkannte bald, daß man es mit ſehr bedeutenden Kräften des Feindes zu thun habe, der die Stellung zur Vertheidigung künſtlich verſtärkt hatte. Die Diſtanzen waren von demſelben markirt, die Wälder verhauen, und Schützengräben wie Epaulements für die Batterien hergeſtellt. Unter dieſen Umſtänden das Centrum des Feindes unter großen Opfern zu durchbrechen, konnte nicht die Abſicht ſeyn. Es kam vielmehr darauf an, hier ein hinhaltendes Gefecht zu führen, bis der Kronprinz und General von Herwarth einzugreifen im Stande waren. Se. Majeſtät befahl demgemäß, daß der Kampf in der Front hauptſächlich durch Artillerie geführt werde, während der General von Herwarth die Biſtritz bei Nechanitz überſchreiten ſollte. Das Eingreifen der zweiten Armee konnte man vor 11 Uhr nicht erwarten. Während von der erſten Armee rechts und links der Straße zwiſchen Benatek und Treſowitz gekämpft wurde, ſtellte die Avantgarde der Elb-Armee unter dem Schutz der Artillerie auf dem dieſſeitigen Ufer die Brücke über die Biſtritz her, und begann den Bach zu überſchreiten. Das Dorf Lubno und die Höhe wurden von derſelben beſetzt. Die Sachſen entwickelten dagegen ihre Artillerie in guter Stellung. Um dieſelbe zu delogiren, wurde die Diviſion Canſtein auf Hradek dirigirt. Von hier ſollte ſie gegen

den linken Flügel in Prim vorrücken. Zur Unterstützung dieses Angriffs ging die Division Münster gegen Problus vor. Die Division Etzel verblieb noch in Reserve. Während hier um den Besitz der Dörfer Problus und Prim gekämpft wurde, behaupteten die Divisionen Franseckỳ und Horn ihre Stellung in dem Wäldchen standhaft, wenn auch unter sehr großem Verlust. Die fünfte und sechste Division, sowie eine Division des Cavalleriecorps und die Reserve-Artillerie verblieben noch immer verfügbar in Reserve.

Die Armee des Kronprinzen marschirte in der Weise, daß das erste Corps, gefolgt von der Cavalleriedivision, von Ober-Prausnitz östlich Miletin auf Groß-Bürglitz, die Garde von Königinhof auf Jericek und Lhota, das sechste Corps, nach Detachirung einer Brigade gegen Josephstadt, von Gradlitz auf Hustiran und Nesnasow, und das fünfte Corps in Reserve auf Choteborek vorging. Im allgemeinen nahm man die Direction auf Horenowes. Um 11 Uhr 15 Minuten traf die Tête des Gardecorps auf der Höhe von Choteborek ein. Aus dem Geschützfeuer des Feindes konnte man erkennen, daß derselbe mit seinem rechten Flügel bei Horenowes stand. Gegen denselben traf der Stoß der zweiten Armee. Oesterreichischerseits hatte man eine sehr ausgedehnte Stellung hinter der Bistritz mit der ganzen Armee genommen. In dieser Linie standen fünf Corps und die Sachsen, während zwei Corps, nämlich das erste und sechste, in Reserve bei Rosberitz à cheval der Straße von Sadowa nach Königgrätz verblieben. Soweit es sich durch österreichische Gefangene feststellen ließ, stand rechts und links der Straße bei Sadowa das vierte Corps, rechts von demselben bis Horenowes das dritte und zweite Corps, und links von demselben nach Nechanitz hin das achte und zehnte Corps und die Sachsen. Das preußische Gardecorps entwickelte sich sofort und zog seine ganze Artillerie vor. Diese wurde von vier Batterien des sechsten Corps unterstützt, hinter welchem 17 Bataillone zum Gefecht auseinander gezogen wurden. Das erste Corps war noch zurück und konnte noch

nicht in die erste Linie einrücken. Es hatte die Bestimmung, die Verbindung zwischen der ersten und zweiten Armee herzustellen. Das fünfte Corps sollte in Reserve verbleiben. Dieses Vorrücken zwang den Feind, seine Stellung zu verändern. Die Artillerie, welche den linken Flügel der ersten Armee beschoß, gab die innegehabte Position auf und stellte sich auf die Höhen östlich Horenowes, von wo sie um 11 Uhr 40 Minuten das Feuer gegen die Garde und das sechste Corps begann. Inzwischen gelang es der Division Franseckỳ nach blutigem Kampf das Wäldchen bei Maslowed gegen bedeutende Ueberlegenheit in Besitz zu nehmen. Hiedurch wurde es möglich, um halb 1 Uhr die Reserveartillerie der ersten Armee zwischen Sadowa und Maslowed zu entwickeln, nachdem die Artillerie des zweiten Corps bei Dohalicka bereits wirksam war. Man kann annehmen, daß preußischerseits um 1 Uhr Nachmittags ungefähr 500 Geschütze in Thätigkeit waren, und daß der Gegner mindestens die gleiche Zahl in seiner verschanzten Stellung entwickelt hatte. Während des Artilleriekampfs blieb die Colonne der Armee des Kronprinzen im Avanciren und bald nach 1 Uhr begann die österreichische Artillerie die Stellung von Horenowes zu verlassen. Die Infanterie der Garde und das sechste Corps griffen nunmehr die Dörfer Maslowed und Cistowes an und nahmen dieselben nach hartnäckiger Gegenwehr. Wiederholte Versuche der Oesterreicher, das verlorene Terrain zurück zu gewinnen, scheiterten an der festen Haltung der preußischen Uhlanen. Der Kampf wurde hier immer lebhafter und entscheidender. Man näherte sich der stark verschanzten und besetzten Höhe vor Chlum. Während die Infanterie, unterstützt von der Artillerie, gegen diese Stellung vorgeführt wurde, kämpfte man in der Front noch immer um den Besitz des Wäldchens von Sadowa, in der linken Flanke aber um die Dörfer Problus und Ober-Prim. General von Herwarth wurde benachrichtigt, daß der Kronprinz den Oesterreichern den Rückzug auf Josephstadt verlegt habe, und es nun darauf ankomme, ihren linken Flügel zu umfassen.

Sobald die Avantgarde des ersten Corps zwischen der Armee des Kronprinzen und der des Prinzen Friedrich Karl eingetroffen war, wurde sie zur Unterstützung des Gardecorps gegen Chlum vorgeführt, und die Höhe trotz der tapfersten Gegenwehr genommen. Dieser Erfolg war für den Ausgang der Schlacht entscheidend. Mit der Höhe von Chlum verloren die Oesterreicher ihren Hauptstützpunkt, den eigentlichen Schlüsselpunkt der Stellung. Das Feuer der Oesterreicher erlosch mehr und mehr in der Front. Se. Majestät der König ging an der Spitze der Reservecavallerie der ersten Armee zwischen Sadowa und Maslowed in der Richtung auf Streschetitz zur Verfolgung vor. Es war halb 4 Uhr. Dieses Vorgehen war das Signal zur allgemeinen Verfolgung, welche in der Front hauptsächlich von der fünften und sechsten Division geführt wurde. Auf dem rechten Flügel waren inzwischen von der 14. und 15. Division wie einer Brigade der 16. Division die Dörfer Problus, Prim und Charbusitz genommen, so daß die dort befindliche Division des Cavalleriecorps in der Richtung auf Streschetitz zur Verfolgung vorgehen konnte. Die österreichisch-sächsische Armee suchte über Königgrätz zu entkommen. Ein Theil der Cavallerie nahm die Richtung auf Pardubitz. Setzten auch einzelne Abtheilungen derselben an günstigen Terrainabschnitten den verfolgenden Truppen zeitweisen Widerstand entgegen, so war doch die taktische Ordnung der österreichischen Armee vollständig gebrochen, und die Verfolgung wurde bis zum Einbruch der Dunkelheit fortgesetzt. 174 Geschütze, etwa 18,000 Gefangene und 11 Fahnen fielen in die Hände der Preußen. Oesterreichischerseits wird der Gesammtverlust auf 40,000 Mann berechnet, während derselbe preußischerseits die Zahl von 10,000 nicht übersteigt."

Der Timescorrespondent im preußischen Lager meldete: „Am Montag, den 2. Juli, machte Prinz Friedrich Karl mit der Ersten Armee bei Kammenitz Halt, theils um dem Kronprinzen Zeit zu lassen, Miletin, eine fünf Meilen von Kammenitz gelegene Stadt, zu

erreichen, theils aber auch um sich über die Bewegungen der Oesterreicher Auskunft zu verschaffen. Am Nachmittage desselben Tages sandte er zwei Offiziere aus, welche die Weisung hatten, jenseits Horzitz zu recognosciren. Beide trafen mit österreichischen Truppen zusammen und mußten sich durchkämpfen und angestrengt reiten, um die erlangte Information glücklich heimzubringen. Major von Ungar, der, von einigen Dragonern begleitet, die Richtung auf Königgrätz einschlug, stieß auf ein großes Corps österreichischer Cavallerie und Jäger, bevor er den Bistritz-Fluß erreichte, über welchen der Weg von Horzitz nach Königgrätz, ungefähr auf halbem Wege zwischen diesen beiden Städten, hinüberführt. Eine Cavallerie-Schwadron sprengte sogleich auf ihn zu und er und seine Dragoner mußten in vollem Galopp davonjagen; die Oesterreicher verfolgten sie und die am besten Berittenen holten die kleine preußische Truppe ein, ohne dieselbe jedoch anhalten zu können. Nach einem im Reiten stattgefundenen Scharmützel, in welchem der Major von Ungar einen Lanzenstich in die Seite erhielt, der den größten Theil seines Rocks hinwegriß, ihm aber kaum die Haut verletzte, erreichte diese Truppe wohlbehalten die Vorposten ihrer eigenen Armee. Weiter nach dem preußischen rechten Flügel hin fand auch der andere zum Recognosciren ausgesandte Offizier die Oesterreicher in beträchtlicher Zahl und mußte sich schleunig zurückziehen.

In Folge der Berichte dieser beiden Offiziere und anderer Nachrichten beschloß Prinz Friedrich Karl einen Angriff. Er ertheilte demnach gestern Abend den Befehl, daß seine Armee über Horzitz hinaus vorrücken sollte. Gleichzeitig schickte er Lieutenant von Normand mit einem Briefe an den Kronprinzen; in diesem Schreiben wurde der Letztere ersucht, am nächsten Morgen von Miletin aus vorzudringen und den Oesterreichern in die rechte Flanke zu fallen, während Prinz Friedrich Karl selbst ihre Front attakiren wollte. Es herrschte einige Besorgniß, daß die zahlreich umherstreifenden österreichischen Cavallerie-

Patrouillen den Adjutanten anhalten und dieſen Brief bei ihm finden möchten; doch gelang es dem Lieutenant von Normand, ihnen auszuweichen, und um 1 Uhr des Morgens kam er ungefährdet im Hauptquartier des Kronprinzen an. Um 4 Uhr erſchien er wieder bei Prinz Friedrich Karl, um über die glückliche Ausführung ſeiner Miſſion zu berichten und dem Führer der Erſten Armee die Zuſage der Mitwirkung der Zweiten zu überbringen. Wäre dieſer Adjutant auf dem Wege nach Miletin vom Feinde angehalten oder getödtet worden, ſo würde ſein Verluſt wahrſcheinlich den ganzen Feldzug beeinflußt haben, denn jener Brief hat einen ſehr weſentlichen Einfluß auf den Ausgang der heutigen Schlacht ausgeübt.

Lange vor Mitternacht waren die Truppen in Bewegung, und um 1½ Uhr des Morgens brach der Generalſtab von Kammenitz auf. Bei Sonnenaufgang begann ein feiner Regen herabzufallen, der bis zu einer ſpäten Stunde des Nachmittags anhielt. Der Wind wurde heftiger und blies kalt und rauh in das Geſicht der Soldaten, die nur wenig Gelegenheit gehabt hatten, ſich durch Schlaf und Nahrung zu erquicken.

Bei Tagesanbruch hatten die Truppen zum Angriff gegen die Oeſterreicher Stellung genommen. Das Hauptcorps der Armee ſtand bei Milowitz, einem Dorfe an der von Horzitz nach Königgrätz führenden Landſtraße. Die 7. Diviſion unter General Franſecky war bei Ceſekwitz auf dem linken, und die 4. und 5. Diviſion bei den Dörfern Briſtan und Pſaneck auf dem rechten Flügel poſtirt, während General Herwarth von Bittenfeld mit dem 8. und einem Theile des 7. Armeecorps nach der auf der äußerſten Rechten gelegenen, zehn Meilen von Milowitz entfernten Stadt Neubidſow geſandt wurde. Um 4 Uhr begann die Armee vorzurücken und marſchirte langſam die ſanft aufſteigende Anhöhe hinauf, die von Milowitz nach dem fünf Meilen näher an Königgrätz befindlichen Dorfe Dub führt. Schwer und durch den Regen verwickelt, lagen die Kornähren auf dem Erdboden; leicht und behend

schlüpften die Tirailleure hindurch; doch die in dichten Colonnen ihnen folgenden Bataillone mußten sich mühsam durch das zertretene Getreide hindurcharbeiten, und die Artilleriepferde hatten schwer zu arbeiten, um die Räder der Kanonen-Lafetten durch den lehmigen Boden zu zerren. Um 6 Uhr stand die ganze Armee dicht vor Dub; doch durfte Niemand bis zum Gipfel des Abhanges hinaufgehen, denn die Anhöhe, auf welcher Dub steht, hatte den Oesterreichern alle Bewegungen der Truppen verdeckt, und es war demnach nicht unwahrscheinlich, daß die Ersteren von der Nähe der Preußen noch keine Ahnung hatten; nur die preußischen Cavallerie-Vedetten, welche am vorigen Abend so weit vorgeschoben worden waren, blieben ruhig auf dem Gipfel des Hügels, als ob hinter ihnen nichts Ungewöhnliches vorginge.

Die Luft war dicht und nebelig; ununterbrochen rieselte der Regen herab, und der Wind blies mit bitterer Schärfe, während die Infanterie und Artillerie hinter dem Gipfel des Hügels bei Dub den Befehl zum Vorrücken erwartete. Um 7 Uhr ließ Prinz Friedrich Karl seine Cavallerie und reitende Artillerie vorgehen. In ruhigem Trabe ritten sie den zur Bistritz hinabführenden Abhang hinunter. Ungeachtet der Schlüpfrigkeit des Erdbodens hielten sie sich in schnurgraden Linien geordnet. Am Fuße des Hügels ertönten die Trompeten und während die Truppen sich der Brücke näherten, führten sie am Flußufer mancherlei Schwenkungen und Manoeuvres aus, als wollten sie das Feuer des Feindes herausfordern.

Und nun begannen die Oesterreicher aus einer Batterie zu schießen, welche auf einem Felde in der Nähe des Dorfes aufgestellt war, wo die Landstraße die Bistritz kreuzt und — die Schlacht bei Sadowa nahm ihren Anfang.

Die ersten Schüsse fielen um 7½ Uhr. Die dicht am Flusse stehende preußische reitende Artillerie antwortete den österreichischen Kanonen; doch wurde auf keiner Seite heftig gefeuert und während

der ersten halben Stunde bestand die Kanonade fast nur in vereinzelten Schüssen.

Um 7¾ Uhr erschien der König von Preußen auf dem Schlachtfelde; sehr bald wurde die reitende Artillerie durch andere Feldbatterien verstärkt und die preußischen Kanoniere begannen nun ihre Geschosse in großer Menge in die österreichische Position zu senden.

Kaum aber hatte das preußische Feuer energisch angefangen, so schienen österreichische Kanonen, wie durch Zauberei, an allen Punkten der Position aufzutauchen. Von jedem Wege, aus jedem Dorfe, aus dem Obstgarten von Mokrowaus auf der preußischen Rechten bis zu Benatek auf ihrer Linken kamen flammende Blitze und sausten schwirrende Geschosse, welche, mit scharfem Krachen explodirend, ihre Splitter rasselnd unter die Kanonen, Kanoniere, Lafetten und Pferde sandten, indem sie oft einen Mann oder Pferd tödteten, zuweilen eine Lafette zertrümmerten, immer aber den Erdboden aufwühlten und die lehmige Erde den Soldaten in das Gesicht schleuderten.

Indessen beschränkten die Oesterreicher sich nicht darauf, gegen die Artillerie allein zu feuern, sie schleuderten ihre Kugeln auch den ihnen gegenüberliegenden Abhang in der Richtung von Dub hinauf; eine Granate fiel mitten unter eine Uhlanenschwadron, die in unmittelbarer Nähe des Königs stand; sich tief in den Erdboden hineinwühlend, schleuderte sie zwanzig Fuß hohe Lehmmassen in die Luft empor; einen Augenblick später explodirte sie und richtete in der Schwadron furchtbare Verheerungen an.

Als die Kanonade in der Front einen ernsten Charakter annahm, begannen die Kanonen der 7. Division das zur Rechten der Oesterreicher gelegene Dorf Benatek zu beschießen. Die Oesterreicher gaben Schuß für Schuß zurück und keiner der beiden Gegner verlor oder gewann Terrain. Auch im Centrum blieb die Schlacht auf beiden Seiten vollkommen gleich. Die Preußen brachten eine Batterie nach der anderen ins Gefecht und richteten ein furchtbares Feuer gegen die

österreichischen Kanonen: die Letzteren antworteten und zahlten das Empfangene zuweilen mit Zinsen zurück, denn die österreichischen Artillerie-Offiziere kannten ihr Terrain und jede Granate traf ihr Ziel; viele Offiziere und Soldaten fielen, viele Pferde wurden getödtet oder verwundet. Mehr Krankenträger wurden nach den Batterien hinabgesandt und kehrten stets mit Verwundeten zurück, die sie auf Bahren trugen; die Wunden waren unter dem Feuer eilig verbunden worden, und die Patienten schienen für den Augenblick so betäubt zu seyn, daß der Schmerz sich nicht sehr fühlbar machte.

Allmälig schien die preußische Kanonade heftiger zu werden und die österreichischen Batterien zwischen Dohalitz und Dohalicka zogen sich weiter den Hügel hinauf; die Kanonen zu Mokrowaus jedoch behaupteten noch ihren bisherigen Standpunkt und die Preußen hatten die Bistritz noch nicht überschritten. Doch wurden nun viele Kanonen gegen Mokrowaus gerichtet und um 10 Uhr war auch die dort postirte Batterie gezwungen, sich etwas weiter zurückzuziehen.

Während dieser Kanonade war ein kleiner Theil der Infanterie gegen den Fluß vorgeschoben worden, wo sie sich hinter einer bequem gelegenen Bodenerhöhung gegen die feindlichen Kugeln deckte. Die 8. Division kam auf der linken Seite der Landstraße heran und formirte sich, unter dem Schutze der Anhöhe, zum Angriff auf das Dorf Sadowa, während die 3. und 4. Division auf der rechten Seite des Weges sich zur Erstürmung von Dohalitz und Mokrowaus anschickten. Bevor sie ihre Vorbereitungen vollständig beendet hatten, gerieth das auf dem rechten Flügel der Oesterreicher gelegene Dorf Benatek in Brand und die 7. Division eilte dorthin, um sich des Ortes zu bemächtigen. Doch ließen sich die Oesterreicher durch die Flammen nicht vertreiben und hier, zum erstenmale in dieser Schlacht, kam es zu einem Handgemenge. Das 27. Regiment eröffnete den Angriff und warf sich in die Obstgärten des Dorfes; die brennenden Häuser trennten die Kämpfenden, welche eine Salve nach der andern durch die Flammen hindurch

gegen einander abfeuerten. Doch fanden die Preußen Mittel und Wege, die brennenden Häuser zu umgehen, und ihren Gegnern in den Rücken fallend, zwangen sie dieselben zum Rückzuge. Bei dieser Gelegenheit machten die Preußen viele Gefangene.

Es war 10 Uhr, als Prinz Friedrich Karl den Befehl zum Angriff gegen die Dörfer Sadowa, Dohalitz und Mokrowaus ertheilte. Die Colonnen rückten, von Tirailleuren gedeckt, bis zum Ufer vor, das sie ohne großen Verlust erreichten. Von hier aus jedoch mußten sie um jeden Zoll der Terrains kämpfen. Die österreichische Infanterie hatte die Brücken und Dörfer stark besetzt und eröffnete gegen die zum Angriff heranrückenden Preußen ein heftiges Feuer. Die letzteren vermochten auf den schmalen Wegen und gegen die Verschanzungen der Häuser nur langsam zu avanciren und die durch ihre Reihe fahrenden Salven forderten zahlreiche Opfer. Die Angreifenden feuerten zwar viel schneller, als ihre Gegner; doch konnten sie ihre Zielpunkte nicht fest ins Auge fassen, die Bäume und der Pulverrauch umhüllten die Dörfer. Hierdurch geschützt, schossen die österreichischen Jäger blindlings nach den Richtungen hin, wo ihr Gehörorgan ihnen den augenblicklichen Standpunkt der Angriffscolonnen verrieth und ihre Salven wirkten mit verheerender Wirkung unter den dichtgeschlossenen Reihen der Preußen. Doch gelang es den Letzteren, vermöge ihres Muthes und ihrer unbeugsamen Beharrlichkeit, — denn jeder Fußbreit gewonnenen Terrains kostete ihnen Leute und an einigen Stellen war der Erdboden mit Verwundeten fast gepflastert; — sich allmälig, obgleich langsam, bessere Stellungen zu erringen.

Um die preußische Infanterie zu unterstützen, änderte die Artillerie nun die Richtung ihres Feuers und ohne die feindlichen Batterien zu beachten, richtete sie dasselbe gegen die Dörfer, unter deren Häusern sie furchtbare Verheerungen anrichtete. Mokrowaus und Dohalitz geriethen in Flammen, und die Granaten fielen in schneller Aufeinander-

folge und mit vernichtender Wirkung unter die Vertheidiger der brennenden Dörfer. Ihrerseits feuerten die österreichischen Kanonen auf die angreifende Infanterie, die jedoch nunmehr durch die Häuser und Bäume gegen die feindlichen Kugeln einigermaßen geschützt war.

Während einer Stunde wurde der Kampf in den Dörfern und rings um dieselben fortgesetzt; dann ward die österreichische Infanterie aus denselben vertrieben und zog sich zurück, doch nur eine kurze Strecke den Abhang hinauf, bis sie sich in einer Linie mit ihren Batterien befand. Das oberhalb Sadowa gelegene Gehölz wurde standhaft vertheidigt und das von Schützen angefüllte Wäldchen zwischen Sadowa und Benatek versperrte der 7. Division den Weg. Indessen ließ General Franseckỳ, der Commandeur dieser Division, sich nicht so leichten Kaufes aufhalten. Er sandte seine Infanterie gegen das Gehölz und richtete seine Artillerie gegen die österreichischen Batterien. Die 7. Division begann unter die Bäume zu feuern, fand jedoch, daß sie keine Wirkung erzielte, da die Vertheidiger des Gehölzes eine gedeckte Stellung einnahmen und Gewehrfeuer hier nutzlos blieb. Da ließ Franseckỳ sie mit gefälltem Bajonet vorrücken. Stehenden Fußes erwarteten die Oesterreicher den Angriff und in dem Wäldchen oberhalb Benateks entspann sich nun einer der wüthendsten und schrecklichsten Kämpfe dieses ereignißreichen Krieges. Das 27. preußische Regiment drang, 3000 Mann stark und mit 90 Offizieren in das Gehölz hinein — und als es am andern Ende heraus kam, standen nur noch 300—400 Mann und 2 Offiziere aufrecht; alle Uebrigen lagen todt oder verwundet niedergestreckt. Auch die anderen Regimenter der Division erlitten schwere Verluste, obgleich nicht in demselben Verhältniß.

Das Wäldchen war nun erobert; die österreichische Linie war auf beiden Flanken durchbrochen. Doch formirte ihr Befehlshaber eine neue Schlachtlinie, die weiter oben auf dem Hügel um Lipa

herum ihre Stellung nahm und noch immer den Wald oberhalb Sadowa besetzt hatte. —

Die preußische Artillerie wurde nun über die Bistritz gesandt und begann die neue österreichische Position zu beschießen. Gleichzeitig sah man den das Vordrängen des General Herwarth bezeichnenden Rauch sich allmälig in der Richtung des österreichischen linken Flügels bewegen; er hatte nämlich bei Nechanitz, einem Dorfe, das etwa sieben Meilen unterhalb Sadowa an der Bistritz liegt, eine Brigade sächsischer Truppen mit einiger österreichischen Cavallerie gefunden und trieb dieselben gegen die Lipa-Position, während er selbst in einer solchen Richtung folgte, daß es den Anschein gewann, als werde er die linke Flanke der Oesterreicher umgehen. Doch schien der Befehlshaber der Letzteren entschlossen, seine Position mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu behaupten, und schwere Massen Infanterie und Reiterei bewegten sich auf dem oberen Theile des Abhanges umher.

Die preußische Infanterie, welche die Dörfer Sadowa und Dohalitz erobert hatte, wurde nun gegen den Wald dirigirt, welcher oberhalb dieser Ortschaften neben der Sadowa und Lipa verbindenden Landstraße liegt. Die Truppen rückten gegen den Wald vor, vermochten indeß anfangs kein Resultat zu erzielen; denn da die Oesterreicher auch hier wieder eine gedeckte Stellung hatten, brachte das Zündnadelgewehr keinen Eindruck hervor und eine ganze an dem anderen Ende des Gehölzes aufgestellte Batterie feuerte durch die Bäume und richtete in den Reihen der Preußen entsetzliche Verwüstungen an. Dessenungeachtet verfolgten die Angreifenden mit unbeugsamer Ausdauer ihr Ziel, und es gelang ihnen endlich, die am Eingange des Gehölzes ihnen entgegenstehenden Hindernisse hinweg zu räumen und in dasselbe hineinzudringen. Von Baum zu Baum wurde der Kampf nun fortgesetzt, und die Oesterreicher machten manchen energischen Versuch zur Wiedereroberung des verlorenen Waldterrains;

ihre knabenhaften Truppen stürzten jedoch in diesem persönlichen Handgemenge vor den kräftigen Männern der achten Division wie Kegel nieder. Als aber die Vertheidiger sich eine kurze Strecke zurückgezogen und ihre Artillerie wieder freien Spielraum unter den Bäumen gewann, erlitten die Preußen furchtbare Verluste, und in der Mitte des Gehölzes kam der Kampf zum Stehen.

Zu dieser Zeit spielte die österreichische Artillerie eine glänzende Rolle, und um 1 Uhr konnte die ganze Schlachtlinie der Preußen kein weiteres Terrain gewinnen; ja sie mußte sogar die heftigsten Anstrengungen machen, um nur den bereits erkämpften Boden zu behaupten. Zu einer Zeit schien es, als würde das so mühsam Errungene wieder verloren gehen, denn das österreichische Feuer hatte manche Kanone demontirt, auf dem bewaldeten Boden hatte das Zündnadelgewehr keinen angemessenen Spielraum, und der Infanteriekampf war im Ganzen auf beiden Seiten gleich.

Prinz Friedrich Karl ließ nun die fünfte und sechste Division vorrücken. Sie legten ihre Helme und Proviantbeutel auf den Erdboden und avancirten zum Fluß hin. Der König war in diesem Moment in der Nähe der Bistritz und wurde von den in die Schlacht marschirenden Truppen mit lautem, freudigem Zuruf begrüßt. Sie gingen über die Sadowa-Brücke, betraten den Wald, und bald verkündete der wachsende Tumult des Gewehrfeuers, daß sie in den Kampf einzugreifen begonnen hatten. Die österreichischen Kanoniere jedoch feuerten Salve auf Salve in ihre Reihen, und nachdem sie nur einige hundert Ellen weit vorgedrungen waren, wurden sie wieder zurückgedrängt, ohne den Feind erreicht zu haben; denn nicht nur Granatensplitter flogen unter ihnen umher, Tod und entsetzliche Wunden in ihren Reihen verbreitend, sondern auch große Bruchstücke der durch die Kugeln zerschmetterten Bäume flogen massenweise umher, — riesenhafte Holzstücke, die sogar noch schrecklichere Wunden verursachten.

Auch General Herwarth schien zur Rechten in seinem Vordringen

gehemmt zu seyn. Der Dampf seiner Artillerie und seines Gewehrfeuers, der bisher stetig fortgeschritten war, stand eine Zeitlang still. Franseckys Leute, die furchtbar gelitten hatten, konnten nicht zum Angriff auf den Sadowa-Wald vorgeschoben werden, da sie sich der Gefahr ausgesetzt hätten, von den in der Front von Lipa aufgestellten Kanonen im Rücken genommen zu werden. Die ganze Artillerie war bereits im Gefecht, mit Ausnahme von acht Batterien, und diese mußten für den Fall eines Mißgeschickes reservirt bleiben. Die erste Armee war allerdings in ihrem Vordringen gehemmt. Die preußischen Befehlshaber begannen nun sehnsüchtig zur Linken umherzuspähen, in der Erwartung, irgend ein Zeichen von dem Herannahen des Kronprinzen zu erblicken. Man sah einige österreichische Kanonen bei Lipa nach der linken Flanke der Preußen feuern und gab sich der Hoffnung hin, daß jene Schüsse der Vorhut der zweiten Armee gelten möchten; doch war um 3 Uhr noch immer kein Anzeichen von preußischen, gegen Lipa vorrückenden Truppen vorhanden. Die Generale wurden offenbar unruhig; sie zogen die Infanterie aus dem Gefechte. Auch Cavallerie wurde zusammengezogen, damit sie entweder für die Verfolgung der Oesterreicher disponibel seyn oder den etwaigen eigenen Rückzug decken möchte. Mittlerweile ritt General von Rhetz davon, um nach der zweiten Armee umherzuspähen, und bald kehrte er mit der Nachricht zurück, daß der Kronprinz sich bereits zum Angriff auf Lipa anschickte, und daß die Kanonen auf dem rechten Flügel der Oesterreicher wirklich auf seine Truppen gefeuert hätten. Dies gab der ersten Armee neuen Muth; der Sadowa-Wald wurde endlich genommen und die jenseits desselben aufgestellte Batterie von den Jägern erstürmt. Um 3½ Uhr sah man die Colonnen des Kronprinzen über den Abhang gegen Lipa vorrücken, nachdem seine Artillerie die österreichischen Kanonen zum Schweigen gebracht hatte, — und Herwarth drang nun aufs neue gegen den österreichischen linken Flügel vor. Eine Viertelstunde darauf war die Infanterie des Kronprinzen bei Lipa im Gefecht, und ihre

schnell auf einander folgenden, immer weiter vorschreitenden Gewehrsalven verriethen, daß die Oesterreicher nun im vollen Rückzuge waren.

Die erste Armee drang nun auch ihrerseits vor, die Artillerie fuhr im Galopp die Anhöhe hinauf und wurde überall, wo sich eine passende Gelegenheit darbot, dem abziehenden Feinde ihre Granaten nachzusenden, in Thätigkeit gesetzt. Die aus den Gehölzen hervorkommende Infanterie formirte sich und rückte im Doppelschritte vorwärts. Prinz Friedrich Karl stellte sich nun an die Spitze seines Regimentes, sprengte über die Sadowa-Brücke und dann die Landstraße hinauf. Seine leichte Reiterei folgte ihm.

Als der Gipfel des Abhanges bei Lipa erreicht war, sah man die auf dem Rückzuge begriffenen Bataillone der Oesterreicher quer über eine Erdvertiefung eilen, welche zwischen Lipa und dem zwei Meilen weiter nach Süden hin gelegenen Dorfe Streſetitz den Boden durchschneidet. Die preußische Artillerie machte auf dem Gipfel des Lipa-Hügels Halt und sandte den Flüchtlingen Granaten nach, welche mit Entsetzen erregender Präcision über ihren Häuptern zerplatzten. Die Cavallerie sprengte nun zur Verfolgung davon; nachdem der Prinz eine kurze Strecke voran geritten war, mußte er sich entfernen, um die allgemeinen Bewegungen zu leiten, denn die österreichischen Batterien hatten auf dem Hügelrücken von Streſetitz Posto gefaßt und ein heftiges Feuer gegen die nachsetzenden Preußen eröffnet. Dies veranlaßte die Cavallerie, sich aus freien Stücken in kleine Detachements aufzulösen und sich auf die österreichischen Bataillone zu stürzen. Doch wurden die letzteren, trotz ihres eiligen Rückzuges, nicht in wilde Unordnung gebracht, und in manchen einzelnen Fällen warfen sie die Cavallerie zurück, die auch von der österreichischen Artillerie viel zu leiden hatte, — denn die Granaten explodirten häufig inmitten der Schwadronen und tödteten viele Leute und Pferde. Nichtsdestoweniger wurden die österreichischen Kanonen durch das heftigere Feuer der zahlreicheren preußischen Batterien endlich von ihrem Hügel vertrieben, und die Ver-

folgung begann nun aufs neue. Ein Theil der im Rückzuge begriffenen Oesterreicher schlug den Weg nach der Festung Königgrätz ein, ein anderer Theil wendete sich nach Pardubitz, und preußische Truppen wurden zur Verfolgung nach beiden Richtungen ausgesandt. Die auf der Erde liegenden Verwundeten kreischten vor Entsetzen, als sie die Cavallerie auf sich zu galoppiren sahen; doch trug Prinz Friedrich Karl Sorge, daß die verfolgende Reiterei ihnen auswich, und einmal hemmte er sogar die Verfolgung und ließ seine Schwadronen einen Umweg machen, damit sie nicht durch ein Kornfeld hindurchreiten sollten, in welchem mehrere verwundete Oesterreicher Zuflucht gesucht hatten. Als diese die Lanciers herankommen sahen, glaubten sie, man wolle sie massakriren; sie erhoben ein klägliches Geschrei und schwenkten weiße Taschentücher als Friedenszeichen. Sie hatten jedoch durchaus keinen Grund zur Besorgniß.

Eine sehr beträchtliche Anzahl von Gefangenen wurde eingebracht, da die Verfolgung sich bis zur Elbe erstreckte. Erst um 9 Uhr hörte das Schießen gänzlich auf; das Hauptcorps der Armee machte indeß schon um 7 Uhr Halt.

Als die Prinzen zurückkehrten, wurden sie, des Sieges wegen, von den Bataillonen mit lautem Hurrahruf begrüßt. Doch unterbrachen sie die Verfolgung des Feindes und entzogen sich dem freudigen Zuruf ihrer eigenen siegreichen Truppen, um die für die Verwundeten getroffenen Lazaretheinrichtungen in Augenschein zu nehmen. Das Schlachtfeld war mit einer unzähligen Menge Verwundeter bedeckt; auch Todte sind in großer Anzahl vorhanden; doch wird Alles, was den Letzteren vonnöthen ist, morgen gethan werden. Jede nicht niedergebrannte Hütte der ganzen Gegend ist mit Verwundeten angefüllt. Oesterreicher und Preußen liegen neben einander, die Krankenträger sind noch immer in Bewegung, und erst morgen zu einer vorgerückten Stunde können Alle untergebracht seyn. In den Lazarethen spielen die Johanniterritter durch Eifer in ihrer freiwillig übernommenen Arbeit eine her-

vorragende Rolle. Dieſer zum Zwecke des Beiſtandes für Schwache und Leidende vor Kurzem wieder ins Leben gerufene Ritterorden hat ein großes Lazareth-Etabliſſement hergeſandt, das unter der Leitung des Grafen Theodor von Stolberg ſteht. Aus den freiwilligen Spenden der Ritter werden Lazarethe in den den Kampfplätzen am nächſten gelegenen Städten und im Felde ſelbſt errichtet; alle nothwendigen Lazarethvorräthe werden von dem Orden mit umhergeführt, Krankenwärter beſorgt und durch ihren Beiſtand wird gar vielen Verwundeten, die vermittelſt der gewöhnlichen Vorkehrungen nicht verpflegt werden können, die ſorgfältigſte Fürſorge zu Theil."

Ein ſpäterer Artikel deſſelben Timescorreſpondenten fügt noch hinzu: „Auf der öſterreichiſchen rechten Flanke, gegen welche die Truppen des Kronprinzen vorrückten, waren die Batterien ſo ſtark und ſtanden einander ſo nahe, daß die Poſition mehr einer permanenten Feſtung, als einer bloßen Feldſchanze glich. Zur Linken und in der Front fand ſich allerdings mehr offener Raum; doch waren die Batterien eben ſo ſtark, obgleich über einen größeren Raum vertheilt. Kein Wunder, daß es einen Moment gab, in welchem die Soldaten der Erſten Armee im Vorrücken zögerten, denn daß Truppen überhaupt gegen eine ſolche Menge ſo geſchickt placirter Kanonen anzukämpfen vermochten, ohne gänzlich vernichtet zu werden, erſcheint in der That als ein Wunder. Niemand, der auf der Spitze des Lipa-Hügels geſtanden und die jene Poſition vollſtändig umſchließenden öſterreichiſchen Batterien überblickt hat, wird ſich der Ueberzeugung verſchließen können, daß die Truppen, welche während ſo vieler Stunden unter einem ſolchen Feuer aushielten und endlich ſolche Verſchanzungen erſtürmten, aus Männern von nicht geringer Bravour und Soldaten von nicht geringem Werthe beſtehen müſſen.

Als Prinz Friedrich Karl am Abende vor der Schlacht den Kronprinzen um ſeine Mitwirkung erſuchen ließ, antwortete der Letztere, daß er um 2 Uhr auf dem Schlachtfelde erſcheinen würde. Mehr als

ſeinem Verſprechen getreu, war er mit zwei Corps bereits um 12½ Uhr zur Stelle, und ſeine Artillerie war zu dieſer Stunde mit den Batterien auf dem öſterreichiſchen rechten Flügel engagirt. Doch war das Feuer der öſterreichiſchen Batterien ſo furchtbar, daß der Kronprinz mit der Infanterie nicht angreifen konnte, bis etwas geſchehen war, um die feindlichen Kanonen zum Schweigen zu bringen. Die den erſten Angriff dirigirenden Generale konnten von des Kronprinzen Infanterie nichts ſehen, da dieſe ſich durch die Unebenheiten des Terrains gegen die öſterreichiſche Kanonade zu decken geſucht hatte. Der von der Zweiten Armee abgeſandte Adjutant, welcher dem Könige die Nachricht von der Ankunft des Kronprinzen zu bringen beauftragt war, mußte einen weiten Umweg machen und kam erſt ſpät am Nachmittage bei den Generalen an, welche den Angriff der Front leiteten. Dieſe Verzögerung erregte hier große Unruhe, und man hatte zu fürchten begonnen, daß dem Kronprinzen und ſeinen Truppen irgend ein Unfall zugeſtoßen ſey. Je weiter der Nachmittag vorrückte, deſto größer wurde die Beſorgniß, da man nun zu der Einſicht gelangt war, daß die öſterreichiſche Poſition zu ſtark ſey, um durch einen Frontangriff allein bezwungen zu werden. Der König ſelbſt blickte wiederholt und immer vergebens durch ſein Fernrohr in die nebelerfüllte Ferne. Von preußiſchen Infanteriſten war auf dem Abhange von Lipa nichts wahrzunehmen; auch die Kanonen befanden ſich außer Sicht, da ſie auf der andern Seite des Lipa-Hügels ſtanden, oder vor dem Standorte, den der preußiſche Stab einnahm, durch das Gehölz verdeckt waren, das ſich von Benatek den Abhang hinauf bis nach Lipa hinzieht. Alle Beſorgniſſe waren jedoch grundlos, denn der Kronprinz war, wie bereits erwähnt, vor 1 Uhr auf dem Schlachtfelde, und außer den von ihm mitgebrachten beiden Corps eilten auch ſeine andern beiden Corps hinter ihm einher, mit Ausſchluß einer Brigade, die zur Beobachtung der Feſtung Joſephſtadt zurückgelaſſen worden war. Seine Kanoniere erwiderten energiſch das Feuer der öſterreichiſchen Batterien,

und auf der anderen Seite des Abhanges war die Infanterie des 1. und 5. Armeecorps in heftigem Gefechte, um ein Dorf und ein Gehölz im rechten Hintertreffen der Oesterreicher zu erobern. Und hier wüthete der Kampf mit der größten Heftigkeit, denn der österreichische Befehlshaber wußte, daß der Kronprinz den wichtigsten Punkt seiner ganzen Position bedrohte, und er warf daher starke Truppenmassen dem Angriff desselben entgegen. Doch waren die Männer der Zweiten Armee nach drei jüngst erfochtenen Siegen von hohem Muthe beseelt, und es gelang ihnen, den an Zahl überlegenen feindlichen Truppen immer mehr Terrain abzugewinnen. Zwischen 2 und 3 Uhr erschienen die andern beiden Corps des Kronprinzen, und nun formirte er, ein Corps in Reserve haltend, die übrigen drei zum entscheidenden Angriff gegen die rechte Flanke der Oesterreicher. Mittlerweile hatte seine Artillerie über die österreichischen Kanonen große Vortheile errungen und einige vom Feinde besetzte Häuser in Brand gesteckt. Um 3½ Uhr rückte die Zweite Armee vor. Von der Front aus war nur der Angriff *eines* Corps zu sehen, da die beiden anderen auf dem entgegengesetzten Abhange des Lipa-Hügels zur Attake vorrückten. Zuerst verrieth ein Schwarm schwarzer Punkte, die über die Felder schlüpften, das Vorgehen der Tirailleure, und die österreichischen Scharfschützen, welche im Korn postirt gewesen, sah man vor ihnen davoneilen, um sich unter den Schutz ihrer eigenen Linien zu begeben. Unmittelbar hinter den Tirailleuren folgten die dichten Infanterie-Colonnen; sie glichen kleinen dunkeln Vierecken, welche längs der Seite des Hügels einherglitten. Die österreichischen Kanonen eröffneten ein scharfes Feuer gegen sie; doch drangen sie unerschütterlich vor, bis sie sich bis auf eine kurze Entfernung den österreichischen Batterien genähert hatten. Dann sandten einige schnell nach einander abgefeuerte Gewehrsalven eine dichte Rauchwolke empor, welche, in der trüben Atmosphäre schwebend, die Aussicht versperrte. Indessen verrieth das plötzliche Schweigen der österreichischen Kanonen, daß die Preußen

zum Handgemenge gekommen waren und in dieſem die Batterien erſtürmt hatten. Das zu den Letzteren hinaufführende Terrain war ſteil, und die Kanonen hatten unaufhörlich unter die ſtürmenden Colonnen gefeuert, bis die vorderen Reihen der Letzteren unmittelbar vor den Mündungen der Kanonen ſtanden. Die Schützen, welche ſich in die neben den Batterien angebrachten Laufgräben gelegt hatten, ſandten verheerende Gewehrſalven unter die Angreifenden; die Preußen jedoch, nicht achtend des Feuers der feindlichen Infanterie, noch der Steilheit des Bodens, ſtürzten geradeswegs zu den Kanonen hin, und den öſterreichiſchen Kanonieren und Scharfſchützen blieb endlich kein anderer Ausweg, als ſich umzuwenden und die Flucht zu ergreifen. Und nun begann das tödliche Zündnadelgewehr ſeine Kugeln den Fliehenden nachzuſenden, und dies geſchah mit ſolcher Präciſion, daß der Boden mit todten Oeſterreichern maſſenhaft bedeckt iſt. An einer Stelle ſind, auf einem einzigen Morgen Bodens, vierzig Leichen gefunden worden, und die Zahl der Verwundeten ſtand zu derjenigen der Todten in dem Verhältniß von 3 zu 1.

Die Niederlage der Oeſterreicher war nun unvermeidlich. Sobald der Kronprinz ſeine Infanterie gegen die öſterreichiſche Rechte vorrücken ließ, rückte die erſte Armee abermals vor und eilte unter Trommelſchlag und lautem Hurrah den vor ihr liegenden Hügel hinauf. Wie auf einen Zauberſchlag wurde die Sadowa-Landſtraße überſchritten, und die Bataillone ſtürmten gegen die öſterreichiſchen Batterien an. Niemand achtete darauf, daß es leichter ſeyn würde, die Kanonen ſeitwärts anzugreifen; die Soldaten fühlten ſich des Sieges gewiß und ſuchten ihn auf dem kürzeſten Wege. Obgleich durch die Unebenheit des Terrains in Unordnung gerathen und in Folge des ſchnellen Anlaufs außer Athem gekommen, eilten die preußiſchen Truppen mit ſolcher Schnelligkeit herbei, daß die öſterreichiſchen Artilleriſten keine Zeit fanden, mit den Kanonen weiter aufwärts zu fahren; ſie mußten ihre Geſchütze im Stiche laſſen und ſich und ihre Pferde durch die Flucht

zu bergen suchen. Die meisten der Kanonen, welche in Batterien aufgestellt worden, fielen den Preußen in die Hände. Diejenigen aber, welche man als Feldartillerie benutzt und, beiläufig gesagt, mit der größten Geschicklichkeit gehandhabt hatte, wurden schnell entfernt und auf einer weiter entfernten Anhöhe formirt, um den Rückzug der Infanterie zu decken.

Die Preußen pausirten nur wenige Augenblicke unter den eroberten Kanonen und gingen sogleich an die energische Verfolgung des Feindes. Schnell war der Gipfel des Lipa-Hügels erstiegen, und von hier aus sahen sie die ganze Strecke zwischen sich und Streselitz mit davoneilenden weißen Uniformen bedeckt. Die siegreichen Bataillone eröffneten ein schnelles Feuer auf die fliehenden Feinde, und viele der Letzteren stürzten nieder und rollten den abschüssigen Boden hinab. Die beiden Corps, welche der Kronprinz mehr gegen das österreichische Hintertreffen dirigirt hatte, fielen den Flüchtigen nun in die Flanke und richteten durch ihr Feuer entsetzliche Verheerungen unter ihnen an. Auch die preußische Artillerie kam schnell herbei und sandte, vom Lipa-Hügel aus, ihre Granaten unter die fliehenden Soldaten. Dessenungeachtet hielten die Oesterreicher ihre militärische Ordnung aufrecht, und ihr Rückzug artete nicht in wilde Flucht aus. Ein solcher Rückzug macht der Tapferkeit der österreichischen Soldaten so viel Ehre, wie eine gewonnene Schlacht.

Was die preußische Cavallerie betrifft, so konnte sie die Landstraße nicht eher verlassen, als bis sie den Gipfel des Hügels beinahe erreicht hatte, da der Weg auf beiden Seiten von Gehölzen begrenzt war. Bei ihrer Ankunft hatte demnach die österreichische Infanterie bereits die Hälfte der Strecke zurückgelegt, welche Lipa von dem weiterhin gelegenen Hügel bei Streselitz trennt. Hier aber hatten die österreichischen Batterien Posto gefaßt und begannen die auf der Verfolgung begriffenen Truppen heftig zu beschießen. Prinz Friedrich Karl, der sich in diesem Augenblicke an der Spitze der Husaren und Dragoner

befand, mußte dieſe nun verlaſſen, um für den Angriff auf die von der öſterreichiſchen Artillerie gefaßte neue Poſition ſeine Anordnungen zu treffen, und die Cavallerie löste ſich ſogleich in einzelne Schwadronen, ja ſogar in noch kleinere Abtheilungen auf und ſtürzte ſich mit wildem Ungeſtüm auf die Fährte der ſich zurückziehenden feindlichen Infanterie. Doch begannen die Granaten der öſterreichiſchen Artillerie unter der verfolgenden Reiterei zu ſpielen, während die fliehende Infanterie, wenn die Verfolger ihr zu nahe nachrückten, ſich umwandte und Salven abfeuerte, die manchen Sattel leer machten. Auch war die öſterreichiſche Cavallerie noch nicht vom Schlachtfelde gewichen, obgleich ſie außer Stande war, ſich zur Deckung ihrer Infanterie dem furchtbaren Feuer der preußiſchen Kanonen entgegenzuſtellen. Als ſie jedoch von der feindlichen Cavallerie angegriffen wurde und in Folge dieſes Umſtandes die preußiſchen Kanonen ihr gegen ſie eröffnetes Feuer unterbrechen mußten, kämpfte ſie tapfer und opferte ſich, um den Rückzug der Ihrigen zu decken. Mehrere Schwadronen des dritten preußiſchen Dragonerregiments trafen mit einem öſterreichiſchen Küraſſierregiment zuſammen; das Letztere wandte ſich zurück und attakirte. ‚Große Männer auf großen Pferden,‘ drängten ſie die Preußen zurück und mit ihren wuchtigen Schwertern einhauend, brachten ſie den Dragonern ſchwere Verluſte bei. Als Hohenlohe's preußiſche Uhlanen die Bedrängniß ihrer Kameraden ſahen, griffen ſie die Flanke der Oeſterreicher mit eingelegter Lanze an und zwangen ſie zum Rückzuge. Doch wurden ſie nun auch von Ziethens Huſaren im Rücken angegriffen. Ein wilder Kampf entſpann ſich; die Küraſſiere, für ihr Leben fechtend, hieben wüthend um ſich; die Uhlanen jedoch trieben ihre Lanzen in die Pferde der Oeſterreicher, während die leichten und behenden Huſaren ſie umzingelten, und nur zehn Oeſterreicher ſollen aus dieſem Kampfe unverwundet hervorgekommen ſeyn.

Die öſterreichiſche Artillerie vermochte ihre neue Poſition nicht lange zu behaupten. Das Feuer der preußiſchen Kanonen und die zu

einem weitern Angriff getroffenen Anordnungen zwangen sie bald zum Rückzuge. Langsam wich sie zurück; doch auf jeder neuen Anhöhe, die sie der Reihe nach erreichte, begann sie aufs neue gegen ihre Verfolger zu kämpfen, um diese aufzuhalten und für ihre eigene Infanterie Zeit zur Fortsetzung des Rückzuges zu gewinnen.

Die Verfolgung wurde bis nach dem Einbruche der Dunkelheit in der Richtung der Elbe energisch fortgesetzt. Die Oesterreicher gingen theils nach Königgrätz, theils nach Pardubitz, und man erwartete, daß sie beim Uebergange über den Fluß auf den wenigen Brücken zusammengedrängt, von der preußischen Cavallerie eingeholt und ihre Armee beinahe vernichtet werden würde. Sie hatten indessen die sehr kluge Vorsichtsmaßregel getroffen, sieben oder acht Brücken über den Fluß zu werfen, und so gelangten sie ohne großen Verlust zur Nachtzeit über den Strom."

Der Timescorrespondent im österreichischen Lager berichtete: „Die Sonne, welche diesen Morgen bei ihrem Aufgange eine von froher Hoffnung und Zuversicht zu sich und ihrem Führer belebte Armee beschien, ist soeben inmitten schwerer Massen scharlachrother Wolken und hinter derselben Armee untergegangen, die nun, besiegt und zersprengt, vor einem früher geringgeschätzten Feinde in voller Flucht begriffen, brennende Dörfer zurückläßt, deren Flammen noch spät in die Nacht hinein den Himmel röthen werden.

Nach dem langen Marsche und den großen Entbehrungen, welche die Truppen zu ertragen gehabt, schien eine zweitägige Rast sie in eine vortreffliche Stimmung versetzt zu haben, und sie wünschten nichts Anderes, als nur gegen die Preußen geführt zu werden. Dieser Wunsch ist ihnen gewährt worden, — die mit demselben verknüpfte Hoffnung ist vernichtet. Die Schlacht ist so vollständig verloren, wie irgend eine Schlacht ohne vollkommene Auflösung der besiegten Armee es nur seyn könnte. Ich schreibe diese Zeilen in einem Gehöfte, wo

einige der verſprengten Mitglieder des Stabes ausruhen, bevor ſie den Rückzug fortſetzen.

Um 7 Uhr Morgens wurde die Schlacht des heutigen Tages durch ein Artilleriefeuer von Seiten der Preußen eingeleitet. Die öſterreichiſche Armee war auf einer niederen Hügelkette zwiſchen Smiritz und Nechanitz aufgeſtellt und ſieben Armeecorps waren, die Sachſen ungerechnet, innerhalb eines Raumes von neun Meilen zuſammengezogen. Der Centralpunkt, wo Feldzeugmeiſter Benedek während des größten Theiles der Schlacht zu finden war, befand ſich auf einem Hügel, der die Fronte, den rechten und den linken Flügel beherrſchte. Faſt unmittelbar unterhalb dieſes Punktes lag das kleine Dorf Lipa, das einen hervortretenden Winkel bildete, von welchem die Flanken nach beiden Seiten hin zurücktraten.

Links ſtanden die Sachſen, dieſen zunächſt in der erſten Linie das 10. Corps unter dem Befehl des Feldzeugmeiſter-Lieutenant Gablenz; das 3. unter dem Erzherzog Ernſt und das 4. unter dem Grafen Feſtetics waren im Centrum aufgeſtellt; das 2. unter dem Grafen Thun ſtand auf der Rechten. Hinter den Sachſen war das von dem Erzherzog Leopold befehligte 8. Corps zur Unterſtützung poſtirt. Als Reſerve ſtanden, unter Clam-Gallas und Ramming, das 1. und 6. Corps. Die Cavallerie war im Hintertreffen aufgeſtellt, um eine paſſende Gelegenheit zum Eingreifen abzuwarten.

Die Schlacht begann um 7 Uhr des geſtrigen Morgens und um 10 Uhr Vormittags nahmen der Feldzeugmeiſter und ſein Stab ihre Stellung auf dem oberhalb des Dorfes Lipa gelegenen Hügel. Die Kanonade war auf der ganzen Linie heftig; doch das Intereſſe des Augenblickes galt dem kleinen Dorfe unter uns, um deſſen Beſitz ein wüthender Kampf ſtattfand. Da jedoch in das Innere des Ortes niemand hineinblicken konnte, ſo will ich nur anführen, daß die Oeſterreicher den Beſitz deſſelben behaupteten. Ein anderes, weiter abwärts gelegenes Dorf und ein jenſeits des letzteren gelegenes Gehölz wurden

während des größten Theils des Tages von den Preußen behauptet. Um 10½ Uhr marschirten zwei Jäger-Bataillone mit lautem Hurrahruf an uns vorüber, um sich an dem Kampfe zu betheiligen. Die tapferen Burschen glaubten nur muthig und trotz des heftigen feindlichen Feuers vorrücken zu dürfen, um alles vor sich niederzuwerfen; doch wußten sie wenig von der Taktik des Feindes, noch von der tödtlichen Wirkung des Zündnadelgewehrs. Es ist schmerzlich, ein Uebermaß von Tapferkeit tadeln zu müssen; doch habe ich im Allgemeinen gefunden, daß die österreichischen Truppen sich den feindlichen Kugeln aussetzten, wenn sie mit eben demselben Nutzen augenblicklich in gedeckter Stellung hätten bleiben können, und beständig die kleinen Vortheile vernachlässigten, die ein unebenes Terrain, Gehölze und Gräben als Schutz gegen feindliche Geschosse darzubieten vermochten. Sie schienen stets bestrebt, zum Handgemenge zu kommen und sich als Waffe des Bajonets oder des Gewehrkolbens bedienen zu können. Hieraus entsprang eine nutzlose Vergeudung von Menschenleben und eine dem entsprechende Scheu vor dem preußischen Feuer. Die Preußen dagegen schossen, wo es nur möglich war, stets aus Gehölzen, Häusern oder Hohlwegen; es schien ihren Leuten eingeschärft zu seyn, ihr Leben zu schonen, als den werthvollsten Besitz, den sie ihrem Lande erhalten könnten. Ueberdies muß jeder unbefangene Beobachter die Wahrnehmung machen, daß eine sich in der Defensive haltende Armee sich etwas mehr verschanzen könnte. Einige Wagenladungen Spaten würden für die Last ihres Transports durch die größere Sicherheit, welche sie den Truppen gewähren müßten, reichlichen Ersatz bieten. Wollen meine Freunde unter den Offizieren der österreichischen Armee mir ferner die Bemerkung verzeihen, daß mehr Häuser mit Schießscharten versehen und noch manche andere jener Vorsichtsmaßregeln adoptirt werden könnten, welche jedem Kriegskundigen so vollkommen bekannt sind? Niemand kann jemals den Muth der österreichischen Militairs in Zweifel ziehen; wollen sie jedoch niemals die Lehre an-

nehmen, daß Vorsicht und Klugheit den bessern Theil der Tapferkeit bilden?

Um 11¼ Uhr des Vormittags debouchirten preußische Verstärkungen aus einem Gehölz hinter dem zweiten Dorfe auf ihrer Rechten. Man glaubte anfangs, sie wären auf dem Rückzuge; sie rückten jedoch tirailleurartig gegen Lipa vor, um ihre dort im Gefecht stehenden Kameraden zu unterstützen. Zwei aus Achtpfündern bestehende Batterien, die rechts und links von dem Standpunkte des österreichischen Stabes aufgestellt waren, eröffneten ein ziemlich wirksames Feuer gegen die Anrückenden; doch betrug die Schußweite ungefähr 3000 Schritt und die Batterie zur Linken war unvortheilhaft placirt, so daß das Vorrücken des Feindes nicht gehemmt werden konnte.

Um 11½ Uhr erhielt Windischgrätz den Auftrag, seine Cavallerie nach der Ebene vorzuschieben und sie zum Angriff bereit zu halten. Drei Küraſſier-Regimenter rückten mit dem die österreichische Cavallerie charakterisirenden schimmernden Glanze in guter und fester Haltung vor. Im Kampfe sah ich sie nicht, obgleich sie, gemeinschaftlich mit der übrigen Cavallerie, den Rückzug deckten und schwere Verluste erlitten. Doch nur ein gänzlich kaltes Herz hätte die tapferen Burschen felsenfest unter dem heftigen Feuer der weittragenden preußischen Gewehre so lange sitzen zu sehen vermocht, ohne von Gefühlen der Theilnahme bewegt zu werden. Die Cavallerie hat, außer beim Rückzuge, bisher gar keine Chancen gehabt und man hört manchen Seufzer, sieht manche Thräne über die mehr als decimirten Reihen ‚unserer herrlichen Reiterei.'

Unmittelbar darauf sandte Benedek Befehle an die Artillerie, mit ihrem Feuer zurückhaltender zu seyn, da sie sonst ihre Munition erschöpfen würde.

Gegen 12 Uhr erhielt der Fürst von Holstein den Auftrag, das Terrain zu recognosciren, über welches er mit seiner Cavallerie-Division bald würde vorzurücken haben, und fünf Minuten später traf die Nach-

richt ein, daß das 5. preußische Armeecorps gegen unsern rechten Flügel vorgehe. Die sogleich gegebene Antwort lautete: Das Terrain müsse behauptet werden und wenn das unmöglich wäre, so solle der rechte Flügel langsam zurückgehen.

In diesem Stadium der Schlacht herrschte vollkommene Gelassenheit und Zuversicht. Die auf dem linken Flügel stehenden Sachsen behaupteten ihre Position. Eine preußische Batterie feuerte gegen die in der Nähe des Stabes aufgestellten Achtpfünder, doch flogen die meisten Geschosse hoch über die Batterie und über unsere Köpfe hinweg und fuhren 400 Ellen hinter uns in die Erde, in welche sie, in natürlicher Folge ihres hohen Fluges, sich tief hineinwühlten. Die achtpfündigen Kanonen auf der Linken wurden aus der für sie in der Eile konstruirten Batterie nach einem niedrigern Niveau geschafft, von wo aus sie die preußischen Truppen zwischen Lipa und dem jenseits liegenden Gehölz in der Flanke beschießen konnten. Die Batterie zur Rechten setzte ihr direktes Feuer gegen die links von dem Gehölze stehenden feindlichen Colonnen fort.

Um 12¼ Uhr ließ Gablenz sagen, daß seine Munition auf die Neige gehe, und bat, daß einige der Reserve-Batterien ihm gesandt werden möchten. Der sehr ruhige und gesammelte Oberbefehlshaber antwortete, gelassen seine Cigarre weiterrauchend, er könne keine entbehren, und fügte die Frage hinzu, weshalb Gablenz so viel Munition verbraucht habe. Nach wenigen Minuten jedoch schickte er drei Achtpfünder-Batterien aus der Reserve. Es blieben jetzt nur noch 12 Achtpfünder-Batterien und 24 Regimenter der schönsten Cavallerie in der Welt (wenn man dem Gerücht glauben darf) für einen kritischen Augenblick reservirt.

Um 12¼ Uhr stand Lipa in Flammen und eine furchtbare Kanonade fand auf der ganzen Linie statt. Nicht weniger als tausend Kanonen öffneten ihre Schlünde auf entgegengesetzten Seiten des Thales. Die weißröckigen Küraſſiere saßen wie Bildsäulen auf ihren Pferden,

nicht achtend der Granaten, welche in ihren Reihen aufräumten oder vor ihrer Front explodirten. Was den sceniſchen Effekt noch erhöhte, war der Umſtand, daß in dieſem Augenblicke die aus der Reſerve herbeigeholten drei Batterien herankamen, deren Bedienung unter wildem Geſchrei und Peitſchenſchwingen in einer Entfernung von wenigen Ellen an dem Stabe vorüber galoppirte. Die von den Leuten ausgeſtoßenen Töne waren ſo verſchieden von dem gewöhnlichen Hurrahruf der Jäger, daß ich mich erkundigte, wer ſie wären. Die mit ſtolzem Lächeln gegebene Antwort lautete: ‚Ungarn‘.

In dieſem Momente wendete ſich Feldzeugmeiſter Benedek im Sattel um und ſagte: ‚Niemand ſoll auch nur über eine einzige Batterie weiter verfügen; ich werde ſie alle ſogleich brauchen.‘ — Die Wolken, welche den ganzen Tag über dem Hügel geſchwebt hatten, begannen ſich jetzt in feinen Regen aufzulöſen und der Rauch hing in gewaltigen Maſſen über der erſten Schlachtlinie.

Wenige Minuten nach 1 Uhr trabte der Stab davon, um die Lage der Dinge auf dem rechten Flügel in Augenſchein zu nehmen. Als die grünen Federn ſich ſchnell fortbewegten, ſtimmten die Muſikchöre die Nationalhymne an und die Leute begrüßten ihren Feldherrn mit lautem Zuruf. Auf jedem Antlitz ſpielte ein freundliches Lächeln; die Jäger warfen ihre Hüte in die Luft; Alles ſchien von der beſtimmten Hoffnung auf einen bevorſtehenden Sieg beſeelt. Benedek jedoch winkte den Leuten, ihre Demonſtrationen einzuſtellen, und rief in ſeinem ſtets lauten und kräftigen Tone: ‚Jetzt nicht; — wartet bis morgen, Kinder.‘

Wir kehrten nach dem früheren Standorte zurück und kamen gerade rechtzeitig an, um das 3. Corps mit Muſik und unter lauten Ausrufungen der Leute durch das Thal vorrücken zu ſehen. Um dieſe Zeit — 1½ Uhr Mittags — ging alles gut; die Preußen ſchienen ſich zurückziehen zu wollen; die Infanterie war in beſter Stimmung, die Cavallerie faſt unberührt und in der Nachhut ſtand eine Artillerie-

Reserve, die, wie es schien, vollkommen genügen würde, um alle Hindernisse zu überwinden, so daß alsdann nichts weiter zu thun wäre, als mit Hülfe der Cavallerie den ohnehin schon erschöpften Feind vollständig zu zerstreuen.

Graf Festetics, Kommandeur des 4. Corps, war im Anfange der Schlacht verwundet worden, und sein Unterbefehlshaber, welchem die ehrenvolle Aufgabe der Vertretung seines Vorgesetzten zufiel, begierig, seinen Eifer und seine Energie zu entfalten, vielleicht auch glaubend, daß der Moment zu einem entschiedenen Handeln nun gekommen sey, ließ seine Leute vorrücken, und das 2. Corps ging zu seiner Unterstützung vor. Nun aber scheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß der Hauptangriff der Preußen unserm linken Flügel gelten sollte, und dieser war durch das den Sachsen zur Unterstützung beigegebene 8. Corps verstärkt worden. Der preußische linke Flügel muß verhältnißmäßig schwach gewesen seyn und man darf den General entschuldigen, daß er seine Instructionen überschritt, — wenn nämlich die Auskunft, welche ich diesen Morgen aus einer sehr zuverlässigen Quelle erhielt, nicht etwa auf einem Irrthum beruht. Wie dem auch seyn mag, — hätte Chlum, ein Dorf auf dem Hügel rechts von Lipa, nicht ohne Deckung bleiben dürfen. Man sagt, eine preußische Patrouillen-Abtheilung habe, als sie den Posten unbesetzt fand, von ihm Besitz genommen, ein Haus in Brand gesteckt, als Signal für die Ihrigen, in bedeutenderer Anzahl herbeizukommen, und gegen die wenigen in ihrer Nähe befindlichen österreichischen Truppen jenes schnelle Zündnadelgewehrfeuer eröffnet, welches die Schwäche einer unbedeutenden Streitmacht so wirksam zu verbergen geeignet ist.

Es war 3 Uhr, daß Benedek benachrichtigt wurde, daß Preußen hinter ihm ständen. Mit dem ihm eigenen Ungestüm galoppirte er sogleich der ihm bezeichneten Stelle zu, um die zur Vertreibung der Gegner erforderlichen Befehle zu ertheilen und deren Ausführung selbst zu überwachen. Von seinem ganzen Stabe gefolgt, sprengte er nach

der Richtung zwiſchen Chlum und den Truppen. Schneller als ich es niederzuſchreiben vermag, ſank Prinz Eſterhazy vom Pferde; — ſein Schlachtroß war unter ihm erſchoſſen; Graf Grünne erhielt eine, wie man ſagt tödtliche Wunde; Baron Henikſteins engliſche Stute wurde ſchwer verwundet und viele Unfälle traten unter den Leuten ein. Ich ſah den jungen Fürſt Eſterhazy, das ſchöne Geſicht mit Schlamm bedeckt, ſich mühſam emporraffen, das Pferd eines Dragoners beſteigen, der ſogleich mit einem andern verſorgt wurde. Der ganze Stab ritt nun davon, um eine geſichertere Stellung aufzuſuchen; vorher jedoch hatten die Mitglieder deſſelben die durch den plötzlichen Angriff beſtürzten und in Unordnung gerathenen Leute wieder geſammelt und formirt.

Der Schlüſſel der Poſition war in den Händen des Feindes und Schrecken war auf jedem Antlitz ausgeprägt. Nur Benedek blieb gefaßt und ruhig, während er hinwegritt, um einige Reſerven herbeizuholen und die verlorene Poſition wieder zu nehmen. Die Kugeln fielen noch maſſenweiſe, als der Stab dem Oberbefehlshaber nachritt, und als ſie ſich einem von Wirthſchaftsgebäuden umgebenen Gehöfte näherten, um in demſelben Deckung zu ſuchen, wurden ſie von einem neuen Kugelregen begrüßt, den die nunmehrigen preußiſchen Inhaber ihnen entgegenſandten. Eine dieſer Kugeln verwundete den Erzherzog Wilhelm am Kopfe; doch iſt, wie ich glaube, die Verletzung nicht gefährlich.

Es kann nicht überraſchen, daß dieſes unerwartete Erſcheinen des Feindes — gewiſſermaßen in unſerer Mitte, — und das in eben dem Augenblicke, als die öſterreichiſche Armee den Sieg ſchon in ihrem Bereich zu erblicken glaubte, einige Verwirrung hervorrief. Schnell brachte der Feind zwei Batterien herbei und inmitten des Kanonendonners, des Krachens der Granaten und des Pfeifens der Kugeln war es für die im Thale Stehenden überaus ſchwierig, Freund von Feind zu unterſcheiden.

Den zum Vorrücken kommandirten Bataillonen gelang es nicht, Chlum wieder einzunehmen, — und in die so unvorsichtig offen gelassene Lücke schob der Feind immer neue Truppen nach, — so daß nach wenigen Minuten die große Nordarmee sich an der Fronte, Flanke und im Rücken angegriffen sah. Nicht nur durch den von dem Feinde wirklich errungenen Vortheil wird eine derartige Lage zum sichern Vorboten herannahenden größern Unheils: der Glaube, von Feinden umringt zu seyn (wie die erregte Phantasie unter solchen Umständen vorzuspiegeln pflegt), erzeugt eine furchtbare moralische Wirkung. Dessenungeachtet benahm die Armee sich gut. Die Cavallerie avancirte oder machte Seitenschwenkungen, als wäre sie auf der Parade, und wäre es der Infanterie nur geglückt, sich des Dorfes Chlum wieder zu bemächtigen, so hätte der Sieg sich immer noch auf die Seite des österreichischen Heeres neigen können.

Dies sollte jedoch nicht seyn. Regiment nach Regiment, Batterie nach Batterie erschien auf den Höhen und beschoß das Hintertreffen der Oesterreicher. Vergebens warf sich Benedek in das heftigste Feuer der ersten Linie. Der Tod, welchen er suchte, wollte ihm nicht die Augen schließen, ihn nicht blind und unempfindlich machen für den Anblick, der sich rings umher ihm aufdrängte. Er konnte sich nicht der Aufgabe entziehen, den Rückzug der Armee zu leiten, — und dieser Rückzug war nur unter schweren Verlusten an Leuten, Kanonen und Vorräthen auszuführen. Dennoch ward noch nicht alles aufgegeben. Die Büchsen wurden nicht hinweggeworfen, die Kanonen nicht im Stiche gelassen, so lange sie noch vom Schlachtfelde gezogen werden konnten. Diejenigen Verwundeten, welche bereits auf dem Wege von der Front des Schlachtfeldes nach den Festungen waren, wurden sorgfältig weiter getragen. Plünderung oder sonstige Zügellosigkeit fand auf den vom Schlachtfelde hinwegführenden Wegen durchaus nicht statt, und kann die Regierung sie nur von neuem ausrüsten, so wird

die Nordarmee bald wieder bereit seyn, sich der schrecklichen Waffe, vor welcher sie geflohen ist, abermals entgegen zu stellen.

Um 4½ Uhr befand sich die ganze Armee in vollem Rückzuge. Ihre vom Feinde verfolgte Nachhut wurde von der Artillerie und Cavallerie geschützt, welche, wie man sagt, verzweifelte Ausfälle machten und bei diesen Gelegenheiten mehr als decimirt worden sind. Der Brücken über den Adlerfluß und die Elbe gibt es nur wenige und diese wenigen sind überaus schmal; die an solchen Punkten zusammentreffenden verschiedenen Colonnen geriethen in Unordnung und mischten sich unter einander. Kanonen, die nicht weiter fortgeschafft werden konnten, wurden von ihren Lafetten hinab und in den Fluß geworfen: auf diese Weise gingen viele verloren, doch sollen verhältnißmäßig nur wenige in die Hände des Feindes gefallen seyn. Ein Artillerie-Kapitain, der mich nach dem Verluste an Kanonen fragen hörte, sagte: ‚Von meiner ganzen Batterie sind nur noch eine Kanone und sieben Pferde übrig und viele andere Batterien sind in ähnlichem Zustande.' Ein anderer sagte: ‚Wir haben keine Artillerie mehr.' Der Stab des Hauptquartiers wurde während der Unordnung, welche der Verwundung des Erzherzogs Wilhelm folgte, gänzlich zerstreut; Benedek ward von seiner Eskorte getrennt und niemand wußte, wohin er sich gewendet hatte. Nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn aufzufinden, wendeten viele Mitglieder des Stabes — da alle wichtigen Positionen nunmehr in Feindeshand waren — dem Schlachtfelde den Rücken, um sich in Neu-Königgrätz wieder zusammen zu finden. Nach einem langen Ritte dort angekommen, fanden wir, daß der General den Ort bereits verlassen hatte, und den ermüdeten Pferden wurde eine Stunde zur Rast und Erfrischung gewährt. Alles war tief entmuthigt und niedergeschlagen."

Am Tage nach der großen Schlacht, am 4. Juli, schrieb der König von Preußen von Horzitz aus an seine Gemahlin in Berlin einen bald darauf in allen Zeitungen abgedruckten vortrefflichen Brief,

deſſen getreuen Wortlaut, nachdem in andern Abdrücken einige Irrthümer mit unterlaufen waren, die Kreuzzeitung vom 17. Auguſt mittheilte, wie folgt: „Am 2. verließ mich Fritz Karl (Prinz Friedrich Karl) um 3 Uhr Nachmittags nach einem Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, den durch Märſche und Kämpfe erſchöpften Mannſchaften 1 bis 2 Ruhetage zu gönnen. Um ½11 Uhr Abends traf jedoch General Voigts-Rhetz wieder bei mir ein, um die Ausbeute der Recognoscirungen des Tages zu melden, die dahin ging, daß bedeutende feindliche Maſſen von Joſephſtadt nach Königgrätz dieſſeit der Elbe ſich von 8—3 Uhr bewegt hätten, Gefangene ausſagten, die Armee concentrire ſich zwiſchen Elbe und Biſtritz und Königgrätz; es wurde mir daher vorgeſchlagen, den günſtigen Umſtand, daß die feindliche Armee ſich dieſſeit der Elbe ſchlagen zu wollen ſcheine, zu benutzen und ihr die Schlacht anzubieten. Zu dem Ende ſollte ſich die erſte Armee mit dem 2., 3., 4. Corps im Centrum, Sadowa vor ſich habend, aufſtellen, General Herwarth mit ſeinen 1½ Corps über Nechanitz in die linke Flanke, Fritz mit der zweiten Armee, Garde, 1., 5., 6. Corps von Königinhof, ſeinen linken Flügel längs der Elbe, in die rechte Flanke des Feindes vorgehen. Erſt um Mitternacht hatte ich mit General Moltke alles feſtgeſtellt: beſtimmte meinen Aufbruch auf 5 Uhr früh, da die Armee ſofort Nachts 2 Uhr den Marſch anzutreten hatte. Ich hatte faſt vier Meilen zu fahren und glaubte immer noch nicht recht an die Richtigkeit der Annahme, daß der Feind dieſſeits der Elbe ſtehen könne. Aber nur zu bald ſollte ſich die Richtigkeit herausſtellen. Als ich in einem kleinen Dorfe, Dub, zu Pferde ſtieg, regnete es und dauerte derſelbe mit langen Unterbrechungen den Tag über an. Schon bei den Truppen vorüberfahrend, wurde ich fortwährend von denſelben mit Hurrah begrüßt. Das Gefecht fing ſo eben 8 Uhr mit Artilleriefeuer des 2. Corps an, als ich in Sadowa ankam und auf einer Höhe Poſto faßte; dies Corps ſtand rechts von hier. Die Diviſion Horn (8. Diviſion) ging bei Sadowa über die

Bistritz und griff vorliegende waldige Höhen an, gewann bei der Heftigkeit der Vertheidigung wenig Terrain, die 7. Division (Franseckÿ) entwickelte sich mehr links, mit gleich schwankendem Erfolge, Herwarth griff schon nach 1½ Stunden, von Nechanitz kommend, ins Gefecht ein, welches von nun an fast während fünf Stunden hauptsächlich in Artilleriegefecht bestand, untermischt mit Infanteriegefecht in waldigen Bergen. Mit Sehnsucht sahen wir dem Eintreffen der zweiten Armee entgegen, denn bei diesem langen Artilleriekampf mußte dieselbe mehrere Mal bereits ihre Reserve-Munition verausgaben. Das Infanteriegefecht schwankte hin und her. Endlich entdeckten wir die ersten Spuren der Annäherung des Garde-Corps, aber das Gefecht konnte man nicht sehen, indem es jenseits einer Höhe vor sich ging und man nur dasselbe aus der Flankenstellung annehmen konnte. Trotz dieser Umgehung und trotz dem allmäligen, sehr langsamen Vordringen Herwarths hielt der Feind in dem Centrum immer noch festen Stand. Jetzt wurde die 5. Brigade (Schimmelmann), Leib-, 48. Regiment zur Unterstützung des Angriffs auf das Centrum vorgenommen. Ich ritt durch die Regimenter durch, die mich mit lautem Jubel begrüßten (während Piefke im Marsch ‚Heil Dir im Siegerkranz' blies, ein ergreifender Moment). Plötzlich wurde das Artilleriefeuer im Centrum schwächer und wurde Cavallerie verlangt, ein Zeichen, daß der Feind anfange zu weichen. Jetzt verließ ich meine Höhe, weil der Sieg anfing, sich durch den Flanken-Angriff der zweiten Armee zu entscheiden, und ritt mit der Cavallerie vor.

Hier stieß ich zuerst auf die im vollen Avanciren begriffene (Tambour battant) 2. Garde-Division und Theile des Garde-Füsilier-Regiments in Mitten eben genommener 12 Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben, die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur andern und überall

das nicht enden wollende Hurrahrufen! Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen! So traf ich auch noch die Truppen des 1., 6. und 5. Armeecorps, auch mein Infanterie-Regiment; vom 8. Corps nur das 8. Jäger- und vom 7. nur das 17. Regiment, die übrigen waren zu weit schon entfernt in der Verfolgung des Feindes. Jetzt brachen unsere Cavallerie-Regimenter vor, es kam zu einem mörderischen Cavalleriegefecht vor meinen Augen, Wilhelm an der Spitze seiner Brigade, 1. Garde-Dragoner-, Ziethen-Husaren, 11. Uhlanen- (Hohenlohe'sches) Regiment gegen österreichische Küraſſiere, Uhlanen, die total culbutirt wurden, und das Gefechtsfeld, das ich gleich darauf beschritt, sah fürchterlich aus, von zerhauenen Oesterreichern todt, lebend! So avancirte dann wieder die Infanterie bis zum Thalrande der Elbe, wo jenseits dieses Flusses noch heftiges Granatfeuer erfolgte, in das ich auch gerieth, aus dem mich Bismarck ernstlich entfernte. Ich ritt aber nun noch immer umher, um noch ungesehene Truppen zu begrüßen, wo ich Mutius, Württemberg und Bonin auch antraf. Alle diese Wiedersehen waren unbeschreiblich! Steinmetz, Herwarth fand ich nicht. Wie sah das Schlachtfeld aus! Wir zählten 35 Kanonen; es scheinen über 50 genommen zu seyn, mehrere Fahnen. Alles lag voller Gewehre, Torniſter, Patrontaschen, wir rechnen bis heute 12,000 Gefangene; hier befinden sich 50 gefangene Offiziere. — Aber nun den Revers der Medaille. Unser Verlust, der noch nicht ermittelt, er wird hoch seyn. Daß General Hiller von der Garde geblieben ist, wirst Du schon wissen, ein großer Verlust! Anton Hohenzollern hat 4 Gewehrkugeln im Bein! Ich weiß nicht, wie es ihm heute geht, er soll enorm brav gewesen seyn. Erkert ist schwer bleſſirt, ebenso Oberst Obernitz am Kopfe. Das 1. Garde-Regiment hat solche Verluste, daß aus zwei Bataillonen eins formirt ist! In welcher Aufregung ich war, kannst Du denken! Und zwar der gemischtesten Art! Freude und Wehmuth. Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz (dem Kronprinzen) mit seinem Stabe! Welch ein

colonne durch Sadowa, vorbei an den blutigen Spuren des erbitterten Infanteriekampfes um Dorf und Wald, vorbei an den verlaſſenen, mit Leichen und Trümmern bedeckten Poſitionen der öſterreichiſchen Artillerie. Nur vorwärts! Das war das einzige Gefühl dieſer langen Colonne, die 3/4 Meilen getrabt hatte, als ſie durch die verfolgende Infanterie, mit jubelndem Hurrah empfangen, durchritt. Hier waren Truppentheile von verſchiedenen Corps untermiſcht. Alles eilte vorwärts, den Feind vor ſich hertreibend. Auch Artillerie war gefolgt und vermehrte die Verwirrung in den abziehenden Trümmern des feindlichen Heeres. Jetzt war der Moment zum Einhauen für die Cavallerie gekommen; ohne die Pferde verſchnaufen zu laſſen, warfen ſich die Regimenter auf Artillerie und Infanterie, und beſtanden dann einen harten, aber ſiegreichen Kampf mit der öſterreichiſchen Reſervecavallerie, die zur Rettung ihrer Armee vorbrach. Während von unſerer Seite das neumärkiſche Dragoner-Regiment, das die Tête gehabt hatte, thüringiſche Huſaren, Ziethen-Huſaren, brandenburgiſche Huſaren Nr. 11, thüringiſche Uhlanen, Garde-Dragoner Nr. 2 ſich auf den Feind warfen, führten die Oeſterreicher ihre Küraſſier-Regimenter Wrangel, Prinz Karl von Preußen, Stadion, ihre Uhlanen-Regimenter Mexiko und Alexander vor, und ungefähr 6000 Reiter fochten auf engem Raume gegen einander. Der Sieg blieb unſer und jeder Widerſtand des Feindes war nun gebrochen. Dem 5. Armeecorps (General von Steinmetz) und den Truppen des Generals Herwarth, die von entgegengeſetzten Seiten gegen die auf Königgrätz zurückweichenden feindlichen Maſſen vorgingen, wurde die Verfolgung zu Theil, deren letzte Schüſſe erſt mit Sonnenuntergang verhallten. Die Truppen bivouakirten auf dem Schlachtfelde und bald erleuchteten zahlloſe Bivouakfeuer die Wahlſtatt, auf der die Nacht durch die angeſtrengteſte Thätigkeit der Aerzte und Krankenträger die traurigen Folgen des Kampfes zu lindern bemüht war. Wie groß unſere Verluſte ſind, läßt ſich noch nicht erſehen; wie ſchmerzlich ſie auch ſind,

sie haben dem Vaterlande einen der schönsten und großartigsten Siege erkauft, von denen die Geschichte zu berichten hat."

Ueber den Reiterkampf gab die Kreuzzeitung folgenden Bericht: „Das Dorf Streſetitz, dessen Lage für den Rückzug der österreichischen Armee besonders günstige Positionen darbot, ward gegen Abend noch ziemlich stark vertheidigt. Prinz Karl von Preußen befand sich unter den vordringenden Truppen und seltsamer Weise stand ihm das österreichische Kürassier-Regiment, dessen Inhaber er war und das seinen Namen trug, gerade gegenüber. Die preußische Reiterei, Neumärker-Dragoner, Ziethen-Husaren, Uhlanen, Garde-Dragoner, stürzten sich, nachdem sie ein fürchterliches Kartätschenfeuer ausgehalten hatten, in die schwere Cavallerie des Feindes. Der Zusammenstoß bot einen eben so fürchterlichen, als großartig schönen Anblick dar; es war ein Reitergefecht, wie es die Kriegsgeschichte selten darbieten möchte. Die preußische Cavallerie warf sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Feind. Die blitzenden Klingen, die flatternden Fahnen, Uniformen aller Art, Kopfbedeckungen jeder Façon, die schnaubenden Rosse wogten gleich wild empörten Fluthen durcheinander. Zuweilen war dieses ganze schrecklich schöne Schauspiel durch die Dampfwolken der Geschütze minutenlang verhüllt und wenn der Schleier riß, entdeckte man die wüthend miteinander ringenden Kämpfer, indeß österreichische und preußische Geschosse durch die Lüfte und den aufgewirbelten Staub pfiffen. Während des rasenden Cavalleriegefechts warf sich Infanterie vom 49. Regiment in die Kampflinie, formirte ein Carré und schickte zweimal hintereinander volle Lagen der Zündnadelgewehre unter die gegen sie andringenden Reiterschaaren. Die Wirkung war verheerend, Roß und Reiter stürzten haufenweise nieder. Ledige Pferde tobten zwischen den gelichteten Colonnen umher. Die Schwadronen stürzten gegen einander, warfen sich in wilder Flucht zurück, stürmten wieder vorwärts, um in die Säbel der Preußen oder in das vernichtende Kartätschenfeuer ihrer reitenden Batterien zu gerathen. Der wüthende

Kampf endete mit dem vollständigen Zurückwerfen der österreichischen Cavalleriemassen, die auf ihrer eiligen Flucht an dem Platze vorbeijagten, auf dem sich Prinz Karl befand, so daß er beinahe von ihnen mit fortgerissen worden wäre."

In der Neuen freien Presse hieß es: „Beide Schlachtlinien bildeten fast eine Eiform. Die Preußen wichen anfangs auf ihrem linken Flügel und im Centrum: Gablenz rechts, ging weit vor, vielleicht mit zu großer Bravour. Benedek soll wiederholt gerufen haben: ‚Er geht zu weit vor, er geht zu weit vor!' Man hielt die Schlacht für gewonnen. Da verstärkten die Preußen im Schutze der Bäume ihren rechten Flügel, durchbrachen unseren linken, brachten den Train in Unordnung, griffen Flanke und Rücken an. Durch das weite Vorgehen des rechten Flügels hatte sich dieser vom Centrum getrennt, eine Schlucht lag dazwischen; Benedek stand mit seinem Stabe in Chlum auf einer Anhöhe. Plötzlich wurde er und seine Umgebung von einem wahren Kugelregen überschüttet, vom Feinde, der sich durch die Lücke den Hohlweg herangeschlichen hatte, im Rücken angegriffen. Der glänzende Generalstab war mehr als decimirt. Erzherzog Wilhelm war verwundet, Graf Grünne und Oberstlieutenant Müller, Benedeks Liebling, fielen; Prinz Esterhazy wurde verletzt, den Andern wurden Pferde unter dem Leibe erschossen. Benedek selbst wurde wie durch ein Wunder gerettet. Der Feind, der den linken Flügel zerschmettert, vereinigte sich mit den rücklings Herangeschlichenen. Die Nordarmee war geschlagen."

Abends kam Gablenz als Parlamentär zum König, bei dem er wahrscheinlich Waffenruhe nachsuchte. Der König aber verfügte keine Unterbrechung der raschen Verfolgung. Diese übernahm zunächst Reiterei und berittene Artillerie. Das müde Fußvolk bezog um acht Uhr Abends auf dem blutigen Schlachtfelde seine Bivouaks, sang aber nach alter Sitte, wie einst auf dem Schlachtfelde von

Leipzig, bevor es sich zur Ruhe und zu einem kärglichen Imbiß niederließ, das fromme Lied: „Nun danket alle Gott!“*)

Die Oesterreicher verloren in dieser Schlacht 19,000 Gefangene, 174 Kanonen und elf Fahnen. Der König von Preußen entließ alle österreichischen Offiziere, welche verwundet in Gefangenschaft gerathen waren, auf ihr Ehrenwort.

---

*) Das Halle'sche Volksblatt für Stadt und Land Nr. 68 enthielt rührende Mittheilungen über das Schlachtfeld von Königgrätz: „Unter einem alten stattlichen Birnbaum, wo Oberst von Wietersheim, der Commandeur des 49. Regiments, tödtlich verwundet war, ließ Lieutenant von B. die letzten 88 Preußen beerdigen. Sie lagen da in Reih und Glied; bei ihnen auch etwa 30—40 Oesterreicher. Mit einem Blick sah man Tod und Verstümmelung in hundertfacher Gestalt. Von hier führte uns Herr von B. die Anhöhe nach Lipa hinauf, wo noch etwa 20 österreichische Kanonen standen, dahinter die gefallenen Pferde, zwei, vier, sechs bei einem Geschütz. Auf dem Wege dorthin hatte das 49. preußische gegen das 49. österreichische Regiment Heß gestanden. Die Oesterreicher lagen noch da in langen Reihen, wie hingemäht. Zwischen den Leichen, Waffen, Tornistern, Helmen, Käppis, Kochgeschirren und andern Trümmern lagen hin und her böhmische Gebetbücher, Kirchenbücher für die preußischen evangelischen und Gebet- und Gesangbücher für die katholischen Mannschaften. Dazwischen Spielkarten, Abrechnungsbücher, deutsche und italienische Briefe, geschriebene Lieder auf einzelnen Blättern und in Heften, alles wirr durch einander. Ich habe mir vieles aufgehoben und als eine stete Mahnung an die ernste Zeit mit heimgebracht. — Hier nur ein Brief aus Rust, den eine Braut an ihren österreichischen Verlobten richtet. Sie hofft auf glückliches Wiedersehen und klagt, daß sie ihr Bild, welches er sehnlichst erwartete, noch nicht habe machen lassen können; dann schließt der Brief:

Lieber Franz geschrieben hab ich bei der Nacht,
Die Liebe hat mich dazu gebracht,
Nun will ich mein schreiben Schließen
Weill aus meinen Augen Wasser fließet.

Sie wird ihren Franz auf Erden nicht wieder sehen.“

Die Schlacht bei Königgrätz gehört zu denen, die einen Wendepunkt in der Weltgeſchichte bilden und auf Jahrhunderte hinaus die Zukunft der Völker beſtimmen. Wir Deutſche dürfen uns Glück wünſchen, daß uns dieſe Schlacht die Thore einer Zukunft geöffnet hat, die ehrenvoller und befriedigender für uns ſeyn wird, als die Vergangenheit geweſen iſt. Auf den Höhen von Lipa und Chlum löste die preußiſche Garde die läſtige und ſchimpfliche Feſſel, an die einſt Fürſt Metternich das edle deutſche Volk zu legen ſo gottlos und leider auch ſo mächtig war. Der lähmende, alle Keime des Guten hemmende Bann iſt gewichen, das Eis iſt gebrochen und wenn auch in der erſten Zeit noch düſtere Wolken über den Himmel ziehen und Koth genug die deutſche Erde bedeckt, der ſchöne Frühling wird kommen.

Elftes Buch.

Die große Flucht in Böhmen.

Die Schlacht war für Oeſterreich verloren und Benedeks Niederlage ſo entſetzlich, daß ſie den ganzen Feldzug entſchied.

Ein großer Theil der geſchlagenen Armee floh inſtinctartig nach der nahen Feſtung Königgrätz. Sie war aber verſchloſſen, man feuerte ſogar von den Wällen auf die Flüchtigen, namentlich auf die Sachſen, die man in der Dämmerung für Preußen gehalten zu haben ſcheint. Hunderte ſtürzten ſich in die Wallgräben und ertranken, bis man endlich das Thor öffnete.

Jedes Commando hatte aufgehört. Soldaten aller Waffengattungen, bunt gemengt, ſuchten nur dem raſch verfolgenden Feinde zu entrinnen. Die preußiſchen Huſaren machten im Nachjagen eine Unzahl von Gefangenen. An der Elbe ſtockte die Flucht und hier erreichte die Verwirrung den höchſten Grad. Es gab nicht genug Brücken, und ſie waren ſo von Pferden und Kanonen vollgeſtopft,

daß das Fußvolk keinen Platz mehr fand. Tausende stürzten sich in die Elbe, selbst Verwundete, und wer nicht schwimmen konnte, ertrank.

Weil auch die preußischen Truppen sehr ermüdet waren, hielten sie in der Nacht mit der Verfolgung inne und ließen am 4. Juli Benedek Zeit, jenseits der Elbe seine aufgelösten Corps wieder einigermaßen zu ordnen. Er eilte jedoch zu entkommen und suchte, indem er mit dem Gros seiner Armee den Weg nach Olmütz einschlug, die Preußen dahin nachzuziehen, damit Wien mehr Zeit gewänne, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Nur sein am meisten zerrüttetes 10. Armeecorps und eine Reiterdivision entsandte er nach Wien. In großer Uebereilung verfügte man in Wien seine Absetzung, um ihn durch den noch in Italien weilenden Erzherzog Albrecht zu ersetzen. Diese Maßregel konnte die Verwirrung und Entmuthigung nur vermehren und die Stellung in Olmütz wurde unter solchen Umständen unhaltbar. Doch hatte Benedek das Verdienst, durch seine außerordentlich eilige Flucht die Nordarmee ohne neues Blutvergießen nach Olmütz zu bringen, denn sie wäre ohne Zweifel ganz aufgelöst worden, wenn die Preußen ihre Fühlung behalten hätten. Die Eile brachte der Armee große Strapazen und Entbehrungen, doch keinen neuen schweren Verlust.

Es kamen klägliche Dinge auf dieser Flucht vor. Die meisten Flüchtigen wandten sich nach Pardubitz. Als die Preußen diesen Ort einnahmen, fanden sie dort zweihundert schwer verwundete Oesterreicher, ohne einen Arzt, ohne die geringste Pflege. Die Preußen mußten nicht nur für ihre eigenen Verwundeten, sondern auch für die des Feindes sorgen, thaten es aber gern und machten dafür die großartigsten Anstrengungen. Lange Wagenzüge brachten preußische und österreichische Verwundete massenhaft nach Schlesien, wo sie von der Bevölkerung liebreich gepflegt wurden, denn von Seiten der böhmischen Bevölkerung geschah nichts.

Die Sachsen sollten in der Nähe von Pardubitz aus einem

Militärmagazin eine bestimmte Quantität Proviant fassen. Der Magazinverwalter lieferte ihnen aber so wenig, daß es ganz unmöglich war, ihren Hunger zu stillen, bis einer aus der Volksmenge einem Offizier zuflüsterte, für ein Trinkgeld würden sie alles erhalten. Und wirklich, kaum hatte man die Hand des Verwalters versilbert, so war Proviant genug da. (Nach einem Privatbriefe, aber aus zuverlässiger Quelle.)

Zu den größten Uebelständen gehörte der Mangel an Trinkwasser auf dem Wege, den die fliehenden und die nachfolgenden Truppen durch Böhmen nahmen. Schon die Sachsen fanden die wenigen Ziehbrunnen bald erschöpft und mußten oft trübes Pfützenwasser trinken. Die Preußen fanden die Brunnen leer oder die Anstalten zum Heraufziehen des Wassers zerstört. Dem Genuß des schlechten Wassers hauptsächlich wurde das Auftreten und Umsichgreifen der Cholera zugeschrieben.

Der „Kamerad" brachte schon drei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz eine Kritik des Feldzugs. Irrthümlich schob er die Schuld auf die Langsamkeit der Bayern. Wir sagen irrthümlich, weil Oesterreich auch ohne die Bayern die Offensive so gut hätte ergreifen können, wie es Preußen gethan hat. Man ist berechtigt anzunehmen, daß, wenn Benedek rasch in Sachsen eingerückt wäre, auch die Bayern viel schneller vorwärts gegangen wären. Die Bayern, als die schwächern Bundesgenossen, warteten das Vorgehen der Oesterreicher ab und das kann man ihnen auch nicht verdenken, da sie nicht wissen konnten, ob die Preußen, obwohl sie fast alle ihre Armeecorps in Böhmen concentrirten, gegen die allein vorrückenden Bayern nicht mit überlegener Macht von Sachsen aus einen Hauptstoß geführt haben würden. Dagegen hat der „Kamerad" vollkommen Recht, wenn er weiter auseinandersetzte, daß Benedek, sofern er nun einmal doch so lange in Böhmen wartete, auch Zeit genug gehabt hätte, die Gebirgspässe zu besetzen und die wichtige Iserlinie zu verschanzen.

Wenn die Preußen, nachdem ſie ſiegreich in Böhmen eingedrungen waren, das hinter ihnen liegende Dresden ſogleich zu befeſtigen anfingen, ſo war das, obgleich ein Anrücken der Oeſterreicher auf Dresden zunächſt außer aller Wahrſcheinlichkeit lag, doch die kluge Vorſicht eines Feldherrn, der nicht auf blindes Glück rechnet, ſondern auch an Wechſelfälle denkt. Wie viel mehr wäre eine ſolche Vorſicht nicht von Benedek zu erwarten geweſen, da er die Punkte, welche zu befeſtigen ſo wichtig war, nicht ſchon hinter ſich, ſondern erſt vor ſich liegen hatte. Der „Kamerad“ bemerkte: „An der nöthigen Zeit gebrach es nicht, da man ſich blos der Feldſchanzen zu bedienen brauchte. Weder an der Seite des Rieſengebirges, noch an jener gegen das Glatz'ſche waren die Päſſe verſchanzt. Auch die ſo wichtige Linie des Iſerfluſſes hatte man vergeſſen durch fortificatoriſche Werke zu verſtärken. Wären dieſe bei Turnau, Podol, Münchengrätz und Jungbunzlau vorhanden geweſen, ſo würden die Kämpfe vom 26. bis 30. Juni anders ausgefallen ſeyn. In deren Folge wäre die Armee nicht genöthigt geweſen, den Rückzug nach Königgrätz anzutreten. Ein gleiches läßt ſich auch von der obern Elbe ſagen. Wenn man wußte, daß der Feind über das Rieſengebirge vordringen werde, ſo mußte man darauf bedacht ſeyn, ſich nach Verluſt der Iſerlinie ein Schlachtfeld vorzubereiten, auf welchem der Feind erwartet werden konnte. In der Richtung der beſtimmten Rückzugslinie nach Olmütz gab es keinen andern hiezu geeigneten Punkt, als den Kniebug der Elbe bei Pardubitz. Hier wäre ſogar die Errichtung eines verſchanzten Lagers angezeigt geweſen, in welches die Armee im Unglücksfall, der auch wirklich eintrat, direct und auch über die Brücken bei Königgrätz ſich zurückziehen konnte. Das Terrain am rechten Elbeufer bei Pardubitz iſt ſo beſchaffen, daß ein Lager in der kürzeſten Zeit verſchanzt geweſen wäre. Einen natürlichen Brückenkopf für daſſelbe bilden ſchon die Teiche von Bochdanetz. Die Linie der Schanzen konnte bei Chlumetz vorgeſchoben werden, mit dem linken Flügel an die Elbe bei Teinitz, mit dem

rechten an denſelben Fluß bei Königgrätz. Wie ganz anders wäre die Schlacht am 3. Juli ausgefallen, wenn alle dieſe leicht und ſchnell herzuſtellen geweſenen nothwendigen paſſagèren Fortificationen nicht vergeſſen oder verſäumt worden wären. Das Zuſammentreffen vielfacher Unterlaſſungsſünden war die Urſache des Mißglückens des ganzen Feldzugs. Der Feldzug 1859 mißlang, weil man zu viel Befeſtigungen und zu wenig Soldaten hatte, und der jetzige, weil man die Kräfte ſtrategiſch allerdings concentrirte, taktiſch aber zerſplitterte und gar keine Schanzen hatte. Im Feld in allem das richtige Maaß zu treffen, dies iſt die Feldherrngabe."

Benedek genoß alten verdienten Ruhm, und der Kaiſer ſoll ihm unumſchränkte Vollmacht in Bezug auf die Kriegführung und die Wahl ſeiner Untergenerale gegeben haben, wenigſtens rühmte man, daß es geſchehen ſey und daß man dadurch den Hauptfehler des Feldzugs von 1859 vermeide, ſofern damals der Kaiſer und ſeine Suite ſich in den Armeebefehl einmiſchten, wodurch die Einheit des Plans und der Ausführung geſtört wurde. Allein Benedek hat von ſeiner Vollmacht keinen genügenden Gebrauch gemacht, denn er ließ Männer im Commando, deren Unfähigkeit ſich ſchon 1859 erprobt hatte und denen nichts zur Seite ſtand, als der hochadelige Verwandtſchaftshimmel und die Hofgunſt. In Bezug auf Henikſtein frug ein Correſpondent der Augsb. Allg. Zeitung vom 8. Juli: Wie und wodurch dieſer getaufte Jude eine der wichtigſten Stellungen in der öſterreichiſchen Armee erklommen habe, da derſelbe ſchon früher in Italien das Generalſtabsweſen ohne Talent und Geſchick geleitet, „ja ſich auch nicht gern ſeines gegebenen Wortes erinnert habe?" Benedek mußte doch ſeine Leute kennen, alſo war ſeine Vollmacht nicht unbedingt, oder er wagte keinen Gebrauch davon zu machen, um die maßgebenden Kreiſe in Wien nicht zu beleidigen.

Benedek mußte eben ſo gut die Beſchaffenheit ſeiner Truppen und ihrer Verpflegung kennen. Wenn er auch glaubte, ſeine Truppen

ſeyen zahlreich und tapfer genug, um die Preußen zu ſchlagen, ſo hätte er doch beſſer für die Verpflegung ſorgen und ſchon früher ſeinen Einfluß geltend machen müſſen, um eine Reform der Armeeverwaltung durchzuſetzen. Davon war nicht die Rede. Die Verpflegung der Armee war wieder ſo ſchlecht wie früher. Viele Soldaten deſertirten aus Hunger. Auch die Ausrüſtung der Truppen war ungenügend. Immer noch wurde der gemeine Mann zu ſehr beſchwert. Man hatte das im italieniſchen Feldzug gerügt und wollte alles beſſer machen, fiel aber unvermerkt in das alte Unweſen zurück.*)

In der Oſtdeutſchen Poſt las man bald nach der Schlacht bei Königgrätz: „Wer die Sorgloſigkeit der öſterreichiſchen Behörden hinſichtlich der Bewegung des Grenzverkehrs mit Preußen kennen gelernt hat, wird über die Schlauheit des preußiſchen Spionirſyſtems bei

*) Der oben ſchon erwähnte öſterreichiſche Offizier ſagte in ſeiner Flugſchrift S. 46: „Während man im Jahr 1859 zu der Ueberzeugung kam, daß der Mann zu ſtark bepackt ſey, und der Armee deshalb die Röcke abnahm und ſie nach Laibach abführte, ließ man die Mannſchaft der Nordarmee im Jahr 1866 mit dem berühmten Aermelleibel am Leibe, darüber den Mantel, den Torniſter, bepackt mit dem Rock, einem zweiten Paar Schuhe, größtentheils einer zweiten Hoſe, der Holzmütze, nebſt der Wäſche und den Reſervepatronen, den Deckel geziert mit der höchſt ſinnigen Kochmaſchine — am Rücken, den Czako oder Hut am Kopf, die Extramütze am Bajonet, den Brodſack gefüllt mit Proprietäten und Brod, marſchiren (hier iſt noch die Feldflaſche vergeſſen). Dazu kam noch das Schanzzeug, beſtehend aus Säge, Krampen und Schaufel. So ausgerüſtet, ſah der Mann einer aufrecht ſtehenden Rieſenſchildkröte nicht unähnlich. Darin beſtanden die verheißenen Reformen und die zweckmäßigen Adjuſtirungsänderungen, welche unſern Koryphäen ſieben Jahre Studium und dem Staate enorme Summen gekoſtet haben. Auf den böhmiſchen Schlachtfeldern blieben die Torniſter mit ſammt den Röcken ꝛc., blieben auch die Kochmaſchinen liegen oder waren von Kugeln durchlöchert, ſo daß der Mann lange vor Ende des Feldzugs kein Geſchirr mehr zum Kochen beſaß.“

offenen Grenzen weniger staunen, als wir den Bericht von der Stärke unserer Nordarmee angestaunt. Mit Armeen, die blos auf dem Papier existiren, wenn auch bei uns die Verpflegung für papierne Soldaten geleistet wird, hat noch kein Feldherr Krieg geführt und Schlachten gewonnen. Daß unsere Nordarmee kaum die Stärke von 250,000 Mann beträgt, nachdem doch die vollen 800,000 Mann auf dem Papiere standen und bei dem Siege von Custozza gewiß keine 500,000 Mann, eingeschlossen sämmtliche Besatzungstruppen, betheiligt waren: das wäre niemanden beigefallen, wenn man sich bei dem Vorrücken der Preußen und der stereotypen ‚überlegenen Macht' auch in auffallender Weise befragte: wo denn unsere Nordarmee hingerathen seyn müsse, wenn ihr selbst die einzelnen preußischen Armeecorps schon zu überlegen waren? Sie standen eben auf dem Papiere. Begreiflich läßt sich das nur finden, wenn man weiß, daß ganze Bezirke schon bei der ersten Abstellung nicht rekrutirt wurden. So gibt es im österr. Oberschlesien mehrere Bezirke, die ihre Militärpflichtigen aus dem einfachen Grunde nicht abstellen konnten, weil es ihre Commission vergessen hatte, an dem bestimmten Tage zu erscheinen. In einem Bezirke Niederschlesiens lief die Commission auf den blinden Lärm, daß die Preußen im Anmarsche seyen, über Stock und Stein davon, ohne noch ans Werk gegangen zu seyn. Die Militärpflichtigen folgten getreulich dem Beispiel der Commission. — Ueber die Fahrlässigkeit bei der Verpflegung kann sich derjenige den besten Begriff machen, der die massenhaften Vorräthe an einzelnen Knotenpunkten sah und trotzdem erleben mußte, daß ganze Brigaden tagelang ohne Brod blieben. Hier verschimmelte und verfaulte das Brod, während es dort gänzlich fehlte."

Von der Flucht der geschlagenen Armee und der in blinder Angst Städte und Dörfer verlassenden Einwohner erfuhr man schaudervolle Berichte. So wurde der Schlesischen Zeitung am 5. Juli aus Skalitz geschrieben: „Die Luft ist verpestet und bald giebt es hier keine Nah-

rungsmittel mehr. Ich sah heute, sechs Tage nach der Schlacht, noch Todte in zerstampften Getreidefeldern und hinter Hecken. Kohlschwarz waren ihre Körper, die Augen aus den Höhlen getreten, der Leib von Granatsplittern zerfleischt und von raubgierigem Gesindel, meist Weibern, der letzten Kleidung beraubt. Das Gesindel der Umgegend hat gleich nach der Schlacht gräulich auf dem Schlachtfeld gewüthet, sich mit den herumliegenden Gewehren bewaffnet und in die Wälder versteckt, um zu marodiren. Wir (Preußen) bringen natürlich unsere Verwundeten zuerst in Sicherheit, müssen dann aber auch für die Oesterreicher sorgen, denn die Bevölkerung kümmert sich nicht um sie. Ich fand einen Feldwebel, der drei Tage lang ohne Verband und Erquickung gelegen hatte."

Der Augsburger Allgemeinen Zeitung wurde unterm 4. Juli vom Kriegsschauplatz geschrieben: „Die österreichischen Verwundeten kommen in langen Zügen in wahrhaft herzzerreißendem Zustand an und man hört sie ausrufen: Gegen die Zündnadelgewehre ist jeder Muth vergeblich, wir können uns nicht wie das Vieh schlachten lassen. Auf der Prag-Wiener Bahn erblickt man ein grauenhaftes Durcheinander, diese entsetzten Gesichter der zahllosen Flüchtlinge jedes Alters und Standes, die Haufen blutbefleckter wimmernder Soldaten, dazwischen Gepäck, Kanonen, Kriegsmaterial, Pferde, Hornvieh und tausenderlei Dinge in unbeschreiblicher Verwirrung, — dies alles gewährt ein Schauerbild, welches uns mit eisiger Hand die Haare sträubt."

Derselben Zeitung wurde unterm 6. Juli geschrieben: „Wenn Europa das ungeheure Elend sehen könnte, welches von den Schlachtfeldern in Böhmen sich in weiten Bogen von Mähren bis Wien erstreckt, so würden selbst die grimmigsten Feinde Oesterreichs durch die entsetzlichen Scenen gerührt werden müssen, welche täglich, ja stündlich sich dort abspielen. Längs der ganzen Nordbahn bis Wien liegen die Verwundeten haufenweise, dazwischen versprengte todmüde Soldaten

aller Waffengattungen, flüchtige Bewohner Böhmens, Gepäck, blutige und zerrissene Uniformstücke, Geschütze, Wagen und Troß jeder Art. Von einer ausreichenden Pflege der Verwundeten kann unter solchen Umständen nicht die Rede seyn. Man leistet, was man leisten kann, aber das Unglück, welches stündlich furchtbarere Dimensionen annimmt, übersteigt die menschlichen Kräfte. Von den stolzen Bataillonen, welche vor 18 Tagen muthig und voll Siegeshoffnung in die Schlachtlinie rückten, sind heute nur noch einzelne Haufen, theilweise ohne Waffen und Führer übrig, welche planlos umherirren und an nichts mehr denken, als sich vor der raschen Verfolgung des Feindes zu retten. Während ich dies schreibe, kommen Jäger vom Kriegsschauplatz an, welche sich im Zustand vollständiger Erschöpfung vor meinem Fenster auf die Erde werfen. Diese Leute sind moralisch und physisch gebrochen. Ich habe schon von der Panik geschrieben, welche das Zündnadelgewehr unter unsern Soldaten verbreitet, und wir hören noch fortwährend von der furchtbaren Wirkung dieser Waffe. Interessant ist, was unsere Cavallerieoffiziere erzählen. Wenn österreichische Reiterei auf fünfzig Schritte an die preußische herangestürmt war, erhielt sie aus den Zündnadelkarabinern stets eine volle Lage, welche jedesmal die vordere Reihe der Oesterreicher niederstreckte und auch in der Tiefe ihres Choks große Lücken riß. Diesen Augenblick der Verwirrung benutzten die Preußen und stürzten sich blitzschnell mit dem Säbel auf die Oesterreicher."

In das Schaudergemälde, welches die Flucht der österreichischen Armee darbot, ließ die Medicinische Wochenschrift schon wenige Tage später ein Schlaglicht fallen. „Um vier Uhr Nachmittags," heißt es darin, „fingen unsere Truppen an zu retiriren, wir Aerzte waren noch vollauf beschäftigt mit dem Verbinden der Verwundeten, deren Zahl einige hundert, noch der Abfertigung harrten; plötzlich sprengte Cavallerie auf uns heran und stürmte neben und hinter uns über Hügel und Felder, gleichzeitig mit dieser Artillerie und Fuhrwesenswagen

gegen Königgrätz zu. Viele Cavalleriſten ſtürzten und wurden von den nachſtürmenden Pferden völlig zerſtampft. Wagen fielen um und zerdrückten die ſich dazwiſchen drängenden Fußgänger. Wir waren niemals ſo nahe dem Tode, wie in dieſem Rückmarſche. Wir wurden vom Verbandplatze, der plötzlich verſchwand, aus einander geworfen, man rief uns zu: Rettet euch! Achttauſend Reiter waren ohne Führer auseinandergejagt, viele Verwundete mit ſich führend. Inmitten dieſes Geſchreies hörte man noch den Donner der Kanonen und Granatenſplitter fielen in unſere Maſſen. So wurden wir von der Menge fortgedrückt, ohne zu wiſſen, wohin, und wo wir unſer Ende finden; ich hatte mit dem Leben abgeſchloſſen und hoffte nur noch von einem außerordentlichen Zufall Rettung. Plötzlich hatten wir Waſſer vor uns, rechts einen Eiſenbahndamm, links einen Hohlweg, vollgeſtopft mit unſern ſchwerfälligen Requiſiten- und Verwundetenwagen und hinter uns noch eine unabſehbare Schaar von Reitern; wir wateten durch das Waſſer, meine ärztlichen Collegen waren nicht mehr an meiner Seite, ebenſo die Krankenführer, mit Ausnahme eines einzigen, der treu zu mir hielt. Plötzlich kam Befehl, die Stränge der Pferde abzuſchneiden, die Pferde zu retten und die Wagen zurückzulaſſen. Wir Fußgänger waren der Verzweiflung nahe, wir wateten wiederholt bis über die Knie durch Waſſer, in der Angſt, jeden Augenblick zu ertrinken oder niedergeſtoßen zu werden; endlich gelangten wir an einen Bahnhof, der wieder ganz verrammelt war. Viele durchbrechen die Verrammlung, die Andern ſpringen darüber hinweg, ich lief mit Tauſenden von Infanteriſten hinter her, endlich kamen wir zur Elbe, durchwateten ſie, dann ſprangen wir über Palliſaden, gingen abermals bis an den Hals durch einen zweiten Fluß, kletterten auf Anhöhen hinauf, ſprangen über gefällte Bäume und langten erſchöpft um 1 Uhr Nachts in einem Wäldchen an, wo wir vor Fieber und Erſchöpfung niederfielen. Einige meiner Leidensgefährten machten Feuer an, und ſo lagen wir, uns am Feuer erwärmend, um wenigſtens

nicht vor Frost umzukommen. Um 3 Uhr marschirten wir, noch triefend vor Nässe; die Dörfer, die wir passirten, standen leer, keine Menschen, kein Vieh, keine Lebensmittel, nicht einmal Trinkwasser; die Menschen geflüchtet, das Vieh zersprengt, die Lebensmittel aufgezehrt; ich will das Bild nicht weiter ausmalen und schreibe Ihnen nächstens, hoffentlich mit ruhigerem Blute."

In Wien selbst war keine genügende Vorkehr getroffen, um für die Verwundeten gehörig zu sorgen, die auf der Eisenbahn dahin geschafft wurden. Diese große Stadt mit ihren zahlreichen und wohlhabenden Einwohnern hätte doch Räume und Hilfsmittel genug für die Unglücklichen darbieten sollen. Selbst in einem katholischen, Oesterreich blind ergebenen Blatte (dem Stuttgarter Deutschen Volksblatt Nr. 157) mußten wir lesen: „Wien 5. Juli. Der Transport Verwundeter, welcher gestern hier eintraf, war der Vorläufer zahlreicher ähnlicher Transporte, welche heute und in den nächsten Tagen hier eintreffen. Die Betriebsdirektion der Nordbahn ist avisirt worden, daß gegen 30 Separatzüge zur Wegschaffung der Verwundeten aus der Nähe des Schlachtfeldes der letzten Tage nothwendig seyn werden. Die 700 Verwundeten, welche gestern hier ankamen, wurden mittelst Verbindungsbahn in das Heizhaus des Hauptzollamtes gebracht, welches die Direktion der Südbahn zum Verbandplatze adoptirt und mit den nöthigen Feldbetten, Tischen, Bänken ausgestattet und mit einer Petroleum-Beleuchtung versehen hatte. Von Seite des patriotischen Hülfsvereins wurde Charpie und Verbandzeug, sowie Suppen, Brod und Getränke in großer Menge herbeigeschafft, das Hülfscomité des Doktorencollegiums, über 30 Aerzte, zur Disposition gestellt und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Trotz alledem jedoch und trotz der unausgesetzten Anstrengung, mit der sich alle der edlen Aufgabe widmeten, konnten die kampfunfähigen Soldaten, welche gegen halb 8 Uhr ankamen und unter denen die Hälfte blos Maraudeurs waren, nur langsam expedirt werden, so daß um halb 11 Uhr die meisten Betten

noch belegt waren, und dies aus dem Grunde, weil das Heizhaus des Hauptzollamtes ſich zu allem eher als zu einem Verbandplatze eignet; da daſſelbe nur mit einem Thore auf den Schienenweg mündet, muß Waggon für Waggon entladen werden, die Verwundeten müſſen ferner über eine Treppe ausſteigen, wodurch ſelbſt die Leichtverwundeten einen Mann zur Begleitung nöthig haben; der Raum iſt dunſtig, die Beleuchtung mit Petroleum ungenügend, ſo daß bei jedem Bette noch eine Handlampe in Verwendung kommen mußte. Es ſind im ganzen gegen 40 Betten aufgeſtellt, es kann daher ſelbſt bei der ſchnellſten Expedition, wenn ein großer Verwundeten-Transport ankommt, eine Verzögerung eintreten, die den Schwerverwundeten, die bereits auswaggonirt ſind und keine Lagerſtätte haben, gefährlich werden muß. Ein weiterer und zwar weitaus der größte Uebelſtand dieſes Verbandplatzes iſt der Umſtand, daß das Publikum von demſelben nicht abgehalten werden kann, und wie gefährlich die Einmiſchung des Publikums bei ſolcher Gelegenheit iſt, das zeigte ſich geſtern in trauriger Weiſe.

Die Aerzte, welche im Schweiße ihres Angeſichtes arbeiteten, wurden von einer Menge Unberufener beengt, welche in übergroßem Eifer zwecklos hin- und herliefen, hin und wieder einem der auf den Bänken ſitzenden Leichtverwundeten durch einen unſanften Stoß einen Schmerzensſchrei erpreßten. Die hinreichend vorhanden geweſenen Lebensmittel wurden planlos verſchleudert. Von 2000 Semmeln war in einer Stunde nichts mehr übrig, ſo daß die in den letzten Waggons untergebrachten Verwundeten nichts mehr erhielten, um ihren Hunger zu ſtillen, bis man um neuen Vorrath ſandte; ebenſo ging es mit dem Weine und den Cigarren. Falſche Samariterinnen, darunter auch ſolche, die den Verbandplatz als eine Art Werbeplatz anſehen mochten, vertheilten die Cigarren, die das Hülfscomité herbeigeſchafft hatte, in ſolcher Weiſe, daß ein Mann ſechs Stück und fünf andere gar keine erhielten; mancher der Verwundeten verließ die Halle

in ziemlich weinseliger Stimmung, mancher andere schmachtete nach einem Glas Wasser; kurz, es herrschte eine vollständige Anarchie, die hoffentlich nicht wieder vorkommen wird, da wir einerseits hören, daß an der Außenseite des Heizhauses eine 30 Klafter lange Verbandhütte für Schwerverwundete und ein Zelt für Leichtverwundete errichtet werden soll, andererseits uns aber versichert wird, daß sich noch im Laufe des heutigen Tages eine aus Mitgliedern des Comité's des Doktorencollegiums und des Hülfsvereins bestehende Deputation zu Sr. Majestät dem Kaiser begeben wird, um A. H. Denselben zu bitten, es möge wieder der Perron des Nordbahnhofes, der sich durch Luftigkeit, großen Raum, Möglichkeit der Absperrung für das Publikum zum Verbandplatze vortrefflich eignet, als solcher bestimmt werden. Die Hingebung und Opferfreudigkeit, mit der sich gestern die Mitglieder des Hülfsvereins, darunter einige Damen und die Aerzte, dem Dienste der Verwundeten widmeten, ist über jedes Lob erhaben; was Menschen überhaupt zu leisten im Stande sind, wurde geleistet, und es ist doppelt zu bedauern, wenn durch die Ungunst der Verhältnisse so viel guter Wille paralysirt wird."

Die Preußen wußten anfangs noch nicht, wohin das Gros der Armee Benedeks sich zurückziehen würde, hatten nach so anhaltender Anstrengung Ruhe nöthig und rasteten zwei Tage. Bald aber wurden sie durch die nachjagende Cavallerie, die eine österreichische Feldpost wegnahm, unterrichtet, daß nur das aufgelöste zehnte Armeecorps der Oesterreicher und die Cavallerie-Division Prinz Holstein den nähern Weg nach Wien über Brünn eingeschlagen hatte, während Benedek mit dem größern Theile seiner zerrütteten Armee weiter östlich nach Olmütz ausgewichen war. Demnach theilte sich auch die preußische Armee wieder und die erste Armee zog gegen Brünn, die zweite gegen Olmütz. Wie in der österreichischen Armee, so griff auch in der Bevölkerung Böhmens eine fast unglaubliche Panik um sich. Man las wiederholt in den Zeitungen, 12,000 Soldaten von Benedeks Armee

hätten ihre Gewehre weggeworfen und seyen in die Heimat entlaufen. Wiederholt wurde in den Zeitungen berichtet, Soldaten der bravsten Regimenter hätten erklärt, sie wollten sich nicht mehr nutzlos opfern, denn gegen die Zündnadelgewehre helfe keine Tapferkeit. Ehe man die feindlichen Reihen erreichen könne, werde man rettungslos niedergeschossen. Das gemeine, leider durch die Schuld der Regierung nur zu lange roh und verwildert gebliebene Volk der Czechen bekam hin und wieder althussitische Gelüsten, seinen Racenhaß an den Deutschen zu stillen, mordete und plünderte die Verwundeten und übte schändliche Grausamkeiten an Wehrlosen, wobei besonders verthierte Weiber eifrig gewesen seyn sollen. Dies blieben jedoch nur vereinzelte Fälle. In der Masse des Volks herrschte Todesschrecken vor den Preußen und was fliehen konnte, floh. Gewöhnlich geriethen die Einwohner, wenn sie die Preußen kennen lernten, in das größte Erstaunen, daß sie ungewöhnlich gebildete und humane Leute vor sich sahen und nicht Menschenfresser, wie sie sich eingebildet hatten und wie man ihnen auch von mancher Seite her vorgeredet hatte.

Die Regierung selbst war nicht ohne Schuld an dieser Verblendung der Menschen. Sie bildete sich wirklich ein, das erst irre geführte, dann sich selbst überlassene czechische Volk werde bei der Annäherung der Preußen in blinde Wuth ausbrechen und durch seinen Fanatismus den Preußen großen Schaden zufügen. Nur daraus erklärt sich, warum die Behörden in Böhmen angewiesen waren, vor den Preußen zu flüchten und das arme Volk im Stich zu lassen. Die Dresdener Nachrichten meldeten im Juli aus Prag: „Wir waren, ehe die Preußen kamen, in großer Sorge wegen des hiesigen Pöbels. Sämmtliche hiesige Behörden haben nämlich in unglaublicher Verblendung das Hasenpanier ergriffen, als die Preußen nahten. Die Polizei war die erste Behörde, die Reißaus nahm. Die Post-, Zollbehörde, Statthalterei ꝛc. folgten in fabelhafter Verwirrung. In den letzten zwei Tagen vor dem Einzuge der Preußen haben notorisch über

20,000 Menſchen Prag in wilder Haſt verlaſſen. Man muß es geſehen haben, um es zu glauben, wie ſie mit ihren Betten, Kiſten und Kaſten in blinder Angſt fortſtürmten. Für einen Wagen wurden damals für ganz kurze Strecken mehrere hundert Gulden bezahlt."

In der Augsburger Allgemeinen Zeitung erließ Doktor Campe aus Breslau acht Tage nach der großen Schlacht einen dringenden Aufruf an die Oeſterreicher, ſie möchten mehr für ihre Verwundeten thun und nicht alle Sorge für ſie der preußiſchen Armeeverwaltung und den preußiſchen Aerzten aufbürden. „Insbeſondere hat die eilig retirirende Benedekſche Armee nach der großen furchtbaren Schlacht vom 3. d. M. faſt alle ihre Verwundeten auf dem weitausgedehnten Schlachtfelde zurückgelaſſen. Die Pflege dieſer vielen tauſend Bleſſirten iſt an ſich ſchwierig und erfordert viele Menſchenhände; ſie wird auch noch dadurch ſchwierig, daß unſere, die preußiſche Armee ebenfalls zahlreiche Verwundete hat — das Verhältniß der öſterreichiſchen Verwundeten zu den preußiſchen iſt etwa wie 8 zu 1. Zu den angedeuteten Schwierigkeiten treten noch weitere, insbeſondere haben die meiſten Einwohner ihre Dörfer verlaſſen; die Lebensmittel ſind durch die öſterreichiſche Armee, welche ſeit Wochen dort ſtand, aufgezehrt; das Landvolk iſt ziemlich arm, es beſitzt nicht die erforderlichen Mittel zur Pflege der vielen Kranken. Vor allen Dingen fehlt es an Aerzten; ſo viele Civilärzte auch aus Preußen nach Böhmen eilen, ſie können bei den größten Anſtrengungen die Verwundeten nicht ſo pflegen, wie es deren Zuſtand und die Humanität geboten erſcheinen laſſen. Nicht allein ſittliche Pflichten, auch eine Rechtspflicht beſteht für die öſterreichiſchen Behörden, für alle öſterreichiſchen Staatsangehörigen, thätigen Antheil zu nehmen an der Pflege der öſterreichiſchen Soldaten, welche in den Händen der preußiſchen Armee in Böhmen ſich befinden. Es bedarf hoffentlich nur dieſer Erinnerung, um die genannten Behörden und Privaten zu beſtimmen, daß ſie Aerzte und Verbandzeug

nach Böhmen ſchicken; es fehlt namentlich an Hemden, leinenen Hoſen, Binden, Charpie, Erfriſchungsmitteln. Maſſenhaft werden dieſe und andere Gegenſtände aus Preußen nach Böhmen für die öſterreichiſchen Verwundeten geſchickt; täglich bewegen ſich Wagencolonnen von den preußiſchen Eiſenbahn-Endſtationen dahin. Aber der Bedarf iſt zu koloſſal. Wenn man weiß, daß in einzelnen böhmiſchen Städten und Dörfern Haus für Haus mit Verwundeten belegt iſt, dann begreift man, wie es möglich iſt, daß der Inhalt eines Frachtwagens — Wein, Selterswaſſer, Cigarren, Tabak, Zwiebak, Reis, getrocknete Früchte, Wäſche und Verbandzeug — binnen kurzer Zeit in einem Dorfe conſumirt wird. Wir glauben eine allgemeine Menſchenpflicht zu erfüllen, indem wir dieſe Thatſachen veröffentlichen, um dahin zu wirken, daß namentlich der öſterreichiſche Kaiſerſtaat ſeine kranken Angehörigen in Böhmen unterſtütze; die Noth iſt ſehr groß, Eile thut noth. Alle öſterreichiſchen Soldaten, Offiziere und Mannſchaft, welche wir ſprachen, erkennen es an, daß preußiſcherſeits ganz außerordentliche Anſtrengungen zur Bewältigung des Nothſtandes gemacht werden, daß die preußiſchen Aerzte den öſterreichiſchen Verwundeten gleiche Pflege angedeihen laſſen, wie den preußiſchen, daß die Behandlung durchweg eine humane iſt. Möchten dieſe Worte in Oeſterreich und Süddeutſchland in dem Sinne aufgenommen und beherzigt werden, in welchem ich ſie niederſchreibe."

Wir folgen nun wieder der preußiſchen Armee, die wir bei Pardubitz verlaſſen haben.

Zwölftes Buch.

Die Preußen vor Wien.

Spät am Abend nach der Schlacht bei Königgrätz erſchien General von Gablenz als öſterreichiſcher Parlamentär mit verbundenen Augen vor dem König von Preußen und bat um eine Waffenruhe, die ihm der König jedoch abſchlug, weil er den Oeſterreichern keine Zeit laſſen wollte, ſich wieder zu ſammeln.

Die nächſte Aufgabe für die preußiſche Armee war jetzt, die geſchlagene Nordarmee Benedeks linksab zu drängen, ihr den Weg nach Wien zu verlegen und eher dort anzukommen, als er es vermöchte. Und dieſer Plan gelang, weil Benedek auch jetzt wieder zu lange in Olmütz zögerte, wo er ſeine zerrütteten Truppen ſammelte. Mit Recht ſagte damals der Timescorreſpondent: „Das Grundübel des Feldzugsplanes muß mit den zwei Worten ‚zu ſpät' bezeichnet werden. Zu ſpät, um gleich von vorn herein die Offenſive zu ergreifen, — zu ſpät, um die Gebirgspäſſe zu beſetzen, — zu ſpät, um die Sachſen

und das 1. Corps bei Gitschin zu retten, — zu spät, um die Vereinigung der Preußen vor Sadowa zu hindern. Und jetzt muß man abermals zweifeln, ob Benedek mit der geschlagenen Armee nicht zu lange in Olmütz verweilt. Die Preußen folgen ihm auf den Ferſen und wollen sich zwischen ihn und die Hauptstadt stellen. Schon ist er von der Eisenbahnlinie weggedrängt, welche Olmütz mit Wien verbindet."

Rüstow glaubt, Benedek hätte, wenn nur früher die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden wären, die Terrainhindernisse in dem unwegsamen mährischen Gebirge, die jetzt seiner eigenen Flucht hinderlich waren, wohl benutzen können, um die Preußen, ehe sie nach Wien vorgingen, noch aufzuhalten. Uebrigens fingen die Preußen, wie oben schon erwähnt ist, die österreichische Feldpost auf, fanden darin die Befehle Benedeks an alle seine Corps und wußten, was sie zu thun hatten. Die Festungen Josephstadt und Königgrätz cernirte man blos und ließ sie hinter sich liegen.

Die Preußen rückten gegen Wien. Benedek konnte mit seiner nahezu aufgelösten Nordarmee die Hauptstadt der Monarchie nicht vertheidigen. Nun hatte zwar die österreichische Südarmee unter Erzherzog Albrecht in Italien gesiegt, war aber zu weit entfernt, um Wien noch rechtzeitig entsetzen zu können. Das alles voraussehend, telegraphirte Kaiser Franz Joseph schon am 5. Juli nach Paris und machte dem Kaiser der Franzosen Venetien zum Geschenk, mit der Bitte, den Frieden mit Preußen zu vermitteln. Das hieß so viel, als Frankreich um bewaffnete Hülfe gegen Preußen bitten. Alles erklärt sich, wenn man erwägt, daß der Austausch Venetiens gegen Schlesien schon lange zwischen Frankreich und Oesterreich besprochen war. Indem der Kaiser von Oesterreich dem Kaiser der Franzosen Venetien hinwarf, wollte das so viel sagen als: Hier hast du Venetien, jetzt verschaffe mir auch Schlesien! Eine andere Erklärung läßt das rasche Dahingeben des schönen Venetien und des berühmten

Festungsvierecks nicht zu. Napoleon III. sollte dadurch moralisch gezwungen werden, in den Krieg gegen Preußen einzutreten. Aber der Imperator läßt sich nicht moralisch zwingen. Ein Krieg mit Preußen schien ihm zu gefährlich. Im ersten Augenblick freilich glaubte man in Wien, der kühne Wurf sey gelungen. Bereits telegraphirte Fürst Metternich nach Wien eine bewaffnete Vermittlung Frankreichs zu Gunsten Oesterreichs, und die officielle Wiener Presse kündigte die Ankunft des französischen General Leboeuf im Festungsviereck und der französischen Flotte vor Venedig an. Allein das waren Täuschungen, Voreiligkeiten. Die früheren Verabredungen des Fürsten Metternich mit Drouyn de Lhuys hatten einen Sieg Oesterreichs und der mit ihm verbündeten Mittelstaaten über das schwächere und isolirte Preußen vorausgesetzt. Napoleon III. würde, wenn alles so gekommen wäre, wie man meinte, daß es kommen müsse, dem siegreichen Oesterreich nicht nur Schlesien, sondern auch seine künftig von Preußen nicht mehr zu bestreitende Hegemonie im deutschen Bunde gegönnt und garantirt, würde Italien durch das Geschenk Venetiens befriedigt, für sich selbst aber die preußischen Rheinprovinzen in Anspruch genommen haben. Es ist schwer, wenn man seine frühern Verabredungen mit Oesterreich kennt, seinem Schreiben vom 11. Juni einen andern Sinn unterzulegen. In diesem Schreiben nahm er zum deutschen Kriege eine ganz neutrale und Frieden wünschende Stellung ein, behielt sich aber eine Compensation vor, falls eine der beiden deutschen Großmächte in Folge ihres Sieges ihr Gebiet vergrößern würde. Würde nun Oesterreich gesiegt und Schlesien in Besitz genommen haben, so lag ihm wenig daran, daß die Rheinprovinzen preußisch bleiben sollten. In keinem Fall hätte Oesterreich die Abtretung derselben an Frankreich verweigern können, denn Frankreich wäre mit einem noch intacten Heere aufgetreten.

Das Schicksal wollte es anders. Preußen siegte und der Fall trat ein, den man gar nicht vorausgesehen hatte. Sollte Frankreich

jetzt Oesterreich noch helfen, um etwa Schlesien noch zu erobern? Preußen konnte, falls es von Frankreich angegriffen würde, noch immer eine so furchtbare Heeresmacht an den Rhein führen, daß ihr die damals disponible französische Streitmacht ohne Zündnadelgewehre gar nicht gewachsen gewesen wäre. Das begriffen auch die Italiener, die sich daher ganz offen gegen die Umtriebe erklärten, die eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich herbeiführen sollten. Obgleich zu Wasser und zu Lande von den Oesterreichern geschlagen, wagten sie doch, Frankreichs Machtgebot ungehorsam zu werden, und vertrauten auf Preußen, hielten fest an Preußen. Ohne die Siege Preußens in Böhmen, ohne das drohende Vorrücken der preußischen Armee bis vor die Thore Wiens hätten sie Venetien entweder nie bekommen oder würden sie es nur als Gnadengeschenk Napoleons erhalten haben und dadurch nur noch tiefer und schmählicher von ihm abhängig geworden seyn. Ja, sie mußten fürchten, wie er ihnen früher schon Savoyen und Nizza weggenommen, würde er sich jetzt wieder Piemont und Genua als Compensation ausbitten. Sie wagten also, einzig im Vertrauen auf ihr Bündniß mit Preußen, dem Imperator an der Seine zu trotzen und gegen sein ausdrückliches Verbot wieder in Venetien einzufallen, als die Oesterreicher den größten Theil ihrer Streitkräfte nach Wien entsandten und nur noch die Festungen besetzt hielten. Diese Haltung der Italiener konnte zwar nicht den Ausschlag geben, trug aber doch dazu bei, Napoleon III. zu größerer Vorsicht und Mäßigung gegen Preußen zu stimmen. Nur wenn er es mit Preußen nicht offen verdarb, konnte er als Friedensvermittler zwischen den beiden deutschen Großmächten sein Ansehen vor Europa behaupten und den Italienern wieder imponiren.

Unter diesen Umständen verlor Oesterreich Venetien, ohne Schlesien gewonnen zu haben, und war wieder ganz ebenso von Frankreich getäuscht, wie früher im Krimkriege. Nachdem es durch seine Aufstellung in Siebenbürgen damals die Russen zur Räumung der

Donaufürſtenthümer gezwungen und dadurch Frankreich den größten Dienſt geleiſtet hatte, deſſen Truppen ſich kaum aus ihrer Klemme in der Krim mit Ehren zurückziehen konnten, lohnte ihm Frankreich mit der Unterſtützung des italieniſchen Aufruhrs und mit dem blutigen Jahr 1859.

Erwägungen dieſer Art ſcheinen zu beweiſen, daß Oeſterreich, beſſer gethan hätte, ſich den billigen Forderungen Preußens zu fügen und an dieſem ſtammverwandten Staate einen mächtigen Rückhalt zu behalten, als ſich an Frankreich wegzuwerfen.

Zugleich lag in dieſen Vorgängen eine große Lehre für die mittelſtaatlichen Bevölkerungen, die ſich durch die Preſſe hatten einreden laſſen, Oeſterreich ſey der deutſchen Sache treu und nur Preußen wolle ſie verrathen, nur Preußen kokettire mit Frankreich und wolle den Beiſtand Frankreichs durch Preisgebung deutſcher Nationalintereſſen erkaufen. Dennoch war die Verblendung ſo groß, daß auch noch nach der Schlacht bei Königgrätz die den Mittelſtaaten von Preußen angebotenen, durchaus annehmlichen Friedensanträge nicht angenommen wurden, weil es Miniſter gab, die wenigſtens eine oder zwei Wochen lang immer noch auf franzöſiſche Hülfe rechneten.

Der franzöſiſche Geſandte in Berlin, Benedetti, hatte ſich auf den Kriegsſchauplatz begeben und vermittelte zwiſchen den kriegführenden Mächten einen Waffenſtillſtand. Preußen konnte denſelben nicht eingehen ohne die Zuſtimmung Italiens, weil beide ſich verpflichtet hatten, keins ohne das andere Frieden zu ſchließen. Dagegen bot Preußen Oeſterreich eine Waffenruhe auf drei Tage an unter der Bedingung, daß die öſterreichiſchen Truppen ihre Stellungen nicht verließen. Dieſe preußiſche Erklärung wurde in der Nacht vom 12. zum 13. Juli abgegeben, aber von Oeſterreich abgelehnt, weil es ſeine gegen Wien heranrückende Südarmee nicht wollte ſtilleſtehen laſſen. Man ſetzte indeſſen die Unterhandlungen fort, aber auch den Krieg. Der König von Preußen ließ alle ſeine Armeecorps raſch

gegen Wien vorrücken. Er ſelbſt blieb im Centrum bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl, die den nächſten Weg über Hohenmauth und Zwittau einſchlug, am 9. und 11. Juli einige kleine Gefechte mit der öſterreichiſchen Nachhut beſtand und Brünn, die Hauptſtadt von Mähren, am 12. einnahm.

Am 13. Juli hielt der König von Preußen ſeinen Einzug in Brünn. An der Spitze der ſtädtiſchen Behörden gingen ihm Biſchof Graf Schafgotſche und Bürgermeiſter Giskra (derſelbe, der in der Revolution von 1848 in Wien eine Rolle ſpielte) entgegen und baten ihn um Schonung der Stadt. Der König antwortete: „Ich bin nicht aus eigener Wahl hierher gekommen, ſondern weil mich Ihr Monarch zum Kriege gezwungen hat. Deswegen führe ich auch keinen Krieg gegen friedliche Unterthanen, ſondern gegen die Armee Ihres Herrn. Weil mein Heer ſo groß iſt, iſt es wohl möglich, daß unter ſolchen Maſſen einzelne Fälle vorkommen, die zu Beſchwerden Veranlaſſung geben. Aber auch dieſe können vermieden werden, wenn Sie meinen braven Truppen mit Lieferung ihrer Lebensbedürfniſſe bereitwillig entgegen kommen.“ Dies wurde zugeſagt, worauf auch der König verſprach, daß ſeine Truppen ſtrenge Disciplin halten und ſich human betragen würden. Obgleich nun faſt 100,000 Preußen in die Stadt einrückten, kam nicht ein einziger Beſchwerdefall vor, ſo daß der König bei der Abfahrt dem Bürgermeiſter Giskra in gnädigſter Weiſe ſagte: „Ich freue mich, daß meine Erwartungen und Ihre Zuſagen ſo vollſtändig in Erfüllung gegangen ſind. Sie ſind meinen Truppen freundwilligſt entgegen gekommen, obgleich Ihnen das bei der großen Zahl derſelben ſchwer geworden ſeyn muß. Dafür danke ich der Stadt Brünn. Aber Sie werden ſich auch überzeugt haben, daß ich Recht hatte, als ich Ihnen ſagte, daß meine Truppen nichts Unbilliges fordern würden. Ich kenne meine brave Armee.“ Dumme Bosheit machte in der Wiener Preſſe dem Brünner Magiſtrat den Vorwurf ſerviler Kriecherei vor dem Feinde. Niemals war das Be-

nehmen einer unterworfenen Stadt und der Eroberer so loyal und human und so des Lobes würdig, als das der Bürgerschaft von Brünn und der preußischen Armee.

Da nirgends mehr ein Feind zu erblicken war, rückten die Preußen schon am 16. bis an die Taya, den letzten Fluß vor Wien, und nahmen Hauptquartier in Lundenburg. Am 18. aber verlegte der König das Hauptquartier in das schöne Schloß Nikolsburg, oberhalb von Lundenburg.

Der englische Timescorrespondent im preußischen Lager schrieb am 8. Juli, was für einen Anblick die Preußen auf ihrem Marsche gewährten. „Mit aufgekrempten Beinkleidern schreitet die Infanterie heiter und vergnügt einher und scheint die Wucht der schweren kuhledernen Proviantbeutel und Kochkessel nur wenig zu fühlen. Die Helme haben in diesem Feldzuge mehr gelitten als irgend ein andrer Theil ihrer Ausrüstung; vielen fehlt die oben angebrachte Spitze, die gewöhnlich durch eine Kugel oder einen Granatensplitter hinweggerissen ist; einige Helme sehen aus, als wären sie in dem Drange des Gefechtes heruntergestoßen worden und unter die Füße der hinter dem Inhaber marschirenden Reihen gerathen. Die Gürtel verrathen einen Mangel an Kreidethon und die Stiefeln haben jede Spur von Wichse verloren; aber die Gewehrläufe und Bajonette sind blank polirt und schimmern grau und kalt gegen die dunkelblauen Uniformen. Die etwas abgemagerten Artilleriepferde, deren Rippen in Folge der schweren Anstrengungen und des spärlichen Futters ziemlich auffallend hervorstehen, traben noch munter einher, fast ohne ihre Zugriemen zu spannen. Auf der Landstraße rollen die geraden stählernen Kanonen mit Leichtigkeit hinter den Thieren einher und erscheinen für sechs Pferde als ein bloßes Spielwerk. Wenn aber der Boden von heftigen Regengüssen erweicht ist, so bedarf es der ganzen Kraft des Gespannes, um eine Kanone über die Felder oder einen Hügel hinaufzubringen."

Derſelbe Correſpondent rühmt die preußiſchen Soldaten ſehr. „Sie ſind liebevoll und freundlich gegen Gefangene und Verwundete, indem ſie ihnen nicht nur ihre Fürſorge widmen, ſondern ſie auch mit der ſchonendſten Rückſicht behandeln und ſich in ihrem Beiſeyn jedes Siegesjubels enthalten. Das preußiſche Regierungsſyſtem bringt eben Männer von hoher Bildung und feinem Zartgefühl in die preußiſche Armee und dieſe üben einen günſtigen Einfluß auf ihre von Natur gut gearteten Kameraden.“

Die Armee des Kronprinzen von Preußen rückte auf dem linken Flügel vor, um Benedek zu verfolgen, der mit dem Gros ſeiner Armee nach Olmütz geflüchtet war. Benedek wollte wahrſcheinlich die Preußen von Wien ablenken. Der Plan des Kronprinzen mußte dagegen ſeyn, Benedek von Wien abzuſchneiden und ihn nicht dahin kommen zu laſſen, ehe nicht ſämmtliche preußiſche Armeecorps ſich vor Wien vereinigt haben würden. Die preußiſche Vorhut unter General Bonin ſtieß am 15. Juli auf Benedeks Nachhut bei Tobitſchau und ſuchte ſchnell Prerau, eine wichtige Eiſenbahnſtation zwiſchen Olmütz und Wien, zu beſetzen, was ihr auch nach einem heftigen Kampfe gelang. Hier zeichnete ſich eine Schwadron preußiſcher Küraſſiere durch die ungeheure Kühnheit aus, mit der ſie eine Batterie ſtürmte und 17 Kanonen eroberte. Durch den Beſitz von Prerau verhinderte der Kronprinz, daß Benedek Wien erreichen konnte. Nur ein Theil ſeiner Truppen war ſchon mit der Eiſenbahn nach Wien abgefahren, der größere Theil konnte nun nicht mehr fort und Benedek mußte ſich mit ihm nach Ungarn durchſchlagen. Erzherzog Leopold wurde hier wieder beſchuldigt, einem Befehl Benedeks nicht nachgekommen zu ſeyn. Die Wahrheit ſteht dahin, bis einmal authentiſche Armeeberichte werden bekannt werden.

Die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld ging, wie früher, auf dem rechten Flügel vor, ſchlug den Weg nach Iglau ein, beſtand

nur einige kleine Gefechte und näherte sich bei Znaym an der Taya wieder dem Centrum.

Auf dem äußersten rechten Flügel der Preußen war die Garde-Landwehr unter General von Rosenberg eben zur Verstärkung der preußischen Hauptarmee aus Sachsen in Böhmen eingerückt, als sie Befehl erhielt, ihren Marsch auf Prag zu richten. Diese Hauptstadt Böhmens konnte nach der Flucht der österreichischen Nordarmee nicht mehr geschützt werden. Auch in dieser größeren Stadt zeigte sich die Preußenangst so blind und dumm, wie in den Dörfern. Was fliehen konnte, floh. Tausende von Flüchtigen bedeckten die Straßen, die nach Süden führten. Die Angst aber wurde von der Regierung und von der czechischen Aristokratie selbst genährt, um jede freundliche Berührung, um jedes Verständniß der Bevölkerung mit den Preußen zu verhindern. Deshalb mußten alle Staatsdiener flüchten. Die Stadt wurde für eine offene erklärt und am 8. Juli zogen die Preußen, ohne den geringsten Widerstand zu finden, mit klingendem Spiel in Prag ein, wo sie vorläufig nur 8000 Mann als Besatzung zurückließen. General von Rosenberg kündigte Lieferungen für die preußische Armee an, gewährte den Personen und Privateigenthum Sicherheit, forderte die Bewohner auf, ruhig wie sonst ihre Läden zu öffnen, bedauerte die unsinnige Flucht der Behörden und so vieler Einwohner, lud sie zur Rückkehr ein und hielt in Verbindung mit dem Magistrat die gute Ordnung aufrecht. — Von Prag aus wurde auch Pilsen von den Preußen besetzt.

Rosenberg hatte, als er gegen Prag marschirte, einen Aufruf „an die Einwohner des glorreichen Königreichs Böhmen" erlassen, worin es hieß: „In Folge des gegen unsre Wünsche vom Kaiser von Oesterreich herbeigeführten Krieges betraten wir nicht als Feinde und Eroberer, sondern mit voller Achtung für eure historischen und nationalen Rechte euern heimathlichen Boden. Nichts liegt uns ferner als die Absicht, euern gerechten Wünschen nach Selbständigkeit und

freier nationaler Entwicklung entgegen zu treten. Sollte unſere gerechte Sache obſiegen, dann dürfte ſich vielleicht auch den Böhmen und Mähren der Augenblick darbieten, in welchem ſie ihre nationalen Wünſche gleich den Ungarn verwirklichen können.“ Der Aufruf wurde wohl ſchon vor der Schlacht bei Königgrätz geſchrieben und iſt ſpäter vom Grafen Bismarck desavouirt worden, indem Aeußerungen eines Generals im Felde keine Staatsurkunde ſeyen. Daß etwa 8000 gefangenen Ungarn, die man in Neiſſe concentrirte, die Wahl gelaſſen wurde, unter Klapka's Führung ſich bewaffnen zu laſſen und in Ungarn einzufallen, iſt Thatſache, obgleich auch dieſes Unternehmen, mit zu ſchwachen Kräften ausgeführt, mißlang, denn Klapka mußte bald über die ungariſche Grenze zurück flüchten.

In Böhmen war das Volk viel zu unwiſſend und fanatiſirt, um nur zu verſtehen, was der Aufruf andeutete. In blinder Angſt floh die Bevölkerung ihren Beamten nach.

Der letzte Kampf in dieſem blutigen Kriege erfolgte unterhalb Wien. Benedek hatte ſich nämlich, als ihm der Kronprinz den nächſten Weg von Olmütz nach Wien verlegte, über die kleinen Karpathen nach Ungarn zurückziehen müſſen und war über Trentſchin nach Preßburg gezogen. Dahin nun rückte ihm Prinz Friedrich Karl entgegen, am linken Ufer der March. Die Division Franſecky überſchritt am 21. die March und ſtieß am folgenden Tage bei Blumenau, kaum eine Stunde von Preßburg, auf den Feind. Hier wurden die Oeſterreicher vom Grafen von Thun commandirt. Die Preußen verſtärkten ſich noch durch eine Diviſion Fußvolk und eine Diviſion Reiterei und nach einem heftigen Artilleriegefecht, welches faſt den ganzen Vormittag dauerte, gelang es einer Brigade der Preußen unter General Boſe auf ſchwierigen Wegen dem Feind in den Rücken zu kommen, als gegen 12 Uhr Feldmarſchall-Lieutenant von Thun einen Parlamentär an den Generallieutenant von Franſecky ſchickte mit der Meldung aus Wien, ein fünftägiger Waffenſtillſtand ſey abgeſchloſſen. Zu ihrem

Bedauern mußten nun die Preußen das Gefecht abbrechen und zurückgehen. Und General Bose, der nicht mehr eine halbe Meile weit von Preßburg stand, mußte seine Glieder den dorthin zurückziehenden Oesterreichern öffnen. Ohne diesen Zwischenfall wäre Preßburg zweifellos noch an demselben Tage in die Hände der Preußen gefallen.

Von den in Neisse concentrirten ungarischen Gefangenen ließen sich einige tausend bereden, unter Führung des bekannten Klapka eine Legion zu bilden und einen Einfall in Ungarn zu machen. Man war im Kriegszustande und Preußen nahm keinen Anstand, derjenigen ungarischen Partei Vorschub zu leisten, die Oesterreich am feindlichsten war. Klapka rückte wirklich noch im Juli aus Schlesien durch den Jablunkapaß ins Trentschiner Comitat von Ungarn ein, mußte aber bald wieder umkehren, da Preußen bereits mit Oesterreich einen Waffenstillstand einging. Von Preußen aufgegeben, wollte Klapka auf eigene Hand die österreichische Regierung bekriegen, aber seine Legion lief auseinander, am 29. Juli. Die meisten Gefangenen hatten sich ihm nur angeschlossen, um frei zu werden, und kamen freiwillig zu ihren Regimentern zurück. Der Rest, etwa 2000, kehrte mit Klapka nach Schlesien um.

Unterdeß hatten sich die [illegible] des Prinzen Friedrich Karl und die Elbarmee an der Taya vereinigt und die des Kronprinzen rückte in die gleiche Front, die nur eine Linie von neun Meilen bildete. Von allen drei Armeen wurden Truppen an die Donau vorgeschoben, bis Stockerau, welches nur drei Meilen und bis Gensendorf, welches vier Meilen von Wien liegt. Da man nun in Wien auf die Hülfe von Frankreich her vergebens harrte, griff die Wiener Regierung zu einem verzweiflungsvollen Mittel. Ein furibunder Aufruf verlangte nichts Geringeres, als daß die so lange mißregierten Völkerschaften Oesterreichs sich in Masse erheben sollten, um den Feind zurückzu-

treiben. Die Insurrection Ungarns wurde aufgeboten, wie zur Zeit Maria Thereſias. Steyriſche Alpenjäger wurden in der Eile organiſirt und der Landſturm von Ober- und Niederöſterreich ſollte Wien zu Hülfe eilen. Aber alle dieſe Verſuche ſchlugen fehl. Die Bevölkerungen ließen ſich nicht mehr für ein Syſtem begeiſtern, in dem bei ewigen Frontveränderungen und Widerſprüchen in der äußern Politik eigentlich nichts Syſtematiſches mehr übrig geblieben war, als die Judenwirthſchaft, das große Pumpgeſchäft, womit man die Bevölkerungen ausſaugte.

Ungarn hätte die beſte Hülfe leiſten können, aber es wollte nicht. Es erhob ſogleich Einſpruch gegen jede neue Rekrutirung, als den Landesgeſetzen zuwider. Peſti Naplo, das Organ Deaks, brachte am 16. Juli einen Artikel, welcher wahrſcheinlich von Deak ſelbſt in Folge einer Abgeordnetenconferenz verfaßt wurde. Darin heißt es: „Wir müſſen uns wiederholt darauf berufen, daß die Achtung der Verträge dem Reiche in der Vergangenheit Kraft, Ungarn aber Sicherheit verliehen hat und daß die Schwäche der Monarchie und die Leiden Ungarns gleichzeitig von der Vernichtung der Verträge datiren. Ein beträchtlicher Theil des Reiches iſt von feindlichen Heeren überſchwemmt, nur Ungarn ſteht noch frei da. Aber Ungarn iſt todt. Mit Ungarn kann alles oder mindeſtens vieles gethan werden. Aber Ungarn ſelbſt kann nichts thun, denn ihm ſind die Hände gebunden. Was ſeine Hände frei machen, ihm wieder Leben einhauchen kann, das iſt einzig und allein eine parlamentariſche Regierung. Die Lage der Monarchie und das Intereſſe Ungarns erheiſchen, daß die Regierung jene Energie beſitze, welche von außergewöhnlichen Verhältniſſen verlangt wird, ſowie jene Kraft, welche nur die Eintracht der ganzen Nation verleihen kann. Solch eine Energie und ſolche Kraft kann in Ungarn nur eine parlamentariſche Regierung beſitzen. Wenn Ungarn für die Monarchie, für die Verträge noch etwas thun kann, ſo iſt dies nur dann möglich, wenn ihm die Freiheit

der Action wiedergegeben, wenn an seine Spitze eine Regierung gestellt wird, welche der Ausfluß des Nationalwillens ist und in welcher die Nation eine Garantie ihres Bestandes und ihrer Rechte erblickt."

In Wien selbst herrschte ungeheure Bestürzung. Wer Schätze zu bergen hatte, flüchtete nach Ungarn. Die Kaiserin mit den Kindern wanderte nach Pesth aus. Ungeheure Wagenzüge schleppten Geld und Kostbarkeiten aller Art nach Ungarn. Die Reichen wanderten massenhaft aus und in noch größern Massen floh umgekehrt das Landvolk mit seiner Habe in die große Hauptstadt, die ihm mehr Sicherheit zu bieten schien als das platte Land. Mitten in der Verwirrung aber rathschlagte der Stadtrath über eine Adresse an den Kaiser voll gerechter Vorwürfe, die aber jetzt nicht mehr am Platze waren. Unverbesserliche Doctrinäre suchten auch jetzt noch das einzige Heil in den Paragraphen der Reichsverfassung, statt an die Rettung des Staats zu denken, den der Feind überfluthete. Wollte man, indem der Feind schon vor den Thoren stand, im Innern eine nützliche Reform vornehmen, so hätte man, wie ein geistreicher, jetzt nicht mehr lebender Mann sagte, in Wien 1200 Galgen aufrichten müssen, um die Blutegel des Staatsvermögens daran zu hängen.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung, die während dieses ganzen Krieges Preußen aufs gehässigste bekämpfte und Oesterreich vertheidigte, konnte doch nicht umhin, am 20. Juli eine Correspondenz aus Wien abdrucken zu lassen, worin es hieß: „Von der Sorte Patriotismus, die sich hier jetzt breit macht, haben Sie keinen Begriff. Als der Feind noch ganz hinten in Böhmen stand, da war die Tapferkeit der Corpsführer der hauptstädtischen Bevölkerung eine nahezu menschenfresserische. Keine Maßregel war ihnen energisch genug. Kinder und Weiber wollten sie aufbieten, um die Eindringlinge zu vertilgen, und sie waren jederzeit bereit, zwei Gulden Eintrittsgeld zu opfern, wenn Schwender in der ‚Neuen Welt' in der Lage gewesen wäre, ein

ganisirung der steyrischen Alpenjäger, ein Lieblingsgedanke des Grafen Mensdorff, schlug gänzlich fehl. Das Landvolk weigerte sich und man konnte nur einige Haufen, meist fremde Leute, zusammenbringen.

Am bittersten äußerte sich die Wiener „Presse," als die Regierung Anstalt machte, Wien zu vertheidigen. „Auf den Feldern von Königgrätz haben Tausende für den s. g. ‚deutschen Beruf' Oesterreichs geblutet. Vor den Schanzen von Florisdorf werden Tausende für die angebliche ‚deutsche Sendung' Oesterreichs fallen. Die Minister aber, welche diese Tausende ins Feuer und in den Tod senden, haben alles gethan, um das Deutschthum in Oesterreich zu verdrängen. Sie haben zu Gastein das deutsche Bundesrecht geopfert, sie haben im September-Patent das deutsche Verfassungsrecht, das deutsche Element in Oesterreich untergraben. Wer für Swatopluk und Arpat streitet, der schließe Frieden mit Preußen, und vergieße keines Mannes Blut für eine Sache, die nie die seinige war."

Der österreichische Minister Graf Belcredi, bisher eifriger Patron der Czechen, rieth dem Kaiser, sich auf die zahlreichen Slaven seines Reichs zu stützen, um durch sie die unzufriedenen Ungarn und Deutsch-Oesterreicher zu neutralisiren, wie das schon einmal im Herbst 1848 geschehen war, als Wien noch dem kaiserlichen Heere widerstand und Ungarn sich ganz vom Kaiser losgerissen hatte. Zu diesem Behuf nun wurden im Anfang des August die berühmtesten Führer der Czechen, Palacky und Rieger, nach Wien berufen und luden zu einer großen Conferenz aller slavischen Notabilitäten ein, die auch am 8. August in Wien zu Stande kam, aber ganz erfolglos blieb, da die meisten Eingelabenen, der hohe Adel Böhmens, die Polen Galiziens, die Slovenen aus Krain ꝛc. gar nicht erschienen, das slavische Häuflein äußerst klein blieb und sich auch mit dem föderalistischen Programm Palackys und Riegers nicht vereinigen konnte, weil dasselbe zu complicirt war. Das Mißlingen dieser Conferenz trug wesentlich dazu bei, daß der Kaiser das unglückliche System des Dualismus, der

Trennung seines Reichs in zwei Hälften diesseits und jenseits der Leitha einging.

Die Slaven bilden allerdings die Mehrheit in der österreichischen Monarchie, aber sie sind niemals einig gewesen. Die Böhmen und die Südslaven verstehen sich nicht. In Galizien ist der Adel polnisch, das Volk ruthenisch, und beide hassen sich. Die Ruthenen sind den Russen verwandt, gehören der nicht unirten griechischen Kirche an, stehen daher unter einer russenfreundlichen Leitung, deren journalistisches Organ der „Slowo" ist. Dieser erklärte damals, die Ruthenen seyen wahrhafte Russen, die deshalb jederzeit zum Russenthum halten müßten. Ein Zusammengehen der Galizier mit den Böhmen kann daher kein ehrliches seyn, so lange die Böhmen selbst sich nicht an Rußland hängen, sondern lieber die Hegemonie im österreichischen Kaiserstaat erringen möchten.

Da nun der Kaiser von Oesterreich weder von Frankreich eine bewaffnete Hülfe erhielt, noch auch seine eigenen Völker dem Massenaufgebot Folge leisteten und ihm noch obendrein Vorwürfe machten, blieb ihm nur die Wahl, einen Angriff der noch überaus starken und sieggewohnten Preußen auf Wien auszuhalten oder um Frieden zu bitten. Um zunächst Wien vor einem Handstreich zu decken, ließ er Florisdorf an der Donau stark befestigen*) und in Eilmärschen wenigstens einige Corps der siegreichen Südarmee aus Italien her-

*) Nichts war vorbereitet, daher im Anfang noch alles dabei wild herging. Die Schanzen waren noch lange nicht fertig, als die Preußen schon heranrückten. Eine dieser Schanzen sollte von Sachsen besetzt werden, deren Commandant desfalls eine ausführliche Instruction erhielt. Als er aber an Ort und Stelle kam, war keine Schanze da. Man hatte den Platz dazu erst mit Pfählen ausgesteckt. Eine andere Schanze wurde mit gezogenen Kanonen armirt, aber von Rekruten bedient, die noch nie eine solche Kanone gesehen hatten. Eine dritte Schanze erhielt Munition, die nicht zu den Geschützen paßte.

beirufen. Erzherzog Albrecht eilte voraus und kam nach Wien. Als Sieger in Italien erließ er am 13. Juli noch eine ermuthigende Proclamation an die Truppen. Allein seine Streitkräfte reichten noch lange nicht aus, um in Verbindung mit den matten Resten der Nordarmee Wien gegen den Ansturm des weit überlegenen preußischen Heers zu decken, und so blieb nichts übrig, als um Frieden zu bitten.

Der Timescorrespondent schrieb damals aus Ebenthal: „Die preußischen Armeen stehen nun bei einander und in einer großen Masse concentrirt gleichen sie einem auf dem Sprunge liegenden Löwen, bereit, sich auf die Donau zu stürzen, wenn die Friedensunterhandlungen fehlschlagen sollten und die Befehle zum Vorrücken von Nikolsburg aus den verschiedenen Commandeuren durch die Feldtelegraphen zugeblitzt werden. Die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl steht dicht bei Roßbach unmittelbar vor der Demarcationslinie. Ein starkes Corps ist auf dem linken Ufer der March postirt, um die Flanke der Armee zu decken oder nach Umständen deren Vorhut zu bilden. Die Elbarmee unter General Herwarth steht auf dem rechten Ufer der March und die zweite Armee unter dem Kronprinzen steht hinter der ersten und befindet sich in der Lage, nach jeder Richtung hin vorzugehen, wie es erforderlich seyn würde.“ Man kann sich denken, mit welcher Begierde der preußische Soldat den Augenblick entgegensah, in welchem der Befehl zum Angriff auf Wien gegeben werden würde. Nach Wien wünschte er sich hinein, wäre es auch nur gewesen, um jene Barbaren zu beschämen, die den Croaten die Plünderung Berlins versprochen hatten. Der preußische Soldat würde den Wienern durch musterhafte Mannszucht nnd Humanität imponirt haben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Wien sich gegen die preußische Kriegsmacht würde haben halten können, da die österreichische Südarmee noch lange nicht in hinreichender Stärke herbeigekommen war.

Die preußischen Truppen hätten sehr gerne ihre Siege durch die Eroberung Wiens gekrönt. „Heute Abend," schreibt der Timescorrespondent am 20. Juli, „sind die Kirchthürme Wiens von einer Anhöhe aus zu sehen, denn das schwere Gewölk, welches diesen Morgen am Himmel hing, hat sich verzogen und gegen Abend spielte der helle Sonnenschein auf dem Metallwerk, welches die Thurmspitzen ziert. Doch haben die, welche hier von Ebenthal aus nach der österreichischen Hauptstadt sehnsüchtig hinüberschauten, nur einen Blick in das gelobte Land gethan, das zu betreten ihnen nicht beschieden ist. Nicht etwa, als fürchteten sie, daß die Donau und die Schanzen bei Florisdorf sie aufzuhalten vermöchten, nein — sie besorgten nur, daß die französische Diplomatie zwischen die Kämpfenden getreten sey und dem weiteren Fortschritt der kampflustigen Krieger Einhalt gethan habe."

Die Unterhandlungen wurden in dem Schlosse Nikolsburg gepflogen, in welchem der König von Preußen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Dieses schöne hochragende Schloß an der Taya ist der alte Sitz der ausgestorbenen Fürsten von Dietrichstein. Durch die letzte Erbtochter, die sich mit dem Grafen und Minister Mensdorff-Pouilly vermählte, kam es in dessen Besitz. Es ist eins der größten Schlösser in Oesterreich mit einem schönen Schloßgarten und prachtvoller Aussicht. In denselben Zimmern, welche der König sich auswählte, hatte nach der Schlacht bei Austerlitz auch Napoleon gewohnt.

Der Gang der Verhandlungen war folgender. Schon unmittelbar nach der übereilten Abtretung Venetiens an Frankreich hatte Napoleon III., wenn er auch nicht gesonnen war, Oesterreich mit bewaffneter Hand zu helfen, doch durch seinen bisherigen Gesandten in Berlin, Grafen Benedetti, Preußen auffordern lassen, Oesterreich den Frieden zu geben, wobei sich der Kaiser auf das Programm zurückbezog, welches sein Schreiben vom 11. Juli enthalten hatte. Es mußte für Napoleon III. von hohem Werthe seyn, wieder einmal als

großer Friedensstifter, gleichsam als europäischer Schiedsrichter zu erscheinen, und wenn es zugleich den Anschein hatte, als sey es sein Einfluß allein, der Preußen bestimme, im Siege Maaß zu halten, so konnte er einigermaßen verschmerzen, daß ihm sein ursprünglicher Plan (der Austausch Schlesiens), der ihm die Rheinprovinzen eingetragen haben würde, mißlungen war. Seinen Andeutungen, Frankreich verdiene eine Compensation, wurde von der preußischen Regierung nicht Folge gegeben. Es scheinen auch nur Andeutungen, nicht Forderungen gewesen zu seyn.*)

Preußen machte zur Friedensbedingung die Einverleibung

*) Die Augsb. Allg. Zeitung vom 15. Februar 1867 äußerte sich: „Es darf wohl jetzt als gewiß angenommen werden: 1) daß zu Ende Juli oder zu Anfang August vorigen Jahres durch den französischen Gesandten, Herrn Benedetti, in Berlin eine Entschädigung für Frankreich zur Herstellung des durch die preußischen Annexionen gestörten politischen Gleichgewichts angeregt, dieses Ansinnen jedoch in Berlin bestimmt abgelehnt wurde, und 2) daß die Ausgleichung in der Abtretung von Rheinhessen mit Mainz und von Rheinbayern an Frankreich bestehen sollte. Wenigstens haben die Mittheilungen der Brüsseler Correspondence (Allgem. Zeitung Nr. 10 S. 149) nirgends eine zuverlässige Widerlegung gefunden, sie wurden vielmehr durch manche andere Umstände unterstützt. Die französische Presse hat den tiefen Eindruck zu erkennen gegeben, welchen der gewaltige Fortschritt zur Macht deutscher Einheit in Frankreich hervorgebracht hat. Hat ja doch Thiers in seiner historischen Weisheit noch im Mai vorigen Jahrs unter dem Beifall des gesetzgebenden Körpers die Theorie entwickelt: Deutschland sey im Sinne des europäischen Gleichgewichts von jeher und namentlich im Geiste der Verträge von 1815 zu ewiger Zerrissenheit bestimmt, weil der geeinigte Germanismus eine furchtbare Gefahr für jenes Gleichgewicht enthalte. Die deutsche Nation hat diesen Thatsachen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nur wenn der norddeutsche Bund constituirt und die militärische Einigung Süddeutschlands im Anschluß an Preußen vollbracht ist, wird Deutschland vor allen französischen Rheingelüsten hinreichend gesichert seyn."

der Elbherzogthümer und der Bundesländer, durch welche die beiden Hälften Preußens bisher getrennt gewesen, in das preußische Reich, die von Preußen vorgeschlagene Bundesreform und die Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Bunde. Nach einem so großen Siege mäßige Forderungen, sofern Preußen das österreichische Gebiet intact ließ und auch vom südwestlichen Deutschland nichts forderte. Napoleon III. lag daher Oesterreich dringend an, diese Bedingungen anzunehmen, Oesterreich aber lehnte sie dennoch am 11. Juli ab. Man bemerkte, daß Herr von Beust, sächsischer Minister, der mit seinem Herrn nach Wien geflüchtet war und dort großes Vertrauen genoß, in aller Eile in diesen Tagen nach Paris gereist war, von wo er am 17. Juli wieder nach Wien zurückkehrte. Er scheint beim Kaiser der Franzosen nicht viel ausgerichtet zu haben, denn als Preußen am 14. Juli erklärte, es werde keinen Waffenstillstand schließen, der nicht zugleich die Friedenspräliminarien enthalte, empfahl Napoleon III. Oesterreich abermals, darauf einzugehen. Da nun mittlerweile die preußischen Heersäulen bis an die Taya gerückt waren und auch die süddeutschen Bundesgenossen nur Niederlagen erlitten, bequemte sich Oesterreich am 22. Juli zu einer fünftägigen Waffenruhe, die am 26. verlängert und am 2. August in einen vierwöchentlichen Waffenstillstand umgewandelt wurde, bis der definitive Frieden zu Prag abgeschlossen seyn würde, wo die Bevollmächtigten zusammentreten sollten.

Die am 26. Juli zu Nikolsburg unterzeichneten Friedenspräliminarien stellten fest:

„Art. I. Der Territorialbestand der österreichischen Monarchie mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs bleibt unverändert. Se. Majestät der König von Preußen verpflichtet sich, seine Truppen aus den bisher von denselben occupirten österreichischen Territorien zurückzuziehen, sobald der Friede abgeschlossen seyn wird, vorbehältlich der im definitiven Friedensschlusse zu treffen-

den Maßregeln wegen einer Garantie der Zahlung der Kriegsentschädigung.

Art. II. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaats. Ebenso verspricht Seine Majestät das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Se. Maj. der König von Preußen nördlich von der Linie des Main begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt.

Art. III. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich überträgt auf Se. Majestät den König von Preußen alle seine im Wiener Frieden vom 30. Oct. 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig, mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.

Art. IV. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich verpflichtet sich, behufs Deckung eines Theils der für Preußen aus dem Krieg erwachsenen Kosten an Se. Majestät den König von Preußen die Summe von 40 Mill. Thlrn. zu zahlen. Von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, welche Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich laut Art. 12. des gedachten Wiener Friedens vom 30. Oct. 1864 noch an die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit 15 Mill. Thalern, und als Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußische Armee bis zum Friedensschluß in den von ihr occupirten österreichischen Landestheilen haben wird, mit 5 Mill. in Abzug gebracht werden, so daß nur 20 Mill. baar zu zahlen bleiben.

Art. V. Auf den Wunsch Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich erklärt Se. Majestät der König von Preußen sich bereit, bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorialbestand des Königreichs Sachsen in seinem bisherigen Umfange bestehen zu lassen, indem er sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung des Königreichs Sachsen innerhalb des norddeutschen Bundes durch einen mit Sr. Majestät dem König von Sachsen abzuschließenden besonderen Friedensvertrag näher zu regeln. Dagegen verspricht Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, die von Sr. Majestät dem König von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen, anzuerkennen.

Art. VI. Se. Majestät der König von Preußen macht sich anheischig, die Zustimmung seines Verbündeten, Sr. Majestät des Königs von Italien, zu den Friedenspräliminarien und zu dem auf dieselben zu begründenden Waffenstillstand zu beschaffen, sobald das venetianische Königreich durch Erklärung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Italien gestellt seyn wird.

Art. VII. Die Ratifikationen der gegenwärtigen Uebereinkunft werden binnen längstens zwei Tagen in Nikolsburg ausgetauscht werden.

Art. VIII. Gleich nach erfolgter und ausgetauschter Ratifikation der gegenwärtigen Uebereinkunft werden Ihre beiden Majestäten Bevollmächtigte ernennen, um an einem noch näher zu bestimmenden Ort zusammenzukommen und auf der Basis des gegenwärtigen Präliminarvertrags den Frieden abzuschließen und über die Detailbedingungen desselben zu verhandeln.

Art. IX. Zu diesem Zwecke werden die contrahirenden Staaten, nach Feststellung dieser Präliminarien, einen Waffenstillstand für die kaiserlich österreichischen und königlich sächsischen Streitkräfte einerseits

und die königlich preußischen andrerseits abschließen, dessen nähere Bedingungen in militärischer Hinsicht sofort geregelt werden sollen. Dieser Waffenstillstand wird am 2. August beginnen und die im Augenblicke bestehende Waffenruhe bis dahin verlängert. Der Waffenstillstand wird gleichzeitig mit Bayern hier abgeschlossen, und der General Freiherr v. Manteuffel beauftragt werden, mit Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt einen am 2. August beginnenden Waffenstillstand auf der Grundlage des militärischen Besitzstands abzuschließen, sobald die genannten Staaten es beantragen. Zu Urkund des Gegenwärtigen haben die gedachten Bevollmächtigten diese Uebereinkunft unterzeichnet und ihr Siegel beigedrückt. Nikolsburg, 26. Juli 1866. Karolyi m. p. Brenner m. p. v. Bismarck m. p." — Folgen noch die Bestimmungen über die Demarkationslinie zwischen den beiderseitigen Armeen bis zum definitiven Friedensabschluß.

Nicht jedermann war mit diesem Abkommen zufrieden. Die Mittelstaaten am wenigsten. Trotz der ausdrücklichen Zusicherung Oesterreichs im Vertrage mit Bayern, keinen einseitigen Frieden ohne Bayern abzuschließen, wurde Bayern dennoch, wie auch Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt in Nikolsburg ignorirt, so daß sie allein gegen Preußen fortkämpfen mußten und, da Frankreich ihrem dringenden Hülferuf (nur Baden hat sich des Bittens in Paris enthalten) nicht nachkam, sich genöthigt sahen, in Eile ihre Minister nach Nikolsburg zu schicken und den König von Preußen um Frieden zu bitten.

Auch in Oesterreich gab es noch einige muthige Leute, die mit dem raschen Abschluß der Präliminarien nicht zufrieden waren und lieber eine Schlacht noch vor Wien gewagt hätten. Wenigstens ließen sich etwas später Stimmen vernehmen, ganz Ungarn würde für den Kaiser aufgestanden seyn, wenn er damals schon alle Forderungen der

Ungarn bewilligt hätte. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Ungarn dieſes Opfer gebracht haben würden, wozu damals die Vorbereitung und die Bürgſchaft fehlte.

Auch im preußiſchen Lager war nicht jedermann mit den Präliminarien zufrieden. Es fehlte nicht an feurigen Männern, die gern den Sieg noch ein wenig weiter verfolgt hätten. Sie fürchteten, der Friede werde den Beſiegten noch zu viele Macht übrig laſſen und das große Werk einer Verjüngung Deutſchlands ſey nur halb gethan. Indeſſen durfte wohl erwogen werden, daß Preußen in Gefahr kam, wenn es mehr verlangte, oder, wenn es den Krieg bis aufs äußerſte fortſetzte, nicht nur die Deutſchen, die es an ſich heranziehen wollte, nur noch tiefer gegen ſich zu erbittern, die wahre Verſöhnung zu erſchweren, ſondern wahrſcheinlich auch fremde Einmiſchung herauszufordern. Denn wie glücklich ſich auch Deutſchland preiſen könnte, wenn es mit allen ſeinen Millionen unter preußiſcher Führung in einem großen Reiche vereinigt wäre, ſo war doch der gegen Preußen kämpfende Theil des deutſchen Volks noch nicht politiſch reif genug, um den Vortheil und Ruhm einer großen Nationaleinheit zu begreifen, wie viel auch immer dafür geredet, geſungen und toaſtirt worden war. Und das Ausland mußte unter dieſen Umſtänden ſich der Feinde Preußens in Deutſchland möglichſt annehmen, um eine völlige Vereinigung Deutſchlands unter Preußen zu verhüten. Dazu genügte eine diplomatiſche Intervention. Eine bewaffnete wäre nur dann erfolgt, wenn Preußen ſich mit den Nikolsburger Präliminarien nicht begnügt hätte. Preußen hatte nur die Wahl, ganz Deutſchland bis an die italieniſche Grenze zu unterwerfen, beſetzt zu halten und gegen jeden innern und äußern Feind zu vertheidigen, eine Anſpannung ſeiner Kräfte, die man ihm wohl kaum zumuthen konnte, oder nach der Verdrängung Oeſterreichs aus dem deutſchen Bunde, die ihm gelungen war, mit den übrigen Deutſchen, anſtatt ſie zu terroriſiren,

eine friedliche, parlamentarische und commerzielle Verständigung zu suchen. Es wählte das letztere.

Wir schließen hier die Kriegsgeschichte, soweit sie den Kampf in Böhmen und Oesterreich betrifft, und lassen erst im nächsten Bande die Geschichte der Kämpfe Preußens mit den Mittelstaaten bis zu den sämmtlichen definitiven Friedensschlüssen nachfolgen.

Oesterreich verlor außer Venetien, was es ohne alle Noth dahingegeben hatte, kein Dorf in diesem blutigen Kriege, allein es erlitt die schwersten Verluste an Menschen und Geld und an seiner bisherigen Machtstellung. Im österreichischen Militärkalender wurde übersichtlich zusammengestellt, wie viel die österreichische Nordarmee an Mannschaft, ohne die Offiziere, eingebüßt hatte: 8484 Mann blieben todt, 19,896 wurden verwundet und 34,417 vermißt. Die meisten Verwundeten wurden auch gefangen, so daß, die Vermißten eingerechnet, die Zahl der österreichischen Gefangenen nach preußischen Berichten sich auf 49—50,000 belief. Davon wurden nach amtlichen Berichten nach dem Friedensschluß 41,800 allein mit der Eisenbahn bei Oberberg über die Grenze zurückbefördert. Unter den Gefangenen befanden sich nur 8000 Deutsche, fast alle verwundet, und 40,000 Ungarn, fast alle unverwundet. Die deutschen Truppen Oesterreichs hatten am meisten geleistet und am meisten gelitten, mehrere Regimenter waren fast ganz aufgerieben. Die preußischen Siege und die rasche Verfolgung des Feindes erklären die große Zahl der österreichischen Gefangenen, die sich wie hundert zu eins zu den kaum 500 preußischen Gefangenen verhielt, welche die Oesterreicher nach dem Friedensschluß auslieferten. In gleichem Verhältniß wurden über 20,000 österreichische Verwundete in preußischen Lazarethen verpflegt und nur 200 preußische Verwundete in den österreichischen.

Die Preußen verdanken ihren großen Sieg weder ihren Zündnadelgewehren, noch ihrer Tapferkeit allein, sondern in weit höherem Maaße ihrer Disciplin, der vollen Harmonie zwischen Generalen,

Offizieren und Gemeinen, der musterhaften Ordnung in der Armeeorganisation, in der Verwaltung, und der vortrefflichen Führung, überhaupt dem Geiste, der die ganze Armee durchdrang. Es war kein leeres Wort, wenn man sagte, daß man hier ein Volk in Waffen vor sich hatte. In der österreichischen wie in andern Armeen herrscht ein Offizierscorps, welches sich ein für allemal dem Militärdienst gewidmet hat, gewissermaßen eine ausschließliche Zunft über dem gemeinen Volk der Soldaten, was eben so ausschließlich den niedrigsten und ungebildetsten Classen entnommen ist. In der preußischen Armee dagegen ist die große Lücke zwischen jenen beiden Classen dadurch ausgefüllt, daß junge Männer aller Stände und Bildungsgrade ohne Unterschied als Gemeine neben einander dienen und die Gebildeteren den Ungebildeteren zum Muster dienen, während zugleich Männer des verschiedensten Lebensberufs im Kriegsfall als Landwehroffiziere gleich berechtigt und gleich geehrt den Offizieren des stehenden Heeres sich anschließen. Dadurch allein wird es möglich, sowohl die Rohheiten des gemeinen Mannes auszurotten, als auch den Kastengeist der Offiziere einzuschränken und alle Bestandtheile der Armee wie mit dem Bewußtseyn der Ehre überhaupt, so auch mit dem gleicher Ehre zu erfüllen. Die großen Erinnerungen des Jahres 1813 lebten in der preußischen Linie und Landwehr fort, und die Söhne zeigten sich ihrer Heldenväter vollkommen würdig.

Den größten Antheil am Siege schrieb man allgemein dem Generalstabschef der preußischen Armee, General von Moltke zu. Der Timescorrespondent während des Krieges schrieb über ihn aus Brünn: Dieser geschickte Stratege, welcher der Hauptleiter der Bewegungen war, durch welche die drei preußischen Armeen, von verschiedenen Punkten ausgehend, in der geeigneten Stunde bei Königgrätz versammelt waren, erschien, mit Ausnahme in jener Hauptschlacht, nie in der Front der Armee. In einiger Entfernung im Rücken der Armee saß er ruhig vor seinem Pulte und zeichnete auf der Karte die

Bewegungen der Truppen vor, und vermittelst des Feldtelegraphen sandte er mit Blitzesschnelle die Befehle an die commandirenden Generale, und that dies mit solcher Geschicklichkeit und Vorsicht, daß nicht Eine Bewegung fehlschlug und jede Combination im richtigen Moment gemacht wurde. Dabei rühmt der Correspondent den General wegen seiner Schweigsamkeit. Er habe große Sprachkenntnisse, aber man nenne ihn in der Armee nur den Mann, der in sieben Sprachen schweigt.

Ein Artikel des Halleschen Volksblatts vom 18. Juli sagte mit Wahrheit: „Wie Blitz und Schlag folgten die Begebenheiten, die ganze dumpfe, schwüle Atmosphäre plötzlich abklärend, erfrischend und hell beleuchtend. Während man fast unsere ganze Armee am Ostende der Monarchie, an der böhmisch-mährischen Grenze versammelt wußte, sah man plötzlich aus dem entblößten Rheinland und Westphalen von Westen her preußische Pickelhauben in beide Hessen und Hannover zugleich einrücken. Wie auf dem Schachbrett so sicher ohne Fehl, Zug um Zug gingen die Evolutionen. Eine feste, nicht zuckende Hand und ein helles, wachsames Auge im Mittelpunkt all der regierenden Blitzdrähte ward offenbar. Nicht die knappen, wie am Schnürchen laufenden militärischen Operationen allein, die wundersame Organisation des ganzen Vorgehens, welche Verwaltungsmaßregeln, Verkehrsmittel, alles mit eins umfaßte, mußte Verwunderung erregen.“

JUN 17 1968